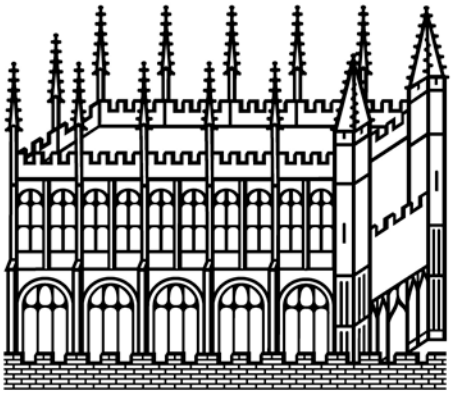


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

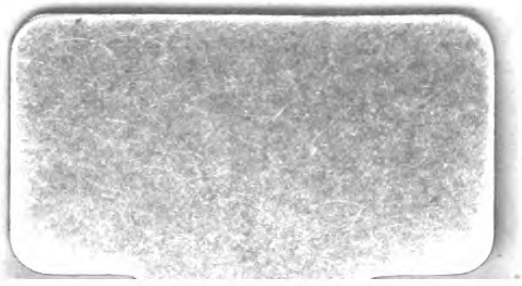
For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Bought from Nonsuch, Donn

Vet. Ger. III A. 622



G. A. Bürger's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Sechster Band.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Christiani.
1824.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 DEC 1970
OF OXFORD
LIBRARY

G. A. Bürger's

vermiſchte Schriften.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Vierter Theil.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Chriſtiani.
1824.

Inhalt des sechsten Bandes.

Vermischte Schriften. Vierter Theil.

I. Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern. . . . . Seite 3

II. Über Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. . . . . = 35

III. Zwei Freimaurer-Reden.

1. Über die Zufriedenheit. . . . . = 83

2. Über den moralischen Muth. . . . . = 96

IV. Poetische Fragmente.

1. Dido. Ein episches Gedicht, aus Virgil's Äneis gezogen. . . . . = 131

2. Anfang einer Bearbeitung des Froschmäuslers. . . . . = 161

3. Bellin. Erster Gesang. . . . . = 166

V. Prosaische Fragmente.

1. Aus Daniel Wunderlich's Buche. . . . . = 179

2. Die Republik England. . . . . = 200

Druckfehler.

Im sechsten Bande.

Seite	21,	Zeile	3 v. u., statt sowohl, lies so wohl.
=	28,	=	8 v. u., st. Gebiete, l. Gebiethe.
=	54,	=	3 v. u., st. lassen., l. lassen.„
=	89,	=	9, st. Delai, l. Dalai.
=	165,	=	1, st. Wollt, l. Wollt'.
=	175,	=	4 v. u, st. Collecteurs, l. Collecteure.
=	181,	=	3 v. u., l. ich!„ — „Und.
=	188,	=	13, st. pstegten, l. pflegten.
=	205,	=	3, st. Jannuar l. Januar.
=	= ,	=	14, st. in, l. zu.
=	227,	=	4 v. u., st. Schottländer, l. Schotten. So auch, der Gleichförmigkeit wegen, S. 230, Z. 1 u. 2 v. u., S. 231, Z. 10, S. 233, Z. 7 u. 12, S. 250, Z. 7 v. u., S. 266, Z. 6 v. u., S. 268, Z. 2, S. 287, Z. 14, S. 288, Z. 10.
=	236,	=	10, l. Benehmen der.
=	248,	=	7 v. u., streiche das zweite eine.
=	266,	=	1 v. u., st. Schottländischen, l. Schottischen.
=	271,	=	3, streiche zu
=	288,	=	9 v. u., st. Schottländische, l. Schottische.

Vermiſchte Schriften.

Vierter Theil.

I.

Vorſchlag,

dem Büchernachdrucke zu ſteuern.

Vorſchlag,

dem Büchernachdrucke zu ſteuern *).

„Das müßte aber doch mit dem T . . . l zugehen, wenn gar auf der Welt Gottes nichts wider den ſchurkiſchen Büchernachdruck helfen ſollte!„ — ſo erinnere ich mich öfters gegen dieſen und jenen Buchhändler aufgefahren zu ſeyn, wenn er mich aus meiner Geduld heraus geſeufzt, geklagt, geſchimpft, geflucht und geſacramentirt hatte. — „Ach! war die Antwort, dawider hilft nichts. Wie vielerlei iſt nicht ſchon umſonſt verſucht? Geſetze, Privilegien, Satyren und die kräftigſten Trümpfe ſind vergeblich geweſen, und werden es ſeyn. Selbſt das ſtrengſte allgemeinſte Geſetz in Deutſchland würde dawider nicht Alles ausrichten. Was iſt vollends zu erwarten, da ſo viele Fürſten ſich noch nicht ſchämen, den Stehler in ihren Ländern zu hehlen? Neulich haben wir uns faſt an die Sechzig bis Siebenzig ſchriftlich verbrüdert, wir wollten keinen Nachdruck unter unſerm Sorti-

*) Abgedruckt aus dem Deutſchen Muſeum. 1777. 2. Band. S. 435.

D. H.

ment geſtatten. Alles umſonſt! Die ehrlichern Buchhändler, wenn ſie ſchon ſelbſt nicht nachdrucken, wollen oder können deſſen ungeachtet nicht Umgang nehmen, dem Nachdrucker ſeine Waare abzukaufen und weiter zu verhandeln.„ —

Nun wohlan denn! ſprach ich zu mir ſelbſt, raffe dich einmahl auf, mein Verſtand, und ſpann' alle deine Segel bis an die Wimpel aus. Wär' es ja doch nichts Geringes, wenn du allein ausführteſt, was ſo mancher Gelehrte, ſo mancher raffinirte Buchhändler, was kein Deutſcher Potentat, was Kaiſer und Reich mit aller ihrer Macht zuſammen genommen, ja ſelbſt der fürchterliche Friedrich Eckardt*) mit ſeiner Knute und giftigen Scorpionen nicht vermochten!

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Liebe Leute, der Hiatus geſchah bloß des Spaßes und der Vorrede wegen. Denn der Vorſchlag, den ich euch darlegen will, und ſeine Erfindung bedurften ganz und gar ſo großen Hülfhohlens nicht. Schon längſt lag er mir, wie euch

*) S. Epiſtel an Tobias Göbhardt in Bamberg über eine auf Joh. Chr. Dieterich in Göttingen bekannt gemachte Schmähſchrift. 1776. 8. — Friedrich Eckardt an den Verfaſſer der Bemerkungen zu ſeiner Epiſtel an Tob. Göbhardt. 1776. 8. Fliegende Blätter, die Keinem unbekannt ſeyn ſollten, der echten Witz, Satyre und Laune zu fühlen weiß.

Allen, vor der Naſe. Der Unterſchied zwiſchen mir und euch war nur der, daß ich kurz vor mir hinſuchte und fand, Ihr aber ohne Noth eure Blicke in's Weite ſchoſſet, und nicht fandet, wie denn dieß gar oft der Fall auf Erden zu ſeyn pflegt. Wenn ich euch mein Project werde entwickelt haben, ſo wird's gehn, wie bei dem Eie des Columbus. „Ja wahrhaftig, das iſt auch wahr!„ werdet Ihr ſagen. Nun zur Sache!

Gibt es unter allen Deutſchen Buchhändlern nur funfzig, frei und rein von Nachdrucksſünden, und ſie wollen nach meinem Vorſchlage handeln, ſo getraue ich mir, ihnen zu verſprechen, daß ihnen hinfort der Nachdruck nicht nur keinen ſonderlichen Schaden mehr zufügen, ſondern daß dieſer räuberiſche Vogel Greif ganz und gar mit Leib und Seele zu Grunde gehen ſoll.

Der meiſte Büchernachdruck geſchieht, wie das Gaunern und Stehlen überhaupt, um des ſchnöden Gewinſtes willen. Nur ſelten mag er aus Muthwillen, oder Rache gegen dieſen und jenen rechtmäßigen Verleger ausgeübt werden. Gäbe es nun ein Mittel, dem Nachdrucker den ſchnöden Gewinſt, oder ſeine Rache, nicht nur gänzlich zu vereiteln, ſondern ihm ſogar noch oben drein ein beträchtliches Loch in ſeinen eigenen Beutel zu machen, ſo müßte ihn ein

böſer Geiſt plagen, wenn er noch weiter nachdrucken, und in ſeine eigenen Eingeweide wüthen wollte.

Ein ſolches und, wie mich dünkt, ſicheres Mittel aber iſt: Die Einrichtung einer förmlichen Aſſecuranz-Societät und Caſſe, aus welcher dasjenige Mitglied, welchem ein Verlags-Artikel nachgedruckt wird, eine ſolche Vergütung erhält, daß es von dem Tage an, da der Nachdruck erſcheint, ſeinen Artikel wenigſtens um die Hälfte wohlfeiler, als der Nachdrucker, verkaufen kann, und welche Societät noch über dieß ſich erlauben mag, den Nachdrucker mit Repreſſalien zu ſtrafen, ihm ſeine ſonſt rechtmäßigen Artikel, wenn er deren hat, wieder nachzudrucken und um ein halbes Spottgeld zu verkaufen, oder gar zu verſchenken.

Daß ein ſolches Inſtitut, wenn es nur einmahl erſt da wäre, den Zweck vollkommen erreichen werde, daran habe ich zwar ſelbſt mit Gewalt zu zweifeln verſucht, aber nicht vermocht. Ich ſollte alſo denken, daß auch kein Anderer daran zweifeln könnte. Ob aber die Einrichtung ſo leicht, oder gar überall möglich und thunlich ſey? das iſt eine andere Frage. Ich muß alſo den Vorſchlag weiter, und ſo deutlich, als möglich, zu entwickeln verſuchen.

Wollten die angenommenen Funfzig, — wären's Mehrere, deſto beſſer! wären's aber auch ein Zehn weniger, immer auch noch gut! — wollten ſie, ſag' ich, ſich bloß dahin

verbrüdern und verbinden: Dafern Einem von uns ein rechtmäßiger Verlags-Artikel nachgedruckt wird, ſo wollen wir unter einander ihm eine zu gleichen Theilen von uns zuſammen geſchoſſene Vergütung dergeſtalt thun, daß er ſeinen Artikel um die Hälfte wohlfeiler, als der Nachdrucker, geben kann, — ſo dürfte wohl ſolche Verbindung, wegen folgender Schwierigkeiten, bei weiten nicht hinlänglich ſeyn:

1. Vielleicht gibt der Beſchädigte, bei eintretendem Falle, den Schaden nicht richtig, ſondern zu hoch an, und denkt ſchlecht genug, ſeine Mitgenoſſen über die Gebühr in Contribution zu ſetzen.

2. Sollte der Beſchädigte jedes Mahl bei ſeinen neun und vierzig Mitgenoſſen umherwandern, und von ihnen die Beiträge einſammeln, ſo möchte es wohl gute Weile haben, ehe er Alles zuſammen brächte. Mancher Beitrag bliebe vielleicht gar im Laufe. Mühe und Correſpondenz hätte er umſonſt. Porto und andere Auslagen, — Mahnen und Warten, — wieder Mahnen und wieder Warten, — kurz, hundert Inconvenienzen würden ihm die Vergütung erſchweren, verſalzen, und am Ende wohl gar großen Theils zu Waſſer machen.

3. Es fehlt einer ſolchen Einrichtung ein feſt genug eingerammelter Mittelpfahl; es fehlt an Banden, die Mitglieder hinlänglich daran zu feſſeln. Der müßte die Men-

ſchen, ihren Eigenſinn, ihre Grillen und Launen im geringſten nicht kennen, der ſich einbilden wollte, ein ſolches ſo ſchwach in einander gefügtes Gebäude könne lange Beſtand haben. Ein Hauch der Wetterlaune eines einzigen Krauskopfs könnte die ganze Herrlichkeit, wie der Wind die Spreu, zerwehen, der äußern ungleich mächtigern Stürme, denen ein ſolches Gebäude ausgeſetzt ſeyn wird, nicht zu gedenken.

Dieſen und andern Inconvenienzen abzuhelfen, muß zugleich eine gemeinſchaftliche Aſſecuranz-Caſſe, an einem gewiſſen und bequemen Orte, unter landesherrlicher Beſtätigung und Oberaufſicht, unter ſicherer, kluger und fleißiger Verwaltung errichtet und unterhalten werden. Über die Einrichtung einer ſolchen Caſſe muß ich mich näher erklären. Die Antworten auf folgende Fragen werden hinlängliche Erläuterung enthalten.

I. Woher ſoll die Grundlage kommen?

II. Wie ſoll die Caſſe unterhalten und vergrößert?

III. Wie weit vergrößert?

IV. An welchem Orte?

V. Unter welcher Geſtalt landesherrlicher Beſtätigung und Oberaufſicht?

VI. Von wem und wie verwaltet? und endlich

VII. Nach welchen Geſetzen ſoll überhaupt die Societät ihrem Endzwecke gemäß unterhalten und fortgeſetzt werden?

I. Woher ſoll die Grundlage zur Aſſecuranz-Caſſe kommen?

Jeder der funfzig Verbündeten müßte ein Gewiſſes, etwa 50 Thaler, aus ſeiner Taſche hergeben. Dieß wird ja hoffentlich nicht zu viel ſeyn, da ich wohl annehmen kann, die Societät beſtehe größten Theils aus Hundert- aus Funfzig- Dreißig- und Zwanzig- wenigſtens doch aus Zehn- und Fünftauſend-Thaler-Leuten. Nur ein einziges Mahl auf der Meſſe minder locker gelebt, ſo ſind dieſe 50 Thaler ſchon reichlich wieder erſpart. Kurz, der müßte ein armſeliger Buchhändler ſeyn, der nicht einmahl 50 Thaler zu einem ſo nützlichen Endzwecke aus ſeiner Handlung entbehren könnte. Über dieß wird dieſe Auslage, wie ich unten zeigen werde, in der Folge mit Wucher wieder in eines Jeden Taſche zurück kehren. Sonach hätte die Societät eine Caſſe von 2500 Thalern beiſammen, woraus ſchon der Erſte von ihr, dem ein Artikel nachgedruckt würde, ja vielleicht ſchon der Zweite und Dritte, wenn die Artikel anders nicht allzu koſtbar wären, welche jedoch ſchon an ſich ſelbſt, der Koſtbarkeit wegen, dem Nachdrucke nicht ſo ſehr ausgeſetzt ſind, Schadenserſetzung bekommen könnte. Wollen und können die Zuſammentretenden die erſte Einlage noch größer machen, ſo wird es noch ſicherer und beſſer ſeyn.

Allein auf dieſe Weiſe könnten die Nachdrucker die Caſſe bald ſprengen, und immer wieder von neuen, wie im

Anfange, einzulegen, möchten die Mitglieder bald überdrüſſig werden. Dieſe Betrachtung leitet mich auf

II. Woher ſoll die Caſſe unterhalten und vergrößert werden?

1. Durch die Zinſen, welche die erſte Grundlage abwerfen kann. Denn natürlicher Weiſe darf das Capital nicht todt im Kaſten liegen, ſondern muß, gegen Verzinſung, ſicher in eine Bank oder Handlung gelegt werden, von wannen man zu allen Zeiten, ſo viel man braucht, promt zurück ziehen kann.

2. Jedes Mitglied muß, ungeachtet des bereite hergegebenen Fonds, dennoch hernach ſeine Verlags-Artikel, die es gegen den Nachdruck geſichert wiſſen will, beſonders auf eine gewiſſe beſtimmte Summe, vor dem Verkaufe, bei der Societät, oder deren Direction, einzeichnen laſſen, und davon gewiſſe beſtimmte Procent-Gelder an die Caſſe entrichten. Die einzuzeichnende Summe müßte, wenn man richtig zu Werke gehen wollte, nicht nur die auf den Artikel verwandten Koſten, ſondern auch den daraus zu hoffenden Profit in ſich begreifen. Es hat z. B. Einer von dem Artikel eine Auflage von 1000 Exemplaren gemacht. Er hofft, ſie ganz abzuſetzen, und ſetzt er ſie ganz ab, ſo kommen ihm an verwandten Koſten und Profit 1000 Thaler ein. Dann laſſe er die-

ſen Artikel auf 1000 Thaler hoch aſſecuriren, und bezahle von dieſer Summe die Procent-Gelder.

3. Da ſolche Aſſecurations-Einzeichnungen auch von Fremden, die in der Societät nicht mit begriffen ſind, angenommen werden können, und höchſt wahrſcheinlich vorfallen werden, ſo mag man auch dieſe unter die Zuflüſſe der Caſſe mit zählen. Beiläufig aber merke ich an, daß dieſe viel höhere Procente, als die beſtändigen Mitgenoſſen erlegen müßten, und aus der Caſſe, außer der Sicherheit für ihren einzeln eingezeichneten Artikel, keinen von den Vortheilen genöſſen, deren, wie unten vorkommen wird, die ordentlichen Mitgenoſſen ſich zu erfreuen haben.

Dieſe beſondere Einzeichnung iſt ein wichtiger Hauptumſtand, der niemahls abgeſchafft werden darf, wenn die Societät mit ihrer Caſſe Beſtand haben ſoll. Denn außer dem, daß

A. die Caſſe dadurch immerwährende Nahrung und Wachsthum erhält, wird

B. der Vortheil gewonnen, daß die wahre, mit Koſten und Profit verhältnißmäßige Vergütungsſumme, ſchon vor dem eintretenden Falle des Nachdrucks, beſtimmt iſt. Es wird alſo verhindert, daß Jemand in's Gelag hinein den Werth ſeines zu veraſſecurirenden Artikels angebe; indem, je höher Einer aſſecuriren läßt, je mehr Procent-Gelder er ge-

ben muß. Auch fällt alle nachherige Berechnung, Chicane, Aufenthalt u. ſ. w. gänzlich weg.

Drei Procent, — vielleicht noch weniger, ich will aber einmahl ſo viel ſetzen, — wäre wohl für ein ordentliches Mitglied als vollkommen hinlänglich zu achten. Denn ich darf annehmen, daß meine funfzig Societäts-Genoſſen ſo anſehnliche Buchhändler ſind, daß durch die Bank jeder von ihnen jährlich auf 2000 Thaler hoch einzeichnen laſſen werde. Es würden alſo von 100,000 Thalern die Procent-Gelder 3000 Thaler jährlich betragen. Dieſer Zuwachs, die Einkünfte von fremden Einzeichnungen noch nicht einmahl mitgerechnet, würde ſehr anſehnlich und vollkommen hinreichend ſeyn. Denn es iſt zu bedenken, daß nach gemachter Einrichtung der Nachdruck die Ohren gar mächtig ſinken laſſen, und die Caſſe in der Folge ſelten oder niemahls einen Stoß davon auszuhalten haben werde.

Wenn aber dem alſo iſt, ſo wird die Caſſe ohne Noth in's Unendliche vergrößert werden, und mit der Zeit den beträchtlichſten Theil des Nutzens, den die Buchhändler durch den capot gemachten Nachdruck zogen, in ſich verſchlingen. So wünſchenswürdig die anfängliche Vergrößerung, zur Conſiſtenz und Dauer des ganzen Inſtituts, wäre, ſo überflüſſig und läſtig würde ſie für jedes Mitglied werden, wenn die

Größe die Gebühr und Nothdurft überſteigen ſollte. Es fragt ſich alſo:

III. Wie weit ſoll die Caſſe vergrößert werden?

Es wird auf die Intereſſenten ankommen, ihr ein gewiſſes Maß und Ziel zu ſetzen. Dieſen aber wird es im Grunde nichts ſchaden und koſten, wenn ſie ſelbige ſo anſchwellen laſſen, und hernach in ſolcher Stärke erhalten, daß ſie wenigſtens funfzig anſehnlichen Nachdrücken die Spitze auf Ein Mahl zu biethen vermag. Denn es iſt möglich, daß die Nachdrucker, wie wohl öfters Spitzbuben aus Verzweifelung gethan, ſich zuſammen rottiren, und die Aſſecuranz-Caſſe durch mehrere Nachdrücke auf Ein Mahl zu ſprengen verſuchen. Alſo muß man immer gegen einen ſtärkern Angriff gerüſtet ſeyn, als wahrſcheinlich zu erwarten ſtehet.

Wenn nun aber die Caſſe dieſes oder ein anderes vorgeſtecktes Ziel erreicht hat, was iſt dann anzufangen? Soll ſie dann etwa ſich bloß durch ſich ſelbſt nähren? — Hierzu würde ſie freilich im Stande ſeyn. — Und ſollen alsdann die Aſſecurations-Einzeichnungen, oder doch wenigſtens die Procent-Gelder von den Mitgliedern wegfallen? Letzteres nimmermehr! Aus Urſachen, die ich oben ſchon angeführt habe. Vielmehr muß ein anderer Canal eröffnet werden, vermittelſt deſſen die Caſſe eben ſo, wie ſie aus den 50 Taſchen der Mitglieder zuſammen gefloſſen iſt, wieder einen immer-

währenden Aus- und Rückfluß mit Wucher in die Taſchen der Intereſſenten erhält. Ich ſage mit Wucher! Denn nicht nur dasjenige, was ſie an einem Orte hinein fließen laſſen, muß ihnen am andern Orte der Rückfluß wieder zuführen, ſondern dieß muß ſogar Zinſen mitbringen. Die Möglichkeit deſſen iſt aus Folgendem klar. Was für Ausgaben wird die Caſſe ſonderlich haben? Höchſtens weiter keine, als die, welche allenfalls, jedoch ſelten genug, ein Nachdruck, oder die Beſoldung der Direction und Verwaltung veranlaſſen möchte. Dieſe Ausgabe aber muß gegen dasjenige, was die Caſſe an Zinſen und Procent-Geldern für fremde Aſſecuranzen abwerfen kann, nur ein ſehr Geringes betragen. Über dieß läßt ſich vielleicht eine Operation anſtellen, vermöge welcher das Haupt-Caſſen-Capital ſich ungleich anſehnlicher, als durch eine bloße zinsbare Ausleihung, verintereſſiren könnte. Wie wäre es z. B., wenn die Societät eine Buchhandlung anlegte?

Was aber die Art und Weiſe des Caſſenabfluſſes betrifft, ſo ſchlage ich, weil mir nichts anders gleich beifällt, von Zeit zu Zeit eine ſimpele bare Vertheilung unter die ordentlichen Mitgenoſſen vor, wovon die Fremden, die keine ordentlichen Mitglieder ſind, unerachtet ſie wenig oder viel mögen haben einzeichnen und aſſecuriren laſſen, ausgeſchloſſen ſeyn müſſen.

Da aber ein jedes Mitglied ſeinen funfzigſten Theil an

dem Eigenthum des beſtändigen Hauptſtocks hat, ſo fragt ſich: Wie es damit zu halten ſey, wenn ein Mitglied bei ſeinem Leben, oder durch ſeinen Tod, aus der Societät abtreten ſollte? — In dieſem Falle muß es ihm, oder ſeinen Erben, vergönnt ſeyn, ſeinen Antheil ganz heraus zu ziehen. Entweder kauft ihm alsdann ein Anderer denſelben ab, und ſtammt ſich auf dieſe Weiſe zur Mitgliedſchaft an des Abgegangenen Stelle ein, oder es iſt die ganze Societät gehalten, den Abgehenden, oder deſſen Erben, aus der gemeinſchaftlichen Caſſe abzufinden.

Was hat nun der Abgehende eingebüßt? Geſetzt, er habe ſchon ſeit geraumen Jahren den Caſſenüberſchuß, als Verzinſung ſeines Capitals, gezogen, ſo zieht er nun am Ende das Capital ſelbſt zurück. Nichts hat er alſo verloren. Was verloren? — Hat er nicht den enormen Nutzen gewonnen, daß ſich kein Nachdrucker unterſtanden hat, ihm viele Tauſende zu Waſſer zu machen?

IV. An welchem Orte ſoll die Caſſe und, ſo zu ſagen, das Haupt-Quartier der ganzen Societät ſeyn?

Die Antwort kann kurz ſeyn. Wo anders, als zu Leipzig, wo der Hauptmittelpunkt des ganzen Deutſchen Buchhandels iſt, und wohin jeder Buchhändler des Jahrs wenigſtens Ein Mahl reiſet.

V. Was für Geſtalt ſoll die landesherrliche Beſtätigung

und Oberaufſicht, die dem Inſtitute nothwendig ſeyn will, haben?

Jedermann ſieht leicht, daß, wenn ein ſolches Inſtitut vorhanden ſeyn ſollte, die bisherigen Privilegia als überflüſſig wegfallen und der Fiscus einiger Landesherren einen Zweig ſeiner Einnahme verlieren werden. Es will daher nöthig ſeyn, um der Mißgunſt auszuweichen, daß die Societät ſich wenigſtens Einen Fiscus zum Protector und Freunde mache. Welcher andere ſollte das ſeyn, als der Chur-Sächſiſche, da dieſer vorher von den Bücher-Privilegien das Meiſte mit einzukommen hatte, und da das Haupt-Quartier der Societät und Caſſe in einer Chur-Sächſiſchen Stadt iſt? Mit Chur-Sächſiſcher Landesregierung müßte alſo um ein Äquivalent für die wegfallenden Privilegien gehandelt, es müßte von ihr Protection und Beſtätigung der Societät, ihrer Einrichtung und ihrer Geſetze, es müßte von ihr eine Commiſſion zur Direction und Oberaufſicht über die Verwaltung und über den Gang der ganzen Maſchine erbethen werden. Ohne dieſe landesherrliche Protection, Beſtätigung und Oberaufſicht kann, wie aus den Antworten auf die folgenden Fragen noch weiter erhellen wird, das Inſtitut weder in Gang kommen, noch im Gange erhalten werden.

VI. Von wem? und wie ſoll die Caſſe verwaltet werden?

Daß die Verwaltung von der Direction und Oberauf-

ſicht verſchieden ſey, iſt wohl überflüſſig zu ſagen. Jene nimmt Gelder ein, gibt Gelder aus, und führt Rechnung darüber; Alles nach den Geſetzen einer ordentlichen vortheilhaften Haushaltung. Dieſe hergegen iſt Zuſchauerinn, ſieht überall nach den Rechten, und läßt ſich die Rechnung mit vorlegen. Jene wird aus den Mitteln der Societät; dieſe aber von der Landesregierung beſtellt und angeordnet. Zwei Hauptperſonen, die cautionsfähig ſind, und in Eid und Pflicht genommen werden müſſen, und wovon die eine Rechnung, die andere aber Gegenrechnung führet, ſcheinen hinlänglich zu ſeyn. Dieſe könnten anſehnliche in Leipzig wohnende Buchhändler und Mitglieder der Societät ſeyn. Sie müſſen für ihre Dienſte, ſo wie etwa die ſonſt noch erforderlichen Perſonen, beſoldet werden.

VII. Nach welchen Geſetzen ſoll überhaupt die Societät ihrem Endzwecke gemäß unterhalten und fortgeſetzt werden?

Wenn die Funfzig zuſammen getreten ſind, ihre Einlage gemacht, landesherrliche Protection, Beſtätigung und Oberaufſicht durch Commiſſarien erlanget und Caſſenverwalter beſtellet haben, ſo hält die Societät

1. Ein Mahl alle Jahre allgemeine Zuſammenkunft. Dieſe geſchieht auf derjenigen Meſſe, da die Buchhändler unter einander abrechnen, und welche mithin von den meiſten Buchhändlern bereiſet wird. Zu dieſer Zuſammenkunft

hat jedes Mitglied entweder persönlich, oder durch Gevollmächtigte freien Zutritt und Stimme. Auf diesen Zusammenkünften legen die Cassenverwalter Rechnung von dem verflossenen Jahre ab, und erhalten darüber Entlassung. Es wird über Wohl und Wehe der Societät Rath gepflogen, und deßfalls die Nothdurft für die Zukunft durch die meisten Stimmen verordnet und festgesetzet. Es werden die im verflossenen Jahre vorgekommenen Nachdrucks-Vergütungsfälle vorgelegt, untersucht, entschieden und die Vergütungsgelder ausgezahlet.

Die landesherrliche commissarische Direction hat hierbei Folgendes zu thun.

A. Sie läßt die anwesenden Mitglieder früh genug auf bestimmte Tage, an einen gewissen Ort, zusammen laden. Wer da weder persönlich, noch durch Gevollmächtigte erscheinet, auf den wird nicht geachtet, und er muß sich das gefallen lassen, was die Anwesenden beschließen.

B. Sie hat in der Versammlung den Vorsitz, und, weil sie aus Rechtsverständigen bestehen muß, so sehen sie dahin, daß überall nach den Societäts-Gesetzen aus gemeinen Rechten verfahren werde. Daher kann kein Societäts-Schluß, welchem diese Direction nicht beitritt, für gültig geachtet werden. Sollten sich aber die Societät und ihre Direc-

tion nicht vereinbaren können, ſo wird die Entſcheidung höheren Orts geſuchet.

C. Sie thut von allen Dingen den Vortrag, und auch dasjenige, was ein oder anderes Mitglied beſonders vorgetragen wiſſen will, muß durch ſie geſchehen, oder ſie muß, daß das Mitglied den Vortrag ſelbſt verrichte, die Erlaubniß ertheilet haben. Sie fodert zum Sprechen auf und gebiethet Schweigen, damit kein Pohlniſcher Reichstag entſtehen möge.

Damit aber dieſe Direction, als von der Landesregierung allein angeordnet, nicht etwas Gehäſſiges bekommen möge, ſo iſt es gut, aus den Mitteln der Societät ſelbſt eine oder zwei Perſonen dazu zu ordnen.

2. Über Alles, was in der Societät, oder deren Verſammlung verhandelt wird, muß ſchriftliche Regiſtratur geführet und ein Archiv unterhalten werden. Jedem Mitgliede muß freiſtehen, in die Acten zu ſchauen.

Was aber endlich den Hauptzweck der ganzen Einrichtung, nähmlich die Vergütung des Nachdrucks betrifft, ſo müßte nach folgenden Geſetzen verfahren werden.

1. Die Aſſecurations-Einzeichnungen müſſen, ſowohl von Mitgliedern, als Fremden, vollkommen vor dem angefangenen Abdrucke des Artikels gemeldet und zugleich die beſtimm-

ten Procent-Gelder, entweder bar, oder durch annehmliche Anweiſungen, erlegt werden.

2. Dieſe Anmeldung und Erlegung der Procent-Gelder kann zu allen Zeiten von einem Abweſenden ſchriftlich an die Direction und Verwaltung geſchehen. Jene ertheilet darüber einen Aſſecuranz-Schein, und dieſe Quittung über bezahlte Procent-Gelder.

3. Ohne, daß die Procent-Gelder ſogleich bar erleget, oder der Verwaltung annehmlich geſichert werden, wird die Einzeichnung nicht angenommen. Hat die Verwaltung dennoch die Einzeichnung und die Ausfertigung des Aſſecurations-Scheins geſchehen laſſen, ſo muß ſie für das Einkommen der Procent-Gelder haften. Daher gibt die Verwaltung alle Mahl zu Ausfertigung des Aſſecurations-Scheins ihre Einwilligung.

4. Wer rechtlich überführt werden kann, daß er nicht, vor angefangenem Abdrucke ſeines Artikels, den Aſſecuranz-Schein gelöſet hat, dem wird bei vorkommendem Nachdrucke nicht nur nichts gut gethan, ſondern er iſt auch noch über dieß ſeiner Procent-Gelder verluſtig.

5. Bei der Einzeichnung wird der Titel des Buchs, die Bogenzahl, Beſchaffenheit des Papiers, Drucks und der Kupferſtiche, die Anzahl der Auflage und endlich die Aſſecurations-Summe, welche Koſten und Profit der ganzen Auflage

in ſich begreifet, angemeldet. Die Urſachen dieſer Ausführlichkeit ſollen weiter unten noch angeführt werden.

6. Iſt nun ſolcher Geſtalt die Einzeichnung ordnungsmäßig geſchehen, und es ereignet ſich ein Nachdruck, ſo macht der rechtmäßige Verleger, ſo bald er von dem Daſeyn des Nachdrucks und ſeinem Preiſe vergewiſſert iſt, nicht nur in öffentlichen Blättern, ſondern auch durch Briefe an diejenigen Buchhandlungen, an welche er Exemplare überlaſſen hat, bekannt, daß der Preis nunmehr, nach dem Societäts-Principium, herabgeſetzt ſey. Von dieſer Zeit an muß das Buch nicht nur bei dem Verleger, ſondern in allen Buchhandlungen um den herabgeſetzten Preis zu haben ſeyn, und der Verleger muß die aus der Caſſe empfangene Vergütung auch allen ſeinen Abnehmern pro rata zufließen laſſen und deßfalls mit ihnen zurückrechnen.

Hierbei fragt ſich's: Ob, außer den Buchhändlern, auch den Bücherliebhabern, welche vor entſtandenem Nachdrucke um den erſten höhern Preis Exemplare gekauft haben, die nachherige Herabſetzung des Preiſes zu Gute kommen, und das bereits bezahlte Plus zurück gegeben werden müſſe? — Wenn ich annehmen könnte, daß alle Buchhändler, die dem Hauptverleger Exemplare abgenommen haben, ſo ehrlich wären, bei vorfallender Herabſetzung des Preiſes, die Zahl ihrer alsdann noch vorräthigen Exemplare richtig anzugeben,

ſo würde ich antworten: Was um den erſten Preis einmahl an Bücherliebhaber verkauft iſt, das bleibe auch darum verkauft! — Allein da ſich's wahrſcheinlich zutragen wird, daß vor Herabſetzung des Preiſes ſchon hier und da von Buchhändlern Exemplare verkauft ſind, und wahrſcheinlich mancher Schlechtdenkende zu Erhaſchung eines Vortheilchens ſich gelüſten laſſen möchte, gegen den Hauptverleger zu behaupten, er habe für den erſten höhern Preis nichts verkauft, indem man ihn des Gegentheils nicht leicht überführen könnte, ſo antworte ich nunmehr aus dieſer Betrachtung: Auch dem einzelnen Käufer, der den erſten höhern Preis ſchon erlegt hat, muß, wenn er ſich anders darum meldet, der herabgeſetzte Preis zu Gute kommen. Solcher Geſtalt fällt, däucht mir, der Unterſchleif ziemlich weg. Der ganze Handel iſt klar. So viel Exemplare ein Buchhändler von der Verlagshandlung genommen hat, auf ſo viele leiſtet ihm dieſe Vergütung. Meldet ſich ein einzelner Käufer binnen einer gewiſſen Zeit, etwa binnen 5 Monathen a dato der Bekanntmachung, nicht um die Zurückgabe des bezahlten Plus bei demjenigen, von welchem er ſein Exemplar gekauft hat, (von einem Andern wird ihm, des beſorglichen Unterſchleifs wegen, darauf nichts gut gethan,) ſo iſt das Plus an dieſen verfallen, und er hat ſolches mit Recht.

7. Das Daſeyn des Nachdrucks wird durch ein oder

mehrere Nachdrucks-Exemplare dargethan. Wie, wenn nun aber ein Nachdrucker, um der Societät und ihrer Caſſe eins anzuhängen, auf den Einfall geriethe, nur ein oder ein Paar Exemplare nachzudrucken, um ſelbige in die Hände des rechten Verlegers zu ſpielen? Wie, wenn dieß öfters verſucht würde, um die Caſſe durch öftere Aderläſſe zu ſchwächen? — Der Kniff wäre freilich möglich und beſorglich. Der Nachdrucker müßte dann freilich das Setzerlohn daran ſpendiren, aber er erſparte doch eine ganze Auflage von Papier und den größten Theil der Druckerkoſten. Wie, wenn ſich vollends mehrere Nachdrucker zuſammen thäten, und gemeinſchaftliche Sache machten?

Durch dergleichen Spiegelfechten muß ein Inſtitut, das auf ſo feſten und ſichern Grundpfeilern ruhet, ſich nicht irre machen laſſen. Ja, ich will's zugeben, daß dieß Ein Mahl und mehrere Mahle geſchehen könne und geſchehen werde. Aber endlich wird der Nachdrucker eines Spaßes, der ihm nichts frommet, aber doch immer ein Anſehnliches koſtet, indem das Setzerlohn eine Hauptpoſt der Ausgabe iſt, überdrüſſig werden. Denn das Wort Nachdrucker iſt ein gleichbedeutender Ausdruck für Lumpenhund. Wie wollten aber die Kräfte eines Lumpenhundes hinreichen, die vereinigte Kraft von funfzig vermögenden ehrlichen Leuten zu beugen? Mögen auch ſich der Lumpenhunde mehrere vereinigen! Un-

ter Schurken und Spitzbubengeſindel kann keine Vereinigung von Beſtand und Dauer ſeyn. Denn es fehlt ihnen die Hauptgrundfeſte: Guter und redlicher Endzweck. Meine Societät wird immer das Stärkerrecht auf ihrer Seite behalten. Das Complott der Niederträchtigen kann nicht immer verborgen bleiben, ihre Cabalen müſſen offenbar werden, und ſind ſie offenbar, ſo müßte es nicht gut ſeyn, wenn man nicht neue Maßregeln, ſie zu vereiteln, erfinden könnte.

Da aber keine Geſellſchaft ſo gut und auserleſen ſeyn kann, daß nicht ein räudiges Schaf darunter ſeyn ſollte, ſo iſt es möglich, daß unter meiner Societät Niederträchtige ſind, denen es einfallen kann, folgenden oder einen andern ähnlichen Betrug zu ſpielen. Es hat z. B. Einer auf einen Artikel, der nicht gehen will, anſehnliche Koſten verwendet, und eine übermäßige Auflage davon veranſtaltet. Der könnte ſich einfallen laſſen, ein oder zwei Exemplare heimlich ſolcher Geſtalt umſetzen und abdrucken zu laſſen, daß ſie wie Nachdruck ausſähen. Nun ſetzte er den Preis ſeines Artikels herunter; producirte die falſchen Nachdrücke bei der Societät; verlangte und erhielte ordnungsmäßige Vergütung. — Ein ſolcher Ehrloſer, wenn er des Betrugs überführt würde, — und wahrſcheinlich wird er's über lang oder kurz werden, denn nichts iſt ſo klein geſponnen, es kommt endlich an die Sonnen, — müßte durch Geſetze cum infamia

von der Societät, mit Verluſt aller Vortheile, auf ewig ausgeſchloſſen ſeyn, und er dürfte weder ſelbſt, noch mit ſeinem Verlage jemahls die Leipziger Meſſe wieder beziehen. Hätte er in Leipzig eine Niederlage, ſo müßte ſelbige halb der Societät und halb dem Fiscus anheim fallen. Der Denunciant müßte verſchwiegen und anſehnlich belohnet werden.

8. Sind nun die unter den vorhergehenden ſieben Nummern aufgeführten Erforderniſſe beobachtet, ſo producirt der Beſchädigte auf der nächſten Societäts-Verſammlung:

A. Den Aſſecuranz-Schein.

B. Die Quittung über bezahlte Procent-Gelder; beide in Originalen.

C. Er thut das wirkliche Daſeyn des Nachdrucks ſo wohl durch ein oder zwei Exemplare, als auch durch Vorzeigung der deßfalls erhaltenen Briefe und Nachrichten dar.

D. Zugleich zeigt er ein Exemplar ſeines rechtmäßigen Verlagsartikels vor.

E. Endlich documentirt er durch ein oder zwei gedruckte öffentliche Blätter, daß er den Preis ſeines ihm nachgedruckten Artikels herabgeſetzt und bekannt gemacht habe.

Sind nun alle dieſe Puncte hinlänglich erledigt, ſo ſchreitet die anweſende Societät zur Stimmenſammlung über die Vergütung. Der Beſchädigte muß hierbei abtreten, indem Niemand in einer ſein eigenes Intereſſe betref-

fenden Sache ſeine Stimme geben darf. Sprechen die meiſten Stimmen ihm die Vergütung zu, ſo erhält er darüber einen von der Direction unterzeichneten Societäts-Schluß und daneben eine Anweiſung zur Auszahlung der Vergütungsgelder an die Caſſen-Verwaltung.

Was aber die Vergütungs-Summe ſelbſt betrifft, ſo beſtimmt ſich dieſe von ſelbſt folgender Maßen:.

Z. E. die Auflage war 1000 ſtark; aſſecurirt zu 1000 Thalern. Der rechtmäßige Verleger verkaufte das Exemplar um 1 Thaler. Nun kommt Nachdruck. Der Nachdrucker verkauft das Exemplar um 16 Groſchen; mithin ſetzt jener den Preis ſeiner Ausgabe auf 8 Groſchen herab. Die Societät vergütet ihm alſo zwei Drittheile der Aſſecurations-Summe mit 636 Thalern und 16 Groſchen.

Derjenige, welcher durch einen Societäts-Schluß ſich beſchwert erachtet, muß dagegen höhern Orts appelliren können. Jedoch müſſen alle vorfallenden Streitigkeiten, die in die Societät ſchlagen, ſehr kurz und ſummariſch abgethan werden. Die Societät ſelbſt müßte die erſte Inſtanz haben.

Hiermit hätte ich denn nun, was mir zu Erläuterung meines Vorſchlags vorerſt eingefallen war, an- und ausgeführt. Was ich oben in dem Hauptumriſſe desſelben von Repreſſalien gegen den Nachdrucker noch angehängt habe,

will ſo viel nicht ſagen. Denn ſelten wird man Gelegenheit zu Repreſſalien finden, weil die Nachdrucker größten Theils ſolche Kerle ſind, die höchſtens keinen andern rechtmäßigen eigenen Verlag, als etwa Chriſtkatholiſche Maculatur haben. Wie mag man ſie mit deren Nachdrucke ſtrafen?

Noch Eins iſt zum Beſchluſſe übrig. Warum habe ich mir wohl die Mühe gegeben, dieſes Project zu erfinden und ſo handgreiflich und thunlich zu entwickeln? — Etwa eine Ehrenſäule in dem künftigen Verſammlungsſaale der Societät mir zu erwerben? Dieſe, wenn ich ſie auch verdiente, müßte ich denn doch wohl verbitten. — Etwa einen Beutel voll Piſtolen zu erhaſchen? — Darauf ſich Rechnung machen, das hieße wohl weit von dem Ziele vorbei ſchießen. So freigebig ſind die Menſchenkinder nicht. — Etwa die Buchhändler zu bereichern und ihnen Gelegenheit zu geben, uns arme Bücherkäufer deſto baß in Contribution zu ſetzen? Bewahre der Himmel in Gnaden! Freilich! In ſo fern will ich jeden ehrlichen Mann mit Freuden bereichern, als er es nach Recht und Billigkeit verdienet. Ich läugne nicht, daß Unwillen und Zähneknirrſchen über die Schurken, die da ernten wollen, wo ſie weder geackert noch geſäet hatten, zum Theil mir die Bekanntmachung dieſes Vorſchlags mit abgedrungen haben. Mein Hauptzweck aber

iſt, kurz zuſammen gefaßt, der: Daß Jedermann, ſo wohl Autor, als Verleger und Käufer, das Seinige erhalte.

Der Autor ſteht mit Recht oben an. Denn es iſt himmelſchreiend, daß derjenige, welcher mit Aufwand der Kräfte ſeines Leibes und ſeiner Seele ein unſterbliches Werk hervorgebracht hat, welches äußerlich vielleicht kein anderer Sterblicher hervorgebracht hätte, ein Werk, das Verleger, Buchhändler und Nachdrucker mäſtet, und ein ganzes Land unterrichtet oder ergetzet, nicht einmahl ſo viel Belohnung dafür haben ſoll, um die Apotheker-Rechnungen zu bezahlen. Soll der Gelehrte noch länger der Seidenwurm ſeyn, der zum Behuf fremder Behaglichkeit und Pracht ſpinnen, und wenn er ausgeſponnen hat, im Mangel vollends dahin welken muß? Bisher hat wohl mancher Verleger dem armen Autor das ewige Thema vom Nachdrucke entgegen geſchrieen, und unter dieſem Vorwande das Honorarium bis zum ſchimpflichſten Trankgelde herunter gehandelt. Dieſer Vorwand fällt durch mein Project weg. Es hindert nunmehr nichts, den würdigen Schriftſteller nach Würden zu belohnen. Denn das iſt kein gültiger Vorwand, daß ein Verleger an dem guten Autor wieder erhohlen müſſe, was er an einem ſchlechten, oder auch an einem ſolchen, deſſen Werk, Trotz innerlicher Güte, dennoch zu Maculatur wird, eingebüßt hat. An ſolchen Einbußen iſt der Buchhändler

ſelbſt Schuld. Warum verſteht er ſein Gewerbe nicht beſſer? Der Buchhandel iſt faſt der intricateſte von allen, und erfodert Kenntniſſe und Speculation, wie kaum ein anderer. Mag es nun wohl mit einigem Recht, mit einiger Billigkeit der würdige populäre Schriftſteller entgelten, wenn der Herr Verleger s. v. ein dummer Teufel iſt, und ſich entweder ſchlechten Verlag *) anſchmieren läßt, oder für ſeinen guten Verlag ſchlechtes Sortiment eintauſchet?

Der Verleger hat den zweiten Platz. Wer wollte nicht ihm, der ſeine Speculation, ſeine Mühe und ſein Geld an einen Artikel gewagt hat, einen anſehnlichen und ſichern Profit gönnen? Eben deßwegen, weil in Anſehung der erforderlichen Klugheit, Kenntniß und des dabei nie ganz zu entfernenden Riſico der Buchhandel ſich über den gemeinen Handel ſo ſehr erhebet, beſcheide ich mich gern, daß es niedrig und eigennützig von einem Gelehrten gedacht ſeyn würde, wenn man dem edlern Handelsmanne keinen höhern, als gemeinen handwerksmäßigen Profit, den leicht jede Eſelei abwirft, zubilligen wollte. Seinen wohlverdienten und ſichern Profit aber wird er durch mein Project haben

*) Ich nenne das hier ſchlechten Verlag, der für den Verleger im Abgange ſchlecht ausfällt.

und behalten, wenn er gleich nunmehr den Autor vier- und fünffach beſſer ſetzet, als derſelbe bisher geſtanden hat.

Endlich aber auch ſoll der Käufer das Seinige erhalten. Guten correcten Druck, auf gutem Papier, für billige Preiſe. Gar ärgerlich iſt's bisher zuweilen geweſen, wenn man, auf halbem Löſchpapier, einen ſtumpfen Buchſtaben in den andern, und eine Zeile in die andere geſchoben, hat leſen müſſen. Hat man den Verleger wegen ſolcher Knauſerei getadelt, ſo hat er ſich gleich mit der Gefahr des Nachdrucks entſchuldigt. Damit der Nachdrucker die Segel nicht noch mehr zuſammen ziehen möchte, ſo zog er ſie lieber ſelbſt ſo viel zuſammen, als möglich ſeyn wollte. Dieſe Maxime wird durch meinen Vorſchlag überflüſſig; ja ſelbſt ſchädlich. Ein Buch, das gutes äußerliches und lachendes Anſehen hat, verkauft und lieſt ſich viel beſſer, als ein maculaturähnlicher Wiſch. Deſſen ungeachtet können die bisherigen Bücherpreiſe nicht nur beibehalten, ſondern ſogar herabgeſetzt werden, ohne daß Schriftſteller und Verleger dabei einbüßen. Ja, wenn beide für ihren wahren Nutzen handeln wollen, ſo müſſen ſie die Preiſe herabſetzen. Sie erwecken dadurch bei dem Publicum Gunſt und Liebe für die Societät, und immer mehr Abſcheu gegen den Nachdruck; ſie befördern die Lectüre zu größerer Allgemeinheit unter den ärmern Ständen, und verſchaffen ſich dadurch immer mehr Abſatz. Nichts iſt

dem Profit eines jeden Handels ſo nachtheilig, als theure Waarenpreiſe. Derjenige, der ſeine Waaren übertheuert, wenn er auch ein Monopolium hätte, wird gewiß niemahls ein reicher geſegneter Handelsmann werden. Wollten nun etwa meine Societäts-Genoſſen einen ſo übeln Gebrauch von ihrer Sicherheit gegen den Nachdruck machen, daß das Publicum um deſto höhere Preiſe kaufen müßte, ſo werden Abnahme der Lectüre und Gelehrſamkeit, mithin verminderter Bücherabſatz und endlich Verfall des ganzen Buchhandels die unausbleiblichen Folgen ihrer unſeligen Habſucht werden. Daher nehme die Societät, welche doch hoffentlich immer größten Theils aus richtig- und edeldenkenden Mitgliedern beſtehen wird, und die landesherrliche Direction auf dieſen Umſtand ein beſtändiges Augenmerk, damit auch kein einzelnes Mitglied ſich gelüſten laſſe, wider die Maxime billiger und wohlfeiler Preiſe zu ſündigen. Aus dieſer Urſache muß auch alle Mahl von dem aſſecurirten Artikel ein Exemplar, nebſt dem Preiſe, von dem Verleger bei der Societäts-Verſammlung producirt und angezeigt werden. Fände ſich nun, daß Einer den Preis, in Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Waare, zu hoch geſetzt hätte, ſo muß die Societät ſich's anmaßen dürfen, den Preis mit dem Werthe in ein richtigeres Verhältniß zu ſetzen.

Ich werfe hiermit meinen Vorſchlag in's Publicum.

Edeldenkende und raffinirte Leute mögen ihn prüfen, berichtigen, erweitern oder zuſammenziehen, ja, wenn er unthunlich iſt, ganz verwerfen. Er geht mich nun weiter nichts mehr an. Leid aber ſollte es mir doch darum ſeyn, wenn die Ausführung nicht durch ſeine innerliche Unthunlichkeit, ſondern durch Trägheit, Kleinmuth, Blödſinn oder Wetterlaune der Buchhändler verhindert werden ſollte.

II.

Über Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten.

Über Anweiſung zur Deutſchen Sprache und Schreibart auf Univerſitäten *).

Der Leſer, dem man ſchreibt, beſtimmt des Autors Pflicht.

Käſtner.

Zwei Cherubim, Wahrheit nicht nur, ſondern auch Schönheit, überflügeln gemeinſchaftlich die Lade des Herrn, und in dieſer das ewige Gottesgeſetz der Vollkommenheit des menſchlichen Geiſtes. Was aber auch der Geiſt nur immer hervorbringen mag, ſo iſt es doch in den meiſten Fällen hauptſächlich nur Schönheit, welche das Siegel des Ruhmes und der Unſterblichkeit ſeinen Werken aufdrückt. Dieſes erwägen die Bekenner der ſo genannten ſtrengen Wiſſenſchaften nicht immer, und gar nichts davon weiß der Troß

*) Die erſte Ausgabe erſchien unter dem Titel: über Anweiſung zur Deutſchen Sprache und Schreibart auf Univerſitäten. Einladungsblätter zu ſeinen Vorleſungen von Gottfried Auguſt Bürger, Doctor der Philoſophie. Erſtes Blatt. Göttingen. 1787. 48 S. 8.

D. H.

der Brotſtudenten, der in den Vorhöfen der Erkenntniß herumlärmt, und durch höhere Weihe noch nicht berechtigt iſt, in das Heiligthum hinter dem Vorhange zu blicken.

Freilich muß daher der Forſcher, Kenner und Darſteller des Schönen es ſich gefallen laſſen, daß mancher Reihemann aus den obern Facultäten, manches Mitglied von zwölf Dutzend Academieen und Societäten, von St. Petersburg bis London, von London bis nach Batavia, ja daß ſogar der ganze Hans Hagel des Vorhofs ſich ziemlich vornehm und wichtig gegen ihn geberdet. Freilich muß er ſich's gefallen laſſen, daß er nicht nur im bürgerlichen, ſondern ſelbſt in dem Gelehrten-Staate gleichſam für überzählig geachtet wird. Bei dem Allen aber wagt doch ſelbſt der roheſte Butter- und Brotbefliſſene nicht leicht die Sottiſe aller Sottiſen, verächtlich, oder auch nur gleichgültig gegen gute Schreibart in der Mutterſprache zu thun. Selbſt diejenigen, welche in der weiteſten Entfernung von dem Gebiete des Schönen, und aller derjenigen Erkenntniß ihr Weſen treiben, welche noch etwas mehr, als Butter und Brot, welche der Menſchheit höhern Adel verleihet, ſelbſt die gemeinſten Rechts-Practicanten und bürgerlichen Geſchäftsmänner von der Feder, ja ſogar die ungewaſchenſten Herren vom Leder pochen immer weniger auf den alten eiſernen Freiheitsbrief roher Zeiten, entweder gar nicht, oder doch geſchmacklos und

barbariſch ſchreiben zu dürfen. Wer von dem Präſidenten bis zum Pedellen, wer vom Staatsminiſter an bis zum Thorſchreiber herab, wer von Allen, welche die Feder handhaben müſſen, ließe ſich nicht gern nachrühmen, daß er einen guten ſchriftlichen Aufſatz verfertige?

Nun ſollte man denken, Wunder, wie lebhaft, wie allgemein der Eifer und das Beſtreben nach vollkommener Schreibart, Wunder, wie auffallend und glänzend der Erfolg ſeyn müſſe! Allein nichts weniger, als dieſes! Der Mann von Verſtand, Kenntniß und Geſchmack ſehe doch nur die gedruckten ſo wohl, als ungedruckten Schreibereien ſelbſt unſerer neueſten Zeiten an, und erſtaune nicht über ſtyliſtiſche Gräuel jeder Art bei einem wahrlich nicht kleinen Haufen unſerer Scribenten. Selbſt große weit und breit umherrauſchende Nahmen ſind davon nicht ausgenommen. Ich muß es hier gerade heraus ſagen, wie ſehr es auch verdrieße, da es meiner warmen Vaterlandsliebe noch weit mehr ſchmerzt, mit dürren Worten, von denen nichts abgehen kann, muß ich's heraus ſagen, daß mir aus der ganzen Literär-Geſchichte kein aufgeklärtes ſchreibendes Volk bekannt iſt, welches im Ganzen ſo ſchlecht mit ſeiner Sprache umgegangen wäre, welches ſo nachläſſig, ſo unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja, welches ſo — liederlich geſchrieben hätte, als bisher unſer Deutſches Volk.

Woran liegt nun dieſe ſo ungemein auffallende Inconſequenz? Liegt ſie an irgend einem Mangel richtiger, deutlicher und vollſtändiger Begriffe, ſo wohl von der Sache, als von ihrem Werthe? Liegt ſie am Mangel des gehörigen Eifers? Oder endlich an den Mitteln, die man gemeiniglich zum Zwecke wählt? — Mir däucht, ſie liegt an dieſem Allen; und es ſcheint mir der Mühe werth, etwas darüber zu ſagen, obgleich das, was ich ſagen werde, weder etwas Neues, noch Gelehrt- und Tiefgedachtes ſeyn wird. Vielleicht iſt es deſſen ungeachtet demjenigen Publicum, welchem dieſe fliegenden Blätter beſtimmt ſind, nicht ganz unnütz. Ein Programm muß ja eben nicht immer grundgelehrt, es kann auch wohl einmahl für den größern Haufen lesbar und erbaulich ſeyn, wenn gleich dadurch der gewöhnliche Zweck ſolcher Schriftchen, nach welchem ſie nichts mehr und nichts weniger, als Handwerksklappern zu Nutz und Frommen der Herren Verfaſſer bei ihren Scholarchen abgeben ſollen, ganz und gar nicht erreicht werden dürfte. Nachdrückliche Wiederhohlung nützlicher, obſchon bekannter Wahrheiten für den großen Haufen kann oft weit verdienſtlicher ſeyn, als ein ſehr gelehrtes Specimen, das vielleicht kein Dutzend Menſchen lieſt und der Scholarch nicht verſteht. Man betrachte dieß daher als eine populäre Predigt, bei welcher es weniger auf Neuheit und Tiefſinn, als auf Energie ankommt, wenn auch

dieſe hier und da bis zu Sackmanniſcher Energie übergehen ſollte *). Ich erkenne hierüber kein abſolutes Geſetz irgend eines kurzſichtigen Geſchmacks-Pedanten. Geſetze dieſer Art hängen von Umſtänden und Verhältniſſen ab; und wo dieſe wechſeln, da wechſeln auch die Schreibgeſetze. Wenn Umſtände und Verhältniſſe erfodern, daß die Geißel der Kritik raſch und derb auf fühlloſe Rücken falle, ſo muß der Pedant nicht die ſanfte wellenförmige Schwungbewegung der Grazien verlangen.

Der Leſer, dem man ſchreibt, beſtimmt des Autors Pflicht.

Wenn Äußerungen der Unwiſſenheit und des Unverſtandes mich nicht ganz und gar betriegen, ſo herrſchen in den Köpfen des großen Haufens höchſt ſonderbare Begriffe von der Deutſchen Sprache und Schreibart. Man ſcheinet einen Unterſchied zwiſchen gemeinem Deutſch und ſchönem Deutſch zu machen, und damit ſolche Begriffe zu verbinden, die nichts anders, als die zweckwidrigſten Ungereimtheiten hervorbringen müſſen. Unter gemeinem Deutſch ſcheint man bloß die Sprache der alltäglichen Nothdurft, unter ſchönem hingegen dasjenige zu verſtehen, welches zwar ſeinen

*) Die Energie dieſes Plattdeutſchen Predigers iſt den Niederſachſen, beſonders den Hanoveranern ſchon längſt, ſeit kurzen aber auch andern Deutſchen aus dem Journale von und für Deutſchland bekannt.

Mann zieren mag, aber doch zu Butter und Brot, worein ſo wohl gelehrter, als ungelehrter Hans Hagel faſt ganz allein oder doch vorzüglich den Zweck aller Wiſſenſchaften, alles Lebens, Strebens und Handelns ſetzet, nicht ſchlechterdings nothwendig iſt. Nun aber glaubet ſelten Jemand, daß es ihm an dem gemeinen Deutſch fehle. Das lernt ſich ja, denkt er, von Kindesbeinen an ganz von ſelbſt. Wenn daher ein Ehrenmann von ſolcher Einſicht für zuträglich achtet, in Anſehung ſeiner Mutterſprache und Schreibart noch etwas hinzu zu lernen, ſo iſt es bloß das ſchöne, oder, wie noch genug Leute ſich es denken und benennen, das zierliche und galante Deutſch. Weil ihm nun dieſes nichts weiter, als bloße Galanterie iſt, ſo ſchätzt er's auch ungefähr eben ſo, als die Beſetzung auf dem Kleide. Für die bloße Nothdurft hat der Biedermann an dem ſchlichten Kleide genug, wiewohl ſich's freilich in dem geſtickten Rocke zuweilen etwas beſſer prunken und liebeln läßt. Aber doch auch nur zuweilen. So wie ſich der Treſſenrock nicht überall hinſchickt, ſo verräth ein natürliches dunkles Gefühl von Schicklichkeit und Unſchicklichkeit gar leicht, daß auch ein gewiſſes galantes und ſcharmantes Deutſch nicht überall hinpaſſe. Man fühlt es, daß man ſich in manchen Fällen höchſt lächerlich damit mache. Die Fälle der Schicklichkeit und Unſchicklichkeit aber mit Sicherheit zu beurtheilen, dazu gehört ein we-

nig mehr Einsicht und Geschmack, als der große Haufen zu erwerben sich bemühet. Bei so bewandten Umständen ist denn nur noch ein Schritt bis zu dem Wahne, daß schöne Schreibart gar nirgends nothwendig, daß sie ganz und gar von einem ernsthaften gesetzten Gelehrten und Geschäftsmanne zu verachten, und bloß den so genannten Schönschreibern vom Handwerk, die man für entbehrliche Galanterie-Händler achtet, zu überlassen sey.

Es ist kaum zu läugnen, daß an solchen Vorstellungen selbst diejenigen größten Theils mit Schuld sind, welche sich angemaßt haben, Anweisungen zur Schreibart zu ertheilen. Warum bedienen sich die Theoristen und Kunstrichter solcher Nahmen, mit denen Jeder beinahe andere Begriffe und zum Theil solche Begriffe verbindet, die bisher noch immer auf eine philosophische Entwickelung und Bestimmung vergebens gewartet haben? Wenn irgend ein Ausdruck vieldeutig, irgend ein Begriff dunkel und schwankend ist, so sind es Wort und Begriff von Schönheit. Daß dieser Baum, der sich in tausend Äste ausbreitet, am Ende nur durch eine einzige einfache Stammwurzel in dem Innersten unserer Natur gegründet sey, ist zwar wohl kaum zu bezweifeln, aber nach Allem, was ich darüber noch gelesen habe, scheint mir noch kein Forscher bis zu dieser Wurzel hinab gedrungen zu seyn. Es ist hier der Ort nicht, mein Glaubensbekenntniß über

dieſen Gegenſtand abzulegen und zu rechtfertigen, welches ich noch einmahl anderwärts thun werde, wenn es dem Genius meines Lebens und Schickſals gefällig ſeyn ſollte, mich in einer für philoſophiſche Nachforſchungen bequemen Lage zu erhalten. Hier will ich nur ſo viel ſagen, daß man ſich in der Lehre vom Style lieber eines Ausdrucks enthalten ſollte, der wegen ſeiner Unbeſtimmtheit ſo leicht zu falſchen und nachtheiligen Vorſtellungen Anlaß geben muß. Denn geſetzt, es wäre auch das allgemeine und höchſte Princip der Schönheit, auf welches ſich alle Gattungen des Schönen zurückführen laſſen, ſchon wirklich aufgefunden, ſo iſt das Auge des großen Haufens doch bei weiten zu ſtumpf, die Verkettung jedes beſondern mit dem allgemeinen Glied für Glied zu durchſchauen. Wenn daher der philoſophiſche Lehrer des Styls den Begriff der ſchönen Schreibart auch noch ſo genau und allumfaſſend dahin beſtimmte, daß alle Gattungen, von der Demoſtheniſchen Rede an bis auf den Frachtzettel herab, unter das allgemeine Geſetz der Schönheit gehörten: ſo ſchweben dem gemeinen Verſtande doch allzu viele Gegenſtände von ganz anderer Art vor Augen, denen der unbeſonnene und ſelten ganz nüchterne Sprachgebrauch des gemeinen Lebens gleichfalls Eigenſchaften der Schönheit beilegt, die ſich mit demjenigen, was man auch in der Schreibart,

ſo wohl in weiterer, als engerer Bedeutung ſchön nennen möchte, nicht füglich vereinigen laſſen.

Weit beſſer wäre es daher, wenn man ſich des Wortes Schönheit in der Theorie des Styls ganz enthielte, und das Grundgeſetz, das man unter ihrem Nahmen aufzuſtellen verſucht hat, lieber das Geſetz der Vollkommenheit nennte. Alsdann würde überall die Deduction viel kürzer und leichter, gleichwohl aber weit einleuchtender ſeyn, daß Jedermann, der irgend zu einem Behufe ſpricht, oder nur eine Zeile ſchreibt, daß der gemeinſte Federmann eben ſo gut, als der vornehmſte Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber, von dieſem Geſetze ſich richten zu laſſen verbunden ſey. Denn Vollkommenheit iſt nichts anders, als Übereinſtimmung der Mittel zum Zwecke. Nun thut ja wohl kein vernünftiger Menſch den Mund auf, oder ſetzt die Feder an, ohne irgend einen Zweck vor ſich zu haben. Die Wahl unter den Mitteln, welche ihm Natur und Kunſt darbiethen, kann unmöglich gleichgültig ſeyn. So wie unter tauſend Linien, die von einem Puncte zum andern führen, nur eine einzige die geradeſte und kürzeſte mit Ausſchließung aller übrigen iſt, ſo darf man faſt getroſt behaupten, daß in Sprache und Schreibart, als Mittel, Gedanken und Empfindungen zu bezeichnen, jedes Mahl nur eine einzige Bezeichnungsart die angemeſſenſte, die zweckdienlichſte, mithin die vollkommenſte mit

Ausschließung aller übrigen sey. Nun wüßte ich aber in der Welt Gottes kein Privilegium, welches irgend einen schreibenden Menschen in irgend einem Falle von der Wahl dieser einzigen, angemessensten, zweckmäßigsten, vollkommensten Bezeichnungsart loszählen könnte. Mag also der rohe geschmacklose Sudler immerhin Ausflüchte zu Dutzenden in Bereitschaft haben, warum er nicht schön zu schreiben brauche, worauf sich eben wegen der dunkeln und schwankenden Begriffe von Schönheit nicht immer aus dem Stegereife etwas Befriedigendes antworten läßt: so wird doch jederzeit das Ulysseische Zepter der Vollkommenheit die Höcker des häßlichen Thersites mit seiner ganzen Kraft treffen. Wenn du schreibst, es sey, was es wolle, so sollst du vollkommen schreiben, und dafür nicht einmahl befugt seyn, nur unsern Dank zu fodern.

Bei einer andern Vorstellung und Würdigung der Sache, da man einen so einfältigen Unterschied zwischen gemeinem Alltagsdeutsch und Sonntagsdeutsch macht, ist es leicht einzusehen, warum eben kein sonderlicher Eifer für das Studium der Deutschen Sprache und einer vollkommenen Schreibart entspringen könne. Wäre das schöne Sonntagsdeutsch das, was man sich gemeiniglich einbildet, wäre es weiter nichts, als leerer Zierrath, der zwar da seyn, aber auch überall fehlen könnte, so würde ich es selbst nicht werth halten, nur

eine Stunde des Lebens darauf zu verwenden. Mich wundert in der That, wie bei ſolchen Begriffen noch irgend ein vernünftiger Vater ſeinem ſcheidenden Sohne den Rath mitgeben kann, ſich doch auch nebenher, wenn es ſeyn kann, ein wenig um einen ſchönen Stylum zu bekümmern. Ich wenigſtens riethe dem meinigen alsdann eben ſo gern, ſich doch auch ein wenig mit auf Kirſchkernſchnitzeln zu legen. Denn dieſe Galanterie und jene ſchöne Stylkunſt ſind ungefähr von gleichem Werthe. Weit weniger wundert es mich hingegen, wenn es ſchon dem Knaben lächerlich und thöricht vorkommt, daß er eben die Sprache, die er mit Vater und Mutter, mit Bruder und Schweſter, mit Knecht und Magd, mit allen ſeinen Geſpielen redet, in welcher er ſie verſteht und von ihnen wieder verſtanden wird, von deren Unkunde ihm alſo auch nicht die leiſeſte Ahndung beiwohnt, eben ſo, wie eine fremde Sprache, nach richtigen und gründlichen Regeln lernen ſoll. Sein Lehrer, verhältnißmäßig ein weit größerer Ignorant, als er ſelbſt, — denn Legion heißt der Nahme Deutſcher Sprach- und Styl-Ignoranten, die gleichwohl nach überſtandenen akademiſchen Lehrjahren die Jugend zu unterrichten ſich unterfangen, — ſein Lehrer iſt eben ſo wenig im Stande, ihm ſeine Unwiſſenheit begreiflich zu machen, und ihn von der Nothwendigkeit eines ſtrengen Studiums derſelben zu überzeugen. So wächſt denn nun der

Knabe empor mitten in ſeiner Mutterſprache, wie das dumme Feldküchlein in der umherrauſchenden Saat, ohne, außer der nächſten und dringendſten Nothdurft, zu wiſſen, wozu alle, und wie am beſten und zweckmäßigſten das herrlichſte Geſchenk Gottes anzuwenden ſey. Freilich mag er zu einigen Deutſchen Ausarbeitungen angehalten werden. Allein lernt er wohl dadurch den ganzen unendlichen Reichthum verarbeiten? Freilich mag ſein Lehrer, ſo weit er's verſteht, dieſes und jenes daran verbeſſern; freilich mag er zwiſchendurch gut geſchriebene Bücher leſen, und auch aus dieſen mag etwas zum Beſten ſeiner Sprache und Schreibart hängen bleiben. Allein iſt es wohl zu vermuthen, daß er auch hierdurch den Reichthum der Sprache im ganzen Umfange, daß er den Styl in aller ſeiner Mannigfaltigkeit kennen, beurtheilen und anwenden lerne? Glücklich kann er ſich noch ſchätzen, wenn er nur an ſolche Muſter geräth, welche die Probe geſunder Kritik aushalten. Aber das iſt, beſonders unter obigen Vorausſetzungen, höchſt ſelten, ja faſt unmöglich, da die Schriftſtellerei tagtäglich immer mehr in die Hände der Knaben geräth. So kommt es denn, daß er empiriſch ſeine Gedanken bald richtig, bald unrichtig, bald ſchicklich, bald unſchicklich, bald ſchön, bald häßlich bezeichnen lernet, ohne ſelbſt ein Wort davon zu wiſſen, ohne weder

ſich, noch Andern, gründliche Rechenſchaft über das Warum geben zu können.

Mit dieſer Bildung bezieht der Jüngling die Univerſität. Geſetzt, es gäbe daſelbſt einen gründlichen philoſophiſchen Lehrer der Mutterſprache und des guten Geſchmacks, wiewohl man bisher an vielen Orten nicht nur einen ſolchen für ziemlich überflüſſig, ſondern auch die für dieſe Gegenſtände nebenher beſtimmten Bemühungen anderer Lehrer für ſehr entbehrlich gehalten zu haben ſcheinet, ſo haben doch nur die Wenigſten eine Ahndung davon, daß von einem ſolchen Lehrer noch etwas Nützliches und Nothwendiges für ſie zu lernen ſey. Denn mit der Deutſchen Sprachlehre dürfte ihnen dieſer ganz und gar nicht kommen, ſo unentbehrlich die auch wäre, da oft von hundert Studenten vielleicht an neunzig noch nicht grammatiſch richtig ſchreiben können. Damit dieß die Studenten nicht verdrieße, ſo ſetze ich getroſt hinzu, daß mehr, als Ein Dutzend ihrer hochberühmten Profeſſoren durch ganz Germanien es eben ſo wenig kann. Und wofern dieß geläugnet, ja, nur bezweifelt werden ſollte, ſo verpflichte ich mich, es durch Schwarz auf Weiß darzuthun, und bei den Schriften deſſen, der es läugnet, — denn ſeine Sprache verräth ihn, daß er einer von ihnen iſt, — den Anfang zu machen. Da übrigens mit den ſchönen Wiſſenſchaften, wie ganz natürlich und billig, ſich meiſtens nur

Männer aus der philoſophiſchen Claſſe beſchäftigen, die weder ein theologiſches, noch juriſtiſches, noch mediciniſches Schild aushängen, ſo iſt es ſehr begreiflich, wie der Brotſtudent aus jenen Facultäten dieſe Gegenſtände mehr unter die Waaren des gelehrten Luxus, als der Nothdurft rechnen könne. Theolog und Juriſt wollen freilich auch gut ſchreiben lernen. Allein jener hat dabei nur ſeine Kanzel, dieſer hergegen ſeine Praxis im Kopfe. Was verſteht denn aber, denken Beide, der Lehrer der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften vom Predigt- und Kanzelley-Styl? Der mag allenfalls ein wenig blümeln lehren, welches zwar zuweilen ganz artig läßt, oft hingegen nicht einmahl angenehm, in jedem Falle aber zur Leibes-Nahrung und Nothdurft entbehrlich iſt. Daher glaubt denn in Rückſicht auf Sprache und Schreibart der Theolog Alles gethan zu haben, wenn er ſein Homileticum, der Juriſt aber, wenn er ſein Practicum hört, beides Collegia, die von Männern aus ihren Mitteln veranſtaltet werden. Bloß von dieſen erwartet man die rechte Schreibart, wie ſie Theologen, oder Juriſten geziemet. Es geht hierin gerade eben ſo, als wenn irgend wo ein altes Chriſtliches Geſangbuch verbeſſert werden ſoll. Wann denkt ein Conſiſtorium daran, ein ſolches Geſchäft einem wahren Dichter von Talenten und geprüftem Geſchmacke, wenn der auch gleich ein weltlicher Dichter wäre, aufzutragen? Muß

der Beſorger nicht faſt immer ein geiſtlicher Herr Confrater ſeyn? Und iſt er nicht gut genug dazu, wenn man nur irgend einmahl wahrgenommen hat, daß er wohl auch ſeinen Vers und Reim zu ſetzen wiſſe?

Was iſt denn nun aber von dieſer Denk- und Handlungsart die Folge? Nichts anders, als daß Alles im Ganzen genommen ſeinen alten barbariſchen Schlendrian fortſchlendert. Um hierin vor Widerſpruche, wenigſtens vernünftigem Widerſpruche ſicher zu ſeyn, will ich mich nur auf den ſo genannten Kanzelley-Styl berufen. Ich weiß es zwar eben ſo gut, und vielleicht noch ein wenig beſſer, als die ganze Zunft der Juriſten, die weiter nichts, als Juriſten ſind, daß der Kanzelley-Styl ſeine Eigenheiten habe, die, ob ſie gleich den Regeln der Vernunft in mancher Hinſicht, den Regeln des guten Geſchmackes aber durchaus zuwider ſind, ihm dennoch nicht füglich genommen werden können. Und wahrlich, wofern ſich irgend ein unbeſonnener Geſchmacksaffe unterſtehen wollte, ihm dieſe zu nehmen, oder ihn deßwegen zu hänſeln, da würde ich, der Dichter, dem man das wohl nicht zutrauen ſollte, der als Dichter tauſend Meilen weit von dem Kanzelley-Style ſein Weſen treibt, dennoch ſehr willig mit Schwert und Speer für den Kanzelley-Styl zu Felde ziehen. Aber bei dem Allen weiß ich auch ſehr gut, was für Gräuel des Ausdruckes unter dieſem Vorwande der

Unentbehrlichkeit beibehalten und in Schutz genommen werden. Woher kommt nun das? Woher kommt es, daß, wenn in der Schreibart aller übrigen Gelehrten der gute Geschmack fortrückt, derselbe allein in der juristischen Schreibart so ungeheuer weit zurückbleibt? Hauptsächlich davon, daß Juristen gemeiniglich bloß von ihres Gleichen das Schreiben lernen.

Nun ist es aber ein höchst seltener, ja vielleicht ganz unmöglicher Fall, daß ein vollkommener Lehrer der Rechte auch zugleich ein vollkommener philosophischer Lehrer des guten Geschmackes sey. Das Gebieth der Rechtskunde ist schon für sich allein von so großem Umfange, und übersteigt die Kräfte eines einzelnen Menschen so weit, daß Mehrere sich in seine Provinzen theilen müssen, wenn das Ganze vollkommen beherrscht werden soll. Wie könnte man also von dem Rechtslehrer mit einiger Billigkeit begehren, daß er auch noch in einem andern Felde bewandert sey, in einem Felde, welches vielleicht noch weitläuftiger, als das seinige ist, das außer mannigfaltigen Sprach- und Sachkenntnissen, außer großem Fleiße, auch noch besondere, nicht jedem Erdensohne verliehene Naturgaben erfodert? Nun ist aber einmahl der schlimme Umstand vorhanden, daß seit Jahrhunderten in dem Tempel der Themis die Barbarei des Ausdruckes in Riesengestalt unerschütterlich neben der heiligen Göttinn thronet, die an und für sich nichts weniger, als häß-

lich, nichts weniger, als den Geſetzen einer edeln keuſchen Schönheit abgeneigt iſt. Die Juriſten, welche öfters im Dienſte des Tempels dort ein und ausgehen müſſen, haben ſich einmahl durch täglichen Umgang nnd Anblick an die gräßliche Geſtalt des Ungeheuers gewöhnet. Sie fühlen nicht mehr bei ſeinem ungekämmten Zottelhaar, bei ſeinen borſtigen Augenbraunen, die wie Fußſäcke herunterhangen, bei ſeinem Naſengebirge, bei den behaarten Warzen ſeines viereckigen Angeſichtes, bei ſeinen ungewaſchenen Händen mit zollangen Nägeln, und dem zu dieſer ganzen Unholdsfigur paſſenden Ornate, was andere Menſchenkinder empfinden, welche in Gegenden bewandert ſind, wo ihnen ſchönere Geſtalten begegnen. Daher läßt es ſich denn auch erklären, wie ſelbſt in ſo manchen neuern nicht wenig gerühmten Anweiſungen zum juriſtiſchen und übrigen Geſchäfts-Style, die aus juriſtiſchen Federn gefloſſen ſind, ſolche entbehrliche, Vernunft und Geſchmack beleidigende Auswüchſe nicht nur entſchuldigt, ſondern ſogar in Schutz genommen, für nothwendig geachtet, oder als Zierlichkeiten empfohlen werden. Dieß bleibt nun größten Theils unbemerkt und ungerügt, weil die Juriſten wenig bei andern gelehrten Leuten in die Schule gehen, andere Leute von Gelehrſamkeit und Geſchmack aber ſich um die juriſtiſchen Zierlichkeiten eben nicht zu bekümmern pflegen.

Welche Beiſpiele könnte ich hierüber nicht häufen! Eins muß ich jedoch anführen, um zu zeigen, daß meine Behauptungen etwas mehr, als leere ungegründete Declamation ſind. Da ſchlage ich ein Buch auf, und ſtoße ſogleich auf ein Präſentations-Schreiben eines Candidaten zu einem Pfarramt, welches alſo lautet:

P. P.

Nachdem das hieſige Pfarramt vor kurzem durch die erfolgte Translocation des zeitherigen Pfarrers M. N. nach N. erledigt worden, und mir daher als Beſitzern des Ritterguts N., welchem in Gemäßheit der gnädigſt ertheilten Lehnbriefe das Patronatrecht über die hieſige Pfarrey zuſteht, oblieget, ein taugliches Subject zu erwähntem erledigtem Pfarramt gehorſamſt zu präſentiren. Als erfülle ich dieſe Pflicht, indem ich den Candidat N., welcher ſich, daß er ein Landskind ſey, und 3 Jahre zu N. der Gottesgelahrtheit obgelegen, legitimiren wird, hierzu pflichtſchuldigſt präſentire, und zugleich geziemend bitte, „denſelben gewöhnlichermaßen prüfen, und wenn ſelbiger tüchtig erfunden worden, das weitere nöthige wegen Eröffnung der Canzel zur Probepredigt, ſodann auch ſeiner Zeit wegen ſeiner Ordination und ſonſt allenthalben verfügen zu laſſen.

Ich legitimire mich als Beſitzer des Ritterguts N. und alſo als Patron und Collator der hieſigen Kirche und Pfarre

durch beiliegende beglaubte Abſchrift der von hoher Lehns-Curie erhaltenen Lehnsrecognition, und verharre im übrigen ꝛc.

Ein Juriſt, der weder ſeine Mutterſprache von Leuten, die ſie verſtehen, gelernet, noch ſeinen Geſchmack durch Leute, welche die Regeln desſelben wiſſen, oder ſonſt durch tadelloſe Muſter gebildet hat, ſieht nun ein ſolches Product mit der ruhigſten Gleichgültigkeit an, und ahndet kaum von fern, daß daran noch etwas auszuſetzen ſeyn möchte. Und dennoch ... Doch wozu die Vorrede? Wir wollen den Aufſatz Wunders halber einmahl durchgehn.

Wozu erſtlich das bei allen guten Schriftſtellern längſt aus dem Gebrauche gekommene nachdem für die gangbare Conjunction da? Wozu die überflüſſigen, mithin weitſchweifigen Beiſätze, die erfolgte, — des zeitherigen? Beſitzern iſt gar ein Sprachſchnitzer, da der Dativ des Singulars hier kein n hat. Pfarrey iſt entweder veraltet, oder Provinzialismus. In reinem guten Hochdeutſch ſagt man Pfarre, oder Pfarramt. Zu erwähntem erledigtem, — iſt Ein Mahl ſchleppender Überfluß, und zweitens ein doppelter Sprachfehler. Nur das erſte Beſtimmungswort des Subſtantivs, erwähntem, wird nach der beſtimmten Declination der Adjective gebogen; dieſe aber hat im Dativ des Singulars ein m zum Charakter. Das andere, erledigtem, ſo wie alle übri-

gen, wenn deren auch noch mehrere daſtünden, gehet nach der unbeſtimmten Declination, deren Charakter ein n iſt. Das war der erſte Sprachfehler. Übrigens durfte der beſtimmte Artikel dem, — zu dem, oder wenigſtens, zum erwähnten erledigten . . . nicht ausgelaſſen werden. Wenn ich den Ausdruck, zu erwähntem erledigten Pfarramt in ſeine eigentlichen vollſtändigen Redetheile auflöſe, ſo würde es ſo viel heißen, als zu einem erwähnten erledigten Pfarramte. Nur der beſtimmte Artikel kann mit der Präpoſition, und nur der unbeſtimmte mit dem Adjectiv zuſammen gezogen werden. Nach präſentiren iſt die Interpunction fehlerhaft, und die veraltete Conjunction als, für ſo, höchſt widrig. Den Candidat, für Candidaten, iſt abermahls ein Sprachſchnitzer. Der Gottesgelahrtheit obliegen, iſt eine altfränkiſche Prunkphraſe. Theologie ſtudieren iſt nicht nur gebräuchlicher, ſondern auch weit natürlicher und ungezwungener, übrigens aber edel genug für dieſe Gattung des Styles. Pflichtſchuldigſt iſt hier ein Ausdruck ſchwerfälliger Höflichkeit. Als erfülle ich dieſe Pflicht, iſt ſchleppender Überfluß. Selbiger nach dem vorher dageweſenen denſelben verurſacht einen auffallenden Mißklang. Erfunden, für befunden, iſt für die gemeine gute Proſe veraltet. In den Ausdrücken, das weitere nöthige wegen Eröffnung der Canzel, ſo-

dann auch (zu) ſeiner Zeit, — und ſonſt allenthalben, — herrſcht der unnöthigſte Überfluß. Hiernächſt aber iſt in den letzten Sätzen die verworfene Conſtruction tadelhaft. Nach einer richtigen, auf Regeln der Logik ſich gründenden Conſtruction ſollte es wenigſtens heißen: wegen Eröffnung der Kanzel zur Probepredigt, ſodann auch zu ſeiner Zeit wegen ſeiner Ordination und ſonſt allenthalben das weitere Nöthige verfügen zu laſſen. Die ganze Schlußſtelle kann weit kürzer, dennoch aber vollſtändig und deutlich genug anderwärts eingeſchaltet werden.

Der Mann, der das obige und ähnliche Formulare zur Nachahmung vorlegte, durfte gleichwohl in der Vorrede zu ſeinem Buche als Regel für dergleichen Aufſätze feſtſtellen: „Daß man nicht zu ſehr von dem juriſtiſchen Styl abweiche und ſich einer zu großen Modernität befleißige, die bei einem Formularbuch bei Vielen anſtößig ſeyn würde; daß man aber hingegen auch zweitens den guten Geſchmack in der heutigen Deutſchen Schreibart nicht zu ſehr verläugne, daß man den ältern Gerichtsſtyl, die Einmiſchung fremder Wörter ohne Noth, überflüſſige Weitläuftigkeiten, und die übrigen Gebrechen des ältern Kanzelley-Styls beibehalten, und nicht vielmehr ſich einer reinen Schreibart ohne Zwang und Affectation befleißigen ſollte.„ Gegen das Ende der Vorrede ſcheint er zwar etwas davon wieder zurück zu nehmen, ſchließt

aber doch: „Er habe der Kürze, Deutlichkeit und einer reinen Schreibart ſich zwar möglichſt befliſſen, — alle ganz unnöthigen Clauſeln, Wiederhohlungen, Einmiſchung ſolcher Puncte, welche ſich nach der Natur des Geſchäftes von ſelbſt verſtehen, ſo wie auch den Gebrauch fremder Wörter, für welche wir gleichlautende gewöhnliche Deutſche haben, zu vermeiden geſucht, dabei aber ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, im zweifelhaften Fall lieber eine gewöhnliche Clauſel zu viel beizubehalten, und ſich einen Lateiniſchen Ausdruck alsdann zu erlauben, wenn er das, was er ſagen ſoll, deutlicher, als ein einheimiſches Wort ausdrückte.„

Ich habe einen ſo unbeträchtlichen Gegenſtand, als das Formular zu einer Candidaten-Präſentation iſt, um deßwillen ſo umſtändlich beurtheilt, weil allgemeine Anklagen gegen gewiſſe Gattungen von Menſchen nichts helfen, weil man dieſen ſehr ſcharf zu Leibe gehen, ſie bei'm Ärmel feſthalten und ihnen alle ihre Sünden Stück für Stück vorzählen muß, wenn ſie nicht davon ſchleichen und thun ſollen, als wäre nicht von ihnen, ſondern von Chineſen die Rede. Mir däucht, ich habe den Verfaſſer nach ſeinen eigenen anerkannten Geſetzen gerichtet, und an dieſem Beiſpiele zugleich gezeigt, wie die Juriſten ein Geſetz zwar oft auswendig, ja ſelbſt ganz richtig zu erklären, dennoch aber in facto gar nicht anzuwenden wiſſen, wozu eine gewiſſe

Geſchmeidigkeit der Geiſtes-Organe erfoderlich iſt, die man nur durch Übung außer ihrer Sphäre erhält.

Siehe nun, juriſtiſches Iſrael, das ſind deine Götzen! Das ſind die ſchönen Muſter, wonach du dich bilden ſollſt, und, wie es ſo häufig am Tage liegt, wirklich bildeſt, wenn du nicht bei Zeiten ſolchen Schulen entläufſt. Und es ſind Muſter, nicht etwa von 1686, ſondern von eintauſend ſieben hundert und ſechs und achtzig *)! Das Beiſpiel iſt auch nicht etwa mühſam aufgeſucht; nein! es iſt blind aufgegriffen. Bringe mir alle deine Bücher her, worin dir Juriſten ohne Sprachkenntniß, ohne Geſchmack, Anweiſungen zu einer zierlichen juriſtiſchen Schreibart ertheilen, und ich verſpreche dir, überall eine gleiche Menge des unverzeihlichſten Unraths auszuſichten.

Noch liegt von ungefähr, da ich dieſes ſchreibe, neben mir eine Abhandlung über den Geſchäftsſtyl und deſſen Anweiſung auf hohen Schulen, welche ſogar in einer Deutſchen Geſellſchaft, mithin von einem Manne, der nichts Geringeres, als den eleganten Juriſten machen will, abgeleſen worden, die gleichwohl auf jeder Seite mit Sprach- und Stylfehlern angefüllt iſt, ja ſogar den ärgſten Solöcis-

*) Anweiſung zur vorſichtigen und förmlicheu Abfaſſung rechtlicher Aufſätze. 2 Theile. Leipzig. 1786.

mus an der Stirne trägt, indem es nicht deſſen Anweiſung, ſondern Anweiſung zu demſelben heißen müßte. Noch liegt neben mir . . . Doch, ich will es lieber verſchweigen, was alle für zierliche Anweiſer noch neben mir liegen, mit denen ich nur noch härter verfahren müßte.

Niemand aber erlaube ſich hierbei den Vorwurf, daß ich meine Rüge zu weit in's Kleine und Feine treibe. Das iſt zwar eine ſehr gemeine, aber jeder Vollkommenheit höchſt nachtheilige Ausflucht. Wie wollen wir es jemahls zu einiger Vollkommenheit in unſerer Sprache und Schreibart bringen, wenn wir die uns vor allen Nationen eigene Unart, es mit Kleinigkeiten nicht ſo genau zu nehmen, nicht ablegen? Nicht die Sylbe, ja nicht einmahl der Buchſtab ſollten unſerer Aufmerkſamkeit zu geringe ſeyn. Wer des Hellers nicht achtet, gelangt nicht zum Thaler, iſt ein Sprichwort in Jedermanns Munde. Wir befolgen es auch oft bei andern Gegenſtänden bis zur Übertreibung. Warum denn hier gar nicht?

Ich frage nun nur noch, ob die gerügten Fehler wohl ſolche Eigenheiten des Kanzelley-Styles ſind, die man ihm nicht füglich nehmen darf? Wird man nicht im Stande ſeyn, jene Präſentation richtiger, reiner, fließender und überall wohlgefälliger abzufaſſen, ohne gleichwohl den Dichter oder ſchönen Geiſt zu verrathen, der freilich, wie alle wahren Dich-

ter und ſchönen Geiſter ſelbſt am beſten wiſſen, aus Aufſätzen dieſer Art nicht hervorblicken darf? Wir wollen es doch, — noch ein Mahl Wunders halber! — verſuchen.

P. P.

Zu dem durch die neuliche Verſetzung, (oder immerhin auch Translocation. — Denn ich bin weit davon entfernt, es mit dem Purismus in Aufſätzen dieſer Art ſo genau zu nehmen, oder ihn vollends gar bis zur Ziererei zu übertreiben.) Alſo: Zu dem hieſigen, durch die neuliche Translocation des Predigers M. N. nach N. erledigten Pfarramte ſtelle ich hiermit, Kraft meines Patronat-Rechts, welches aus den beglaubten Beilagen — erhellet, den Candidaten N. dar. Da ſich derſelbe als Landeskind, das drei Jahre zu N. Theologie ſtudiert hat, legitimiren wird, ſo bitte ich geziemend:

Ihn gehörig prüfen, und, wenn er tüchtig befunden ſeyn wird, wegen ſeiner Probepredigt, Ordination und Einſetzung das Nöthige verfügen zu laſſen.

Der ich ꝛc.

Schmeckt denn nun das nach falſcher Schöngeiſterei? Oder iſt es vielmehr ein richtiger, reiner und zweckmäßiger Aufſatz ohne Überfluß und Mangel *)? O, man laſſe ſich

*) Es iſt in unſerm politiſch-ökonomiſch-mercantiliſchen Zeitalter, in welchem Alles, was eine Feder rühren kann, aufklären

doch ja nicht von Unwiſſenheit, Unvernunft und Geſchmackloſigkeit gegen alles dasjenige einnehmen, was ſie ſo oft mit höhniſchem Naſenrümpfen Schöngeiſterei, Bellettriſterei, und

---

und der armen Menſchheit auf die Beine helfen will, des Zählens, des Rechnens, des Meſſens, des Wiegens kein Ende. Das Meiſte betrifft indeſſen bloß Geld, oder Geldeswerth; gerade, als ob alles Wohl und Weh der Menſchheit bloß im Geldbeutel ſteckte. Allein eine Million Menſchen, die hundert Millionen Geld und für hundert tauſend Millionen Geldeswerth beſäße, könnte denn doch wohl außer dem noch etwas haben, welches leicht eben ſo viel, ja noch mehr werth wäre, als das alles Beides, mithin allerdings verdiente, daß ſo wohl Staats- als Privat-Wirthſchaft ihre Künſte daran ausübten. Und dieſes wichtige Etwas iſt, — ich wette, kein Menſch denkt daran, — iſt die liebe, liebe Zeit. — Erſparniß der Mühe und Zeit, ſo wohl für den Schreiber, als den Leſer, iſt wohl nicht das kleinſte Verdienſt. Wäre er möglich, alle die unzähligen kleinen Zeitausgaben, welche unnütze Weitſchweifigkeit des Hof- und Kanzelley-Styls veranlaßt, genau zuſammen zu rechnen, ſo würde man über die Hauptſumme vor Schrecken erſtarren. Ich getraue mir, auszurechnen, daß in einem Staate, nicht größer, als der unſerige, jährlich das Leben wenigſtens einiger hundert Menſchen bloß auf Titelſchreiben verwendet wird. Wie viel nun nicht vollends auf andern end- und nahmenloſen Überfluß?] Wie viel beſſer könnten nicht ſo vieler Menſchen Leben und Kräfte genützt werden? Und wenn auch das nicht, ſo dächte ich, das verächtlichſte far niente wäre immer noch weit beſſer, als Leib und Seele an ſolchen Nichtswürdigkeiten dumm und ſtumpf zu ſchreiben.

Gott weiß, wie alle, zu ſchelten pflegen! Nichts kann der Geiſtes-Cultur nachtheiliger ſeyn, als wenn ſolch ein unwürdiger Spott zugleich wahre Vernunft, nützliche Kenntniß und guten Geſchmack antaſtet, ohne welches Alles der ſchöne Geiſt nur ein Bettelprinz iſt. Schöner Geiſt! Schöner Geiſt! — Ich habe dergleichen Hohneckereien mit eigenen Ohren von vornehmen Kathedern herab gehört, nicht anders, als ob es ehrenvoller wäre, ein häßlicher, als ein ſchöner Geiſt zu ſeyn. Mir iſt noch nie ein wahrer echter ſchöner Geiſt vorgekommen, der nicht zugleich ein ſehr vernünftiger, mit mannigfaltigen ſehr würdigen Sachkenntniſſen genährter und geſtärkter Geiſt geweſen wäre. Aber häßliche Geiſter ohne Vernunft, ohne Geſchmack, ohne menſchenadelnde Kenntniſſe, umſchwärmen Einen überall, wie das Fliegengeſchmeiß im Sommer. Man bringt den ſchönen Geiſt in der Geſtalt, wie er dieſen Nahmen verdienet, wahrlich nicht mit auf die Welt, ob man gleich etwas mitbringen muß, welches vielen ſehr gelehrten Leuten mangelt, nähmlich das Talent der Urtheilskraft, oder das Specifiſche des ſo genannten Mutterwitzes, wie es Kant, der erſte Philoſoph auf Erden, nennt, ein Talent, deſſen Mangel keine Schule erſetzen kann *).

*) Der Mangel an Urtheilskraft iſt eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem ſolchen Gebrechen iſt gar nicht ab-

Aus dieſem Mutterwitze, gleichſam dem Fruchtkeime eines jeden, und alſo auch des ſchönen Geiſtes, muß ſich der echte ſchöne Geiſt durch ein Studium, eben ſo mühſam, als jedes andere, erſt langſam hervor arbeiten. Er muß ſich durch Einſammlung humaner Kenntniſſe und durch ſehr oft angeſtellte Übungen auf der Paläſtra des Geiſtes zu demjenigen, wofür er ſich mit Recht ausgeben will, entwickelt und ausgebildet haben. Wenn der ſchöne Geiſt ein ſolcher iſt, ſo iſt er nicht bloß eingeſchränkter nothdürftiger Ausüber und Beurtheiler dieſer oder jener einzelnen Kunſt, etwa der poetiſchen, wiewohl auch das ſchon nicht unrühmlich wäre,

ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae potens et cantor Apollo;

ſondern er iſt fertiger, er iſt wohlbefugter Richter und Lehrer jeder Kunſt des Geiſtes, ſie werde nun ausgeübet, von wem ſie wolle. Würde ein ſchöner Geiſt lehren, man ſolle in Verſen oder in poetiſcher Proſe proceſſiren, ſo würde er

---

zuhelfen. Ein ſtumpfer, oder eingeſchränkter Kopf, dem es an nichts, als an gehörigem Grade des Verſtandes und eigenen Begriffen desſelben mangelt, iſt durch Erlernung ſehr wohl, ſogar bis zur Gelehrſamkeit auszurüſten, da es aber gemeiniglich alsdann auch an jenem, (der Secunda Petri,) zu fehlen pflegt, ſo iſt es nichts Ungewöhnliches, ſehr gelehrte Männer anzutreffen, die, im Gebrauch ihrer Wiſſenſchaft, jenen nie zu beſſernden Mangel häufig blicken laſſen. S. Kant's Critik der reinen Vernunft. S. 172.

durch nichts offenbarer verrathen, daß er nichts weniger, als ein echter ſchöner Geiſt, ſondern ein verwahrloſetes Ding von eben der Art ſey, wie ſie die obern Facultäten zu Legionen ausſenden. Der wahre ſchöne Geiſt, der dieß ſchlechterdings nicht ſeyn kann, wenn er nicht zugleich ein vernünftiger Geiſt iſt, lehret und befördert nicht nur niemahls ſchön ſeyn ſollende Grimaſſen, ſondern er iſt es gerade, der allen unſchicklichen Geſchmacks-Grimaſſen am wirkſamſten entgegen ſteuert. Er iſt es gerade, welcher der läppiſchen Flittern und einer gewiſſen äſthetiſchen Schminke, womit, nicht ſchöne Geiſter, ſondern unbeſonnene an Urtheilskraft arme Theologen und Juriſten ſelbſt ihre Wiſſenſchaften verunſtalten, am lebhafteſten ſpottet. Denn aus fleißig erforſchten und deutlich erkannten Gründen, die ſich in ſicheres feſtes Gefühl, das iſt, in Geſchmack verwandelt haben, weiß er zu entſcheiden, wie etwas eingekleidet werden muß, welchen Schmuck etwas, und wie oder wo es ihn verträgt, oder nicht. Wenn nun aber, o Schüler der Themis, der ſchöne Geiſt, der überall den Codex geſunder Vernunft bei ſich führen und daraus ſeinen Nahmen rechtfertigen muß, dir aus den Regeln, welche in dem allgemeinen Geſetze der Vollkommenheit, oder in der Zuſammenſtimmung der beſten Mittel zum beſten Zwecke gegründet ſind, darthut, daß du dich ohne Noth von der Vollkommenheit entferneſt; wenn er dir den geradeſten

und kürzeſten Weg zu derſelben zeiget: ſo mache es dich nicht irre, daß es ein ſchöner Geiſt, und nicht ein Juriſt war, der dich des Beſſern belehrte! Es mache dich nicht irre, wenn etwa Juriſten, welche in Vorurtheilen der Unwiſſenheit und Geſchmackloſigkeit alt und grau geworden ſind, der beſſern Theorie nicht beiſtimmen! Auch warte nicht erſt, bis die alten Herren, die den Mangel ihrer Jugendbildung durch Geiſtes-Lahmheit und Steifigkeit büßen, dir voran gehen, oder du wirſt ſehr ſpät, vielleicht auch niemahls zum Ziele der Vollkommenheit gelangen.

Aus dem bisher Geſagten folget, daß Juriſten und Geſchäftsmänner es um deßwillen bei Lehrern aus ihrem Mittel ſchwerlich zu einiger Vollkommenheit in der Schreibart bringen können, weil eine ſo große Menge derſelben weder Einſicht, noch auch Geſchmack genug dazu beſitzt, ja, weil eine ſo große Menge ſich nicht einmahl ſchämet, etwas bei ſich zu vermiſſen, was gleichwohl vor Alters die Cicero, die Hortenſius, Pompejus, Cäſar, u. ſ. w., — wahrlich doch auch Juriſten und Präſidenten eines Rathes, nicht etwa für ein Deutſches Reſidenz-Städtlein, oder ein Paar Meilen in die Runde, ſondern für Rom und die Welt! — nicht unter der Würde ihrer Bemühungen achteten. Niemand aber wird hoffentlich zugleich daraus folgern, als ob ich allen unſern Rechtsgelehrten ohne Ausnahme Einſicht und Geſchmack in

der Mutterſprache und Schreibart, mithin ihrem Unterrichte allen Nutzen für den jungen Zögling ganz und gar abſprechen wolle, welches gewiß die ſchimpflichſte Unbeſonnenheit ſeyn würde. Von wem, der nur den mindeſten Sinn für dieſe Dinge hat, kann es unbemerkt bleiben, daß z. B. in unſern Landen ein vorzüglich guter, wenn gleich noch kein vollkommener Kanzelley-Styl herrſcht? Und wer, wenn er mit unbefangenem Blicke auf den Grund dieſer angenehmen Erſcheinung zurückforſcht, kann da die Bemühungen ſolcher Rechtslehrer auf der hieſigen Univerſität verfehlen, welche, ſo wie an Rechtskenntniſſen, alſo auch an einem richtigen, reinen und ſchicklichen, ſo wohl mündlichen, als ſchriftlichen Vortrage ſo viele ihrer Zunftgenoſſen übertreffen? Aber auch aus den Schulen ſolcher Männer, beſäßen ſie auch noch ſo viel Geſchmack, noch ſo viel gründliche Einſicht in die Mutterſprache und Schreibart, läßt ſich etwas Vollkommenes weder erwarten, noch fodern, ob ich gleich ſehr willig zugebe, daß aus ihren practiſchen Lehrſtunden auch für den Styl kein geringer Nutzen entſpringe. Alles desjenigen, was zur richtigen zweckmäßigen Sprache und Schreibart gehört, müßten die Schüler, welche ihren Übungsſtunden beiwohnen, billig ſchon mächtig ſeyn. Wenn ſolche Männer ſich auch auf Sprache und Schreibart einlaſſen, ſo geſchieht es wohl nicht deßwegen, weil dieſe mit zu ihrem Zwecke gehörten,

ſondern weil die leidige Noth ſie dränget, wenigſtens den auffallendſten, den unerträglichſten Mängeln, ſo viel die Zeit nebenher verſtattet, abzuhelfen. Sie können auch nur alsdann ihre Winke geben, wann einzelne Fälle ihnen Gelegenheit darbiethen. Wenn nun der Lehrling auch von zehn und zwanzig Fehlern dadurch unterrichtet wird, die er beibehalten haben würde, wenn er dieſe Schulen nicht beſucht hätte, ſo kann er bei dem großen unabſehbaren Umfange unſerer Mutterſprache doch noch von hunderten unbelehrt bleiben, wenn die Aufſätze, die er lieferte, keine Veranlaſſung gaben, ſie zu begehen.

Hieraus denke ich nun iſt erſichtlich, daß Sprache und Schreibart, ſammt allen denjenigen philoſophiſch-äſthetiſchen Kenntniſſen, welche damit zuſammen hängen, und ohne welche keine gründliche Sprach- und Styl-Theorie Statt hat, auf Univerſitäten eigene Lehrvorträge, ſo wie von Seiten der Studierenden ein eigenes ernſtliches Hauptſtudium erfodern. Es iſt ſo wohl der claſſiſchen Vollkommenheit unſerer Literatur, als überhaupt der Behandlung unſerer Federgeſchäfte im Staate ſehr nachtheilig, daß man dieſe Kenntniſſe gleichſam als niedere betrachtet, mit welchen man ſchon auf den niedern Schulen fertig geworden ſeyn müſſe, um ſich hernach auf Univerſitäten lediglich höhern Wiſſenſchaften widmen zu können. Niedere, höhere Kenntniſſe? Was will

man eigentlich damit ſagen? Freilich, die Sache aus dem rechten Geſichtspuncte betrachtet, habe ich eben ſo wenig gegen eine Eintheilung der Wiſſenſchaften in höhere und niedere, als gegen eine ähnliche Eintheilung unſerer Seelenkräfte. Aber, wahrlich! der Grund, aus welchem eine gewiſſe ſtrotzende Hochgelahrtheit dieſe Eintheilung zu machen ſcheinet, iſt ſehr thöricht. Bildet man ſich etwa ein, als ob die Redekünſte minder Zeit, Anſtrengung und Aufwand an Geiſteskräften erfoderten? O, wenn dieß den Nahmen beſtimmen ſollte, ſo müßten die Benennungen vielmehr gewechſelt und gerade die Redekünſte die höhern genannt werden. Denn unter allen Vollkommenheiten, wornach das vorzüglichſte Talent, der hartnäckigſte Fleiß nur immer ſtreben können, ſind die Gewalt über ſeine Sprache und eine claſſiſche Schreibart, die nie ihres Endzweckes verfehlt, gerade am ſchwerſten und letzten zu erreichen. Man wird weit leichter und eher ein nicht unbeträchtlicher Gelehrter, als ein guter claſſiſcher Schriftſteller. Gelehrſamkeit iſt allenthalben zu großen Haufen aufgeſchüttet, man kann davon einſacken, wann und wo man will, wenn man nur will. Aber diejenige Geſchmeidigkeit und Gewandtheit des Geiſtes, welche zu einem vollkommenen Vortrage erfoderlich iſt, erwirbt ſich ſo leicht nicht mehr, wenn Zeit und Gelegenheit verſäumt ſind, und jene großen Haufen liefern dazu oft nicht ein

Körnchen. Die unzähligen Beiſpiele derer, welche ſo herzlich gern gut ſchreiben möchten, und es doch nicht können, die es ſelbſt bei nicht gemeinen Fähigkeiten erſt ſo ſpät, nach ſo mancherlei mühſeligen Anſtrengungen, ja vielleicht dennoch in ihrem ganzen Leben nicht lernen, reden lauter, als irgend etwas für die Schwierigkeit der Sache. Und damit wollte man ſchon in den Knabenjahren auf niedern Schulen fertig werden? Auf Schulen, wo vielleicht nichts, als Latein, Griechiſch und ein wenig zuſammen geſtümperte Rhetorik aus der Arche Noäh getrieben wird? Und dennoch wären dieſe Schulen noch immer weit beſſer, als diejenigen, wo, nach der Überweisheit einiger neuern Pädagogen, eine Art von höhern wiſſenſchaftlichen — Spielereien die Redekünſte verdränget.

Aber ſind denn nun dieſe ſchweren Künſte in der That ſo wichtig? Sind ſie es werth, daß man es ſich ſo ſauer um ſie werden laſſe? Daß man diejenigen, welche ſie gründlich zu lehren und in möglichſter Vollkommenheit auszuüben ſtreben, wenn nicht vorzüglich ehre, doch wenigſtens nicht geringe ſchätze? Das ſollte ich doch ohne alle Anmaßung denken.

Alles menſchliche Wiſſen beſtehet in Vorſtellungen des Mannigfaltigen der Dinge in ihren Verhältniſſen, und in der Kunſt, dieß auf das genaueſte zu bezeichnen. Beides, Vorſtellung und Bezeichnung, iſt ſo innig mit einander ver-

bunden, daß man nicht genug über die Unbeſonnenheit derer erſtaunen kann, welche gleichſam ſcheiden wollen, was Gott zuſammen gefügt hat. Ohne Bezeichnungskunſt iſt kein Verkehr unter den Menſchen möglich, die gleichwohl zur Gemeinſchaft unter einander geſchaffen zu ſeyn ſcheinen. Je höher dieſe Kunſt getrieben werden kann, deſto inniger und feſter muß ſich die Menſchheit zu einem großen, vollſtändigen, geſunden und thätigen Körper zuſammen gliedern.

Das geſellſchaftliche Menſchenleben erfodert einen beſtändigen ununterbrochenen Hin- und Herhandel mit unzähligen Gedanken und Empfindungen. Dieſer kann nicht anders, als durch ſchickliche Zeichen getrieben werden. Ausgemacht aber iſt es längſt, daß unter allen bekannten Bezeichnungsarten diejenige, welche im gewöhnlichſten und allgemeinſten Sinne Sprache heißt, die vorzüglichſte ſey. Sprache iſt die gangbarſte Münze, auf welcher der geiſtige Gehalt am vollkommenſten ausgeprägt iſt. Sie richtig, ordentlich, rein und blank zu liefern, erfodert ſo wohl der Verſtand, als der Geſchmack. Was für ein armſeliger Handelsmann iſt derjenige, der ſeinen Beutel nicht voll dieſer Münze hat, der ihren Gehalt nicht kennet, der nicht weiß, weß das Bild und die Überſchrift iſt, der ſie nicht aufzuzählen verſteht! Er gleichet dem Kinde, das noch kein Geld kennt, das alle Sorten, von der Guinea an bis zum Heller, bunt durch einander,

ein Stück für das andere, bloß, weil Alles rund iſt, und noch dazu mit allem ſeinen Kinderſchmutze beſudelt, hinzählt. Der Handel kann ſo nicht beſtehen; er muß, wenn nicht ganz in Stockung, dennoch in die unſeligſte Verwirrung gerathen. Wenn unſer Geiſt auch aller möglichen Erkenntniß ohne Sprache fähig wäre, welches ſich doch wohl wenigſtens in Anſehung der abſtracten und allgemeinen Begriffe nicht behaupten läßt, ſo würde der Menſch, ohne Kenntniß der Sprache und des Ausdruckes, dennoch eben ſo übel daran ſeyn, als der reiche Mann, dem es zwar nicht an Geldeswerth, aber an barem Gelde ſelbſt fehlte. Er würde, ſowohl in Einnahme, als Ausgabe, tauſend Unbequemlichkeiten erfahren, wovon der, welcher bei einer hinreichenden baren Caſſe iſt, nichts gewahr wird.

Iſt dieß ſchon der Fall mit jedem gemeinen geſellſchaftlichen Menſchen, wie viel mehr muß er's nicht ſeyn mit dem Gelehrten, der nicht nur mit der Gegenwart, ſondern auch mit Vergangenheit und Zukunft in Verkehr ſteht. Wie weit fertiger muß nicht deſſen Geiſt ſeyn, Vorſtellungen auf alle mögliche Arten ſo wohl zu empfangen, als auch wieder zu geben! Kein geſellſchaftlicher Menſch, viel weniger ein Gelehrter, kann es in ſeinem Leben durchaus vermeiden, zu Zeiten unterrichten, überreden, rühren, oder auf irgend eine Art ergetzen zu müſſen. So wohl ſein eigenes, als auch fei-

nes Nächſten Wohl und Weh hängt mehr, als Ein Mahl, von ſeiner Empfänglichkeit für alle dieſe Wirkungen ab, wann ſein Verſtand oder ſein Herz von außen her angeredet wird. Überall ſtehet der Sprachausdruck als Mittel mit dieſen Wirkungen im genaueſten Verhältniſſe. Was für Wirkung aber kann derjenige hervorbringen, der des Werkzeuges nicht mächtig iſt? Was für Wirkungen kann er erfahren, wenn er fühllos gegen dasſelbe iſt?

Noch mehr! Nicht nur wegen des unumgänglichen Verkehres des Menſchen mit Menſchen iſt die Kunſt, zu reden und zu ſchreiben, ſo wichtig, ſondern auch, ohne Rückſicht auf geſellſchaftliche Nothdurft, iſt ſie jedem einzelnen Menſchen an und für ſich zur Erhöhung und Veredelung ſeines Geiſtes und Herzens unentbehrlich. Durch Sprache erwirbt er nicht nur, ſondern erhält und feſſelt er auch an ſich, als mit den ſtärkſten Banden, den ganzen Reichthum ſeiner Erkenntniß des Wahren, des Schönen und Guten. Wenn es von einer Seite wahr und unläugbar iſt, daß der an Erkenntniß wachſende, an Empfindungen ſich veredelnde Geiſt die Sprache bereichert, verfeinert, und ſie gleichſam mit ſich nimmt, wann er in das Reich ſeiner Herrlichkeit eingeht, ſo bereichert und veredelt von der andern Seite eben ſo gewiß das Studium einer reichen und ausgebildeten Sprache, beſonders, wenn dieſe die Mutterſprache iſt, den an Vorſtel-

lungen dürftigen Geiſt, drückt ihm gleichſam ihr ſchönes Bild auf, und zaubert ihm ihre lebendige Kraft an. Dieſes aber mit einem für den Lernenden ſehr angenehmen Unterſchiede. Die Sprache konnte nur durch die vereinigten Geiſteskräfte und Wirkungen eines ganzen Volkes in einer nähern geſellſchaftlichen Verbindung, durch eine Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch Reichthum, Geſtalt und Geſchmeidigkeit gewinnen. Dieſe aus tauſend Quellen entſprungenen Bäche kehren in der Sprache, zu einem einzigen großen Hauptſtrome vereinigt, wieder in den einzelnen Menſchengeiſt zurück und führen ihm ihre Reichthümer zu. Hieraus folgt nichts anders, als, je vollkommener Jemand ſeine Sprache verſteht, deſto reicher iſt er auch an Vorſtellungen der Dinge und ihres Mannigfaltigen. Umgekehrt, je ärmer an Sprache und Ausdruck, deſto ärmer auch an einer deutlichen, klaren und wohlgeordneten Erkenntniß. Seiner Sprache mächtig ſeyn, heißt daher nichts anders, als, aller Kräfte ſeines Geiſtes und des ganzen Ideen-Vorrathes mächtig ſeyn, welchen die Sprache bezeichnet. Nicht richtig, nicht deutlich, nicht zuſammenhängend, nicht ſchön ſprechen und ſchreiben, iſt nichts anders, als, eben ſo gebrechlich denken und empfinden. „So lange der Menſch nicht reden konnte, — heißt es in einem Buche, reich an wahren und

ſchönen Gedanken in der gefälligſten Einkleidung *), — ſo ſah, hörte, fühlte und ſchmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Menſch nicht ſchreiben konnte, dachte er wenig, oder redete ſchlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menſchen zu dem, was er werden ſollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er ſie mitzutheilen ſuchte; ſie wurden methodiſch, indem er ihnen eine gewiſſe Fortdauer gab, die ſie der Verbeſſerung und Ausbildung fähig machte. Und dieſer Weg, den das ganze menſchliche Geſchlecht nahm, um klüger zu werden, iſt auch immer noch der einzige für den einzelnen Menſchen.„

Doch, es würde mich zu weit führen, wenn ich die Wichtigkeit des Studiums der Mutterſprache in ihrem ganzen Umfange anſchaulich machen wollte. Ich greife aus unzähligen Gründen, die ſich bei geringem Nachdenken vor dem Geiſte verſammeln, nur einen und den andern auf, wie er mir unter die Hände kommt. Denn ſchon dieſe wenigen müſſen es hinlänglich darthun, daß echtes Sprach-Studium nichts Geringeres, als Studium der Weisheit ſelbſt iſt. Wehe jedem Meiſter der Weltweisheit, der nicht zugleich Meiſter ſeiner Sprache iſt!

*) S. Engel's Philoſoph für die Welt. 2. Th. S. 19. Neue Aufl. von 1787.

Wenn nun aber Kunde der Mutterſprache, und die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen ſo genau zu bezeichnen, daß es faſt eben ſo viel iſt, als würden ſie ſelbſt aus Seele in Seele hinüber gehaucht, ſo überaus ſchwer und wichtig ſind, ſo müſſen auch vollkommene Anweiſungen zum zweckmäßigſten Gebrauche des vornehmſten Werkzeuges des wirkenden Menſchengeiſtes mit zu den ſchwerſten und wichtigſten Menſchenkünſten gehören. Der Lehrer der Sprache, der Wohlredenheit, der Beredtſamkeit und Dichtkunſt, wenn er das iſt, was er ſeyn ſoll, iſt alſo wenigſtens eben ſo viel werth, als einer der Beſten aus den drei oder vier obern Facultäten. Er iſt keinesweges der Galanterie- und Tand-Händler, der bloß für den gelehrten Luxus arbeitet, und deſſen Producte allenfalls salva Republica literaria entbehrt werden könnten. Das haben von je und je die Weiſeſten aller aufgeklärten Nationen eingeſehen, und daher die Redekünſte in den höchſten Ehren gehalten.

Redekünſte, gerade nichts anders, als Redekünſte, und vornähmlich die ſchönen, ſind es geweſen, welche die Barbarei der vorigen Jahrhunderte zertrümmert, welche den kalten umnebelten Geiſt erwärmet und erleuchtet haben. Redekünſte ſind es noch jetzt, und werden es bis an das Ende der Welt bleiben, welche den Leuchter der Aufklärung, wenn ihn auch andere Wiſſenſchaften aufrichteten, am feſteſten auf-

recht erhalten. Universitäten und Facultäten gab es schon in den Zeiten der Barbarei; es gab Maulthiere mit ganzen Säcken voll Gelehrsamkeit befrachtet; dennoch aber lagen Kälte und Nacht auf dem Geiste, und lagen so lange fort, bis Redekünste, bis die armen bespöttelten schönen Wissenschaften erschienen, und Wärme und Licht schufen. Redekünste haben die Rohheit der Sitten abgeschliffen; sie haben schöne, gute und große Charaktere gebildet; kurz, sie haben Geist und Herz, haben den ganzen Menschen von innen und außen verschönert und veredelt. Redekünste, schöne Redekünste sind, bei allem Mißbrauche, der mit ihnen getrieben werden kann, und auch wohl getrieben worden ist, dennoch die Schutzgeister jeder Tugend, so wie sie die glücklichsten Bestreiter des Lasters und der Thorheit sind. Sie unterstützen Kirche und Staat, beschirmen Thron und Person des gerechten Fürsten besser, als die Hellebarden seiner Trabanten. Was hält Recht, Eigenthum, Freiheit des Menschen besser und kräftiger aufrecht, als Redekünste? Stehende Kriegsheere, Wälle, Mauern, Kanonen und Schwerter sind freilich mächtige Dinge; allein sie sind Körper, wirken nur auf Körper, und wirken darauf nicht anders, als wenn sie von Geistern regiert werden. Dennoch, wie müssen die lautesten Schanzen verstummen, wann der Geist den Geist durch Redekünste zu belagern, anzugreifen und zu erobern verste-

het! Menſchen, die Ihr Sinn für Menſchenrecht und Menſchenadel habt, laßt den Tyrannen Feſtungen über Feſtungen bauen, laßt ihn ſeine ſtehenden Heere bis zu Millionen vermehren! Werbet Ihr dagegen die Künſte des Geiſtes, vornähmlich die Redekünſte an, und laßt ſie um Freiheit und Eigenthum ihre Wagenburg ſchlagen! Es iſt nicht wahr, daß Kanonen mehr vermögen, als Gedanken und Worte, wie bisweilen geſpaßt wird. Wenn wir Sclaven ſind, ſo ſind wir's wahrlich nicht durch jene Stein- Eiſen- Blei- und Fleiſchmaſſen der Tyrannen, denen wir nicht ähnliche Maſſen entgegen zu ſtellen haben; ſondern darum ſind wir's, weil wir die kraft- that- und ſiegreichſten Künſte des Geiſtes, die Künſte, zu reden und zu ſchreiben, vernachläſſigen. Die Körper herrſchen nicht über die Geiſter; ſondern die Geiſter herrſchen über die Körper. Und was ſind die Evolutionen der Körper gegen die Evolutionen der Geiſter?

Wahrlich, ich weiß nichts Beſſeres, den gehorchenden Theil des Staates gegen die ſtehenden Kriegsheere, gegen die Feſtungen und Kanonen des Gebiethenden im nothwendigen Gleichgewichte zu erhalten, als Kraft des Geiſtes und Fertigkeit in ſeinen wichtigſten Künſten. Was in Athen und Rom Kraft hatte, das muß es auch noch heut und in allen Zeiten, unter allen Völkern haben. Der einzige Unterſchied iſt nur, daß nunmehr Feder und Preſſe die Stelle

des Mundes der Demoſthene und Cicerone vertreten. Es ſind elende, verkümmerte Seelen, welche, beraubt des Vertrauens auf dieſe Schutz- und Trutzwaffen, es unterlaſſen, durch beſtändige Übungen ſich die höchſt mögliche Fertigkeit im Gebrauche derſelben zu verſchaffen.

Man wende nicht ein, daß Gründe und Beredtſamkeit doch nicht immer ſiegen. Oft, wenn Gründe nicht ſiegen, ſind es, bei Lichte beſehen, ſchlecht vorgetragene Gründe. Aber wenn auch Beides nicht immer ſiegt, verdient denn darum eine Feſtung, oder ein Kriegsheer mindere Achtung und Zuverſicht, wenn jener einige Steine aus ihren Mauern, dieſem einige Kämpfer aus ſeinen Gliedern geſchoſſen werden? Soll man darum jene aufgeben, und dieſes aus einander gehen laſſen? Welche Schlacht koſtet nicht Blut, ſo wohl dem Sieger, als dem Beſiegten?

Ha, man fahre doch nur fort, Rede- und Schreibekünſte geringe zu ſchätzen, oder zu vernachläſſigen, und man wird erfahren, was für ein Ende mit Schrecken es mit Recht, Eigenthum und Freiheit, mit Geiſtes- und Herzens-Adel, mit der ganzen ſo genannten Sachgelehrſamkeit nehmen wird. Sachgelehrſamkeit! O, kein Menſch hägt tiefere Ehrfurcht, als ich, vor echter, menſchengedeihlicher Sachgelehrſamkeit. Aber was für eine Sachgelehrſamkeit iſt oft diejenige, die ſich am unerträglichſten brüſtet? Mit einer

Kinderſpanne laſſen ſich die Grenzen ihres Nutzens ausmeſſen; oft gilt ſie kaum bis an die Landes- oder Ländchens-Grenze, und einen Schritt hinüber iſt ſie — Plunder. Wenn noch allumfaſſende Kunde ſo wohl der geiſtigen, als körperlichen Natur, Moral, Politik, Geſchichte, nicht eine gewiſſe Plunderkrämerinn, die ſich auch ſo nennt, ſondern die ſo ſelten erſcheinende erhabene Menſchenlehrerinn, wenn die noch ſich brüſteten, die der tiefſten Verehrung ſo würdig ſind: ſo würde es ihnen und ihren Bekennern zwar nicht rühmlich ſeyn, weil Redekunſt der Stab, die rechte Hand einer jeden Wiſſenſchaft ohne Ausnahme iſt, jedoch wäre es immer noch eher zu ertragen. Aber wenn . . . doch, ich breche ab.

III.

Zwei Freimaurer-Reden.

1.

Über die Zufriedenheit *).

1788.

Wenn man gesund, und so wohl seiner Leibes- als Gemüthskräfte mächtig ist, so scheint es mir eine so herzlich leichte Sache, zufrieden und glücklich zu seyn, daß ich mich oft nicht genug wundern kann, wie dennoch so viel Murrens und Klagens in der Welt ist. Ich läugne freilich ganz und gar nicht, daß ich, was ich freilich nicht sollte, wohl auch zuweilen mit einstimme; allein dennoch geschieht das, wenn ich mich anders so selbst rühmen darf, mehrentheils nur dann, wann mir zu Muthe ist, als ob ich einen Kapuziner-Strick mit zehn Knoten fest um den Leib geschürzt trüge, als ob alle meine Nerven mit Wolle umsponnen wären, als ob das alte, dunkele, feuchte, kalte Chaos über meinem Geiste brütete, von welchem die Göttingische Witterung und der Schnupfen in gerader Linie abzustammen scheinen. So bald mir aber einmahl der Strick nur etwas loser

*) Aus der Handschrift.

D. H.

ſitzt, ſo bald das Wollengeſpinſt von meinen Nerven ein wenig ſich abgeſtreift und das Inſtrument ſeinen helleren, reinen Naturton gibt, ſo bald die ungedeihliche, lähmende December-Witterung der Seele ſich aufklärt, ſo wüßte ich kaum, was mich noch unzufrieden machen könnte, wenn ich anders nur meinen Zufriedenheits-Katechismus fein im Gedächtniſſe habe und beobachte. Und dieſer iſt überaus kurz, einfach und leicht.

„Ha! der ſtammt gewiß aus dem Geſchlechte der Ohneſorgen!„ kann hierbei Mancher ſagen oder denken. Den Ohneſorgen liegt das ſo in der Art, daß ſie zufrieden und glücklich ſind, ſie mögen viel, oder wenig haben, ſie mögen hoch, oder niedrig, oder auch gar nicht auf der Ehrenliſte des Staates ſtehen. — Ihr habt Recht, Ihr Herren, die Ohneſorgen ſind ein zufriedenes und glückſeliges Völkchen; vergeßt doch aber nicht, zugleich mit hinzu zu fügen: beſonders, wenn ſie Gott vertrauen. Daß der Sorgloſe zufrieden iſt, das iſt des Wunderns eben nicht werth. Wenn der Menſch bei ſeinem gegenwärtigen Zuſtande keine Spanne lang vor ſich hinaus in die Zukunft ſieht, ſo kann er leicht zufrieden ſeyn, und man kann ohne Übertreibung annehmen, daß unter hundert Unzufriedenen es wenigſtens neunzig aus Neid, oder wegen Beſorgniß in Anſehung der Zukunft ſind.

Der Trieb, nur fröhlichen Empfindungen nachzuhän-

gen, ſo wie, den Kummer zu verbannen, iſt ſo allgemein, und den Troſtgründen über die Güter, die uns fehlen, geben wir ſo gern Raum, daß derjenige, der nur für den gegenwärtigen Augenblick leben will, und ſein Glück weder nach dem, was er verloren hat, noch mit den Blicken des Neides mißt, leicht immer genug haben wird. Warum ſähen wir ſonſt, — zur großen Verherrlichung der ewigen Vorſicht, welche die Zufriedenheit an keinen Stand, an kein Maß von Glücksgütern ausſchließlich hat binden wollen, — warum ſähen wir ſonſt ſo viele Zufriedene, ſo viele Glückliche in der äußerſten Dürftigkeit?

Meine Brüder, laſſen Sie uns doch einmahl ein wenig ſehen, was uns wohl einen Theil dieſer Zufriedenheit gewähren könnte. Lange Bekanntſchaft mit dem Mangel, mit der Niedrigkeit und mit dem Elende mag etwas, ja, vielleicht ſehr viel dazu beitragen. Wir ſtimmen unſere Geſinnungen bald zu den Umſtänden, aus denen wir uns nicht helfen können. Ohne daß nun gerade die Angewöhnung an unſere Umſtände bis zu einer thieriſchen, gleichgültigen Unempfindlichkeit herab zu ſinken braucht, ſo ſtelle ich mir doch vor, daß ein gewiſſer Grad derſelben im Unglücke gute Dienſte leiſte. Unſer ganzes Selbſt fügt ſich früh oder ſpät in ſeine Lage.

So wie unſere Sinnenwerkzeuge von ſelbſt die gewohnte Richtung annehmen, worin ſie am bequemſten einen Ge-

genſtand empfinden können, ſo unvermerkt ſtimmt die Seele ihre Geſinnungen zu unſerm Glücke, weil ſie es dunkel fühlt, daß das wahre Unglück eigentlich in der Disharmonie der Geſinnungen und der Umſtände beſtehe.

Dieß iſt nun freilich noch ein ſehr niedriger, ja, der allerniedrigſte Grad der Zufriedenheit. Es iſt eigentlich nur der gute Grund und Boden, den die Natur zur glücklichen Cultur und Veredelung des vortrefflichſten Gewächſes darbiethet. Wir wollen weiter ſehen, wie es ſich erziehen und zu einer vollkommenen Reife bringen läßt.

Zu den nächſten Erforderniſſen, wodurch die allgemeine Anlage zur Zufriedenheit ſchon ungemein erhöhet werden kann, rechne ich die glückliche Gabe und Kunſt, mit geſunden, guten Augen auch gut zu ſehen. Ich verſtehe hierunter die Neigung und Geſchicklichkeit, ſich jeden unangenehmen Vorfall von der beſten Seite vorzuſtellen, und in jedem angenehmen alles mögliche Vortheilhafte zu bemerken. Wenn man die beiden Wahrheiten gelten läßt, wovon uns nur etwas Erfahrung in der Welt ſehr bald überzeugen muß: „daß eine jede Sache mehrere Seiten habe, und daß es darauf ankomme, von welcher Seite wir ſie anſehen, wenn ſie uns erfreuen oder betrüben ſoll„ ſo muß nothwendig unſere Zufriedenheit von unſerer Art, die Sachen zu betrachten, oder von einer glücklichen Gabe und Kunſt, zu ſehen, ab-

hängen. Es iſt überhaupt keine ſo traurige und nach der Meinung des großen Haufens noch ſo böſe Begebenheit, die nicht von einer vergnügt geſtimmten Seele oder von einem verſtändigen Manne von einer guten Seite könnte angeſehen werden. Und ich glaube, wie es, unſern geſunden Verſtand ausgenommen, kein irdiſches Gut gibt, das man unbedingt ein Gut nennen kann, ſo gibt es auch kein Übel, das man nicht wozu nutzen kann, wenn man nur Verſtand hat. Unſer Verſtand iſt die Biene, die aus jeder Blüthe und Blume, auch aus den giftigen, Honig zu ſaugen vermag.

Wenn irgend etwas in der Welt beneidet werden darf, ſo gehört gewiß dieſe glückliche Kunſt unter die beneidenswürdigſten Dinge. Sie erheitert den ganzen Geſichtskreis unſeres Lebens, und ſchafft einen unvergänglichen Frühling um uns her. Wir befinden uns darin wohl, wie der Fiſch im Waſſer; unſer Blut fließt leicht durch die Adern; allenthalben hin begleitet uns unſere Heiterkeit; wir finden alle Menſchen liebenswürdig, und werden von ihnen wieder liebenswürdig gefunden. Kurz, es iſt nichts, was den Kreislauf von Glück und Vergnügen mehr im Gange erhält, als die herrliche Kunſt, Menſchen und Dinge von der guten Seite anzuſehen. Und ſie iſt gar ſo ſchwer nicht, als man ſich einbildet. Wenn man nur nicht vergißt, daß Menſchen und Dinge mehrere Seiten haben; wenn man nur nicht gar zu

unwillig, träge und verdroſſen iſt, ein wenig um ſie herum zu gehen und den Standort der Betrachtung zu wechſeln. Das Gute, was ſich allenthalben findet, ſpringt dann ganz von ſelbſt in die Augen.

Nächſt dieſer Kunſt, zu ſehen, getraue ich mir auch das als ein ſehr wirkſames Mittel der Zufriedenheit vorzuſchlagen, wenn man ſeinen Wünſchen fein oft die Flügel beſchneidet, und ſie nach ſolchen Mitteln der Befriedigung ſtimmt, die in unſerer Gewalt ſtehen. Auch dieß zu bewerkſtelligen, hat uns die Natur in ihren Anlagen ſchon vorgearbeitet. Denn natürlicher Weiſe begehret unſer Wille nur diejenigen Dinge, die ſich unſer Verſtand einiger Maßen als möglich vorſtellet. Wer iſt ſo unnatürlich thöricht, ſich in den Mond, oder in eins der Paradieſe zu wünſchen, die es auf andern Planeten geben mag, und ſich von ſolchen Wünſchen beunruhigen zu laſſen? Und warum? Weil dem Verſtande keine Mittel einleuchten, ſolche Wünſche zu befriedigen. Aber warum gewöhnen wir uns denn nun nicht, alle Dinge außer uns als eben ſo über unſer Vermögen zu betrachten? Und das müſſen wir allerdings, wenn wir nur einen Augenblick vernünftig darüber nachdenken. Denn ſo bald wir gethan haben, was wir wußten oder konnten, und der Erfolg entſpricht nun dennoch unſern Wünſchen nicht, ſo muß man denken, die Erlangung war, wenigſtens für

das Mahl, eben ſo unmöglich, als es unmöglich iſt, in's Paradies der Thoren im Monde, auf Gänſeflügeln zu gelangen. Bedächten wir dieſes, ſo würden wir es eben ſo wenig bedauern, daß wir manche Güter, die wir vermöge unſerer Geburt, unſerer Talente oder unſerer Geſchicklichkeit fordern zu können glauben, entbehren müſſen, wenn wir ſie ohne unſere Schuld entbehren, als wir es bedauern, daß wir nicht auf dem Throne der Aurengzeben ſitzen, oder, wie der Delai Lama, göttlich verehrt und angebethet werden. Ja, noch mehr! Wir werden ſogar aus der Noth eine Tugend machen, und eben ſo wenig geſund zu ſeyn fordern, wenn wir nun einmahl krank ſind und unſtreitig krank ſeyn ſollen, eben ſo wenig frei, wann wir gefangen ſind, als wir verlangen, aus unzerſtörbarem Stoffe, aus gediegenem Golde, aus Granit, aus Diamant gebildet zu ſeyn, oder uns auf Flügeln des Adlers über einen Tſchimboraſſo erheben zu können. Indeſſen können wir bei dieſen geringen Mitteln immer noch glücklich ſeyn, wenn nur unſere Wünſche nicht größer ſind, als die Mittel, ſie zu befriedigen. Freilich iſt das wohl gewiß, daß ein wohlgeſtalteter, kraftvoller Menſch, der nicht krank iſt, dem es an nichts fehlt, und der dabei eben ſo weiſe, als tugendhaft iſt, einer ungleich vollkommeneren Zufriedenheit genießen kann, als ein anderer armer, ungeſunder, übelgeſtalteter Krüppel, bei aller ſeiner Weisheit und

Tugend. Allein, ſo wie ein kleiner Becher eben ſo voll ſeyn kann, als der größte Ehren-Pokal, ob er gleich weniger Wein enthält, ſo kann man auch annehmen, wenn man eines Jeden Zufriedenheit für die Fülle und Befriedigung ſeiner vernünftigen Wünſche nimmt, daß die allerniedrigſten und ärmſten Menſchen, die vom Glücke am übelſten behandelt und verwahrloſet ſind, eben ſo zufrieden und vergnügt ſeyn können, als die Lieblinge des Glückes, ob ſie gleich nicht eine ſo hohe Summe der Annehmlichkeiten des Lebens genießen.

Laſſen Sie uns alſo, meine Brüder, in einer ſolchen Unabhängigkeit von der Beherrſchung des Glückes uns erhalten, daß, wenn wir gleich keine Gelegenheit verſäumen, die Vortheile feſtzuhalten, die es uns anbiethet, wir gleichwohl uns noch lange nicht unglücklich achten, wenn es ſie uns verweigert. Böthe mir das Glück eine Million an, ſo ſtreckte ich zuverläſſig meine Hände danach aus, und reichte es mir in der andern zwei Millionen dar, ſo griffe ich ganz gewiß noch lieber zu den zweien, und lieber wieder nach zehnen, ja, nach hunderten am allerliebſten. Weil das nun aber nicht geſchiehet, und ſicherlich deßwegen nicht geſchiehet, weil es in der Reihe und dem Zuſammenhange der Dinge gar nicht geſchehen kann, nun, — ſo iſt es auch gut. O, wie großes Unrecht mögen wir nicht oft dem armen Glücke thun,

das vielleicht ohnmächtiger, als wir, ist! Mir kommt es vor, als ginge es dem Glücke oft eben so, als manchem allerdurchlauchtigsten großmächtigsten Souveräne, der gleichwohl aus eigener Großmacht nicht einen Pedell anzustellen im Stande ist.

Ich komme nun auf ein Mittel der Zufriedenheit von etwas ernsthafterer Art, das aber eben darum vielleicht nicht nach Jedermanns Geschmacke seyn mag. Ich darf es indessen nicht übergehen, wenn mein Recept nicht unvollständig und mangelhaft bleiben soll. Es besteht darin: Man bestrebe sich um Güter, die durch ihre Allgemeinheit nichts von ihrem Werthe verlieren! Dieses Mittel ist eigentlich ein niederschlagendes Specificum für den Neid. Denn es beziehet sich auf diejenige Quelle unserer Unzufriedenheit, die der Neid darin findet, daß andere Menschen eben die Güter besitzen, und daß sie dadurch verächtlich werden. Könnte der Neid in irgend einem Falle vernünftig seyn, so würde es der seyn müssen, wenn er über den Besitz solcher Vorzüge rasend würde, die durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren. Geld, Rang, Ehrenzeichen werden freilich geringschätziger, wenn ihr Besitz allgemein ist. Denn das ganze Wesen ihres Werthes besteht in ihrer Seltenheit. Aber Weisheit, Tugend, Anmuth der Sitten! — Sollten die Gegenstände des Neides seyn, so könnten sie es nicht anders

werden, als wenn man ſie zu bloßen Mitteln des Geldgeitzes und der Ehrſucht herabwürdiget. Alsdann müſſen ſie freilich durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren, wie alle anderen Artikel, wann der Markt damit überladen iſt. Unterſcheiden muß man alſo die Güter, die ihren Werth dadurch verlieren können, daß andere Menſchen ähnliche beſitzen, von denjenigen, die durch dieſen Umſtand an ihrem inneren Gehalte und Werthe nichts einbüßen. So würde ein Menſch, der eine Million beſäße, unbeſchreiblich reich ſeyn, wenn Niemand außer ihm Geld hätte; aber er würde ein Bettler heißen, wenn alle anderen Menſchen das Geld zu hundert und tauſend Millionen beſäßen. In ähnlicher Rückſicht iſt auch eine gute Eigenſchaft, ein angenehmes und nützliches Talent, die Jemand beſitzt, deſto rühmlicher, je Wenigere ſie außer ihm beſitzen. Daher pflegt man denn auch den Ruhm, ſo wie den Reichthum, zu beneiden. Allein Tugend, Wiſſenſchaft, Geſundheit, ohne Beziehung auf Reichthümer und Ruhm, welche ſie begleiten können, werden dadurch an ſich keinesweges vermindert, daß auch Andere ſie beſitzen. Es iſt alſo kein vernünftiger Grund vorhanden, warum man Andere deßwegen beneiden ſoll.

Ein vortrefflicher Weltweiſer, Descartes, erhöhet dieſe Anmerkung noch durch folgende Betrachtung. Die Güter, welche die zahlloſen denkenden und empfindenden Geſchöpfe

der unbegrenzten Natur genießen, ſind von der Art, daß uns dadurch nicht das Mindeſte abgeht. Vielmehr, wenn wir das höchſte Weſen lieben und in Anſehung der Geſchöpfe unſern Willen mit dem ſeinigen vereinigen, ſo müſſen wir uns ſelbſt deſto höher ſchätzen, je vollkommener, edler und größer das Ganze iſt, wovon wir Theile ſind, und deſto mehr Urſache haben wir, Gott wegen der Unermeßlichkeit ſeiner Werke zu verehren.

Alle die bisher erwähnten Mittel muß nun endlich das letzte krönen. Und das iſt ein unbegrenztes Vertrauen auf Denjenigen, der kein empfindendes Geſchöpf zu ſeinem Unglücke in's Daſeyn hervor gerufen, oder gewollt haben kann, daß ihm etwas mangele, deſſen es in ſeiner jedesmahligen Lage zu ſeinem Wohlſeyn bedarf. Alle übrigen Mittel dienten bloß dazu, die Gegenwart angenehm zu machen. Aber wird uns die Zukunft nicht beunruhigen? Oder ſollen wir, um dieſer Unruhe auszuweichen, nicht an die Zukunft denken, ſollen wir ſorglos ſeyn? — Allein können wir das wohl; und wenn wir es könnten, ſollen wir es? — Hängt nicht von unſerer Vorſorge für die Zukunft ſo ſehr unſer künftiges Glück ab? Muß der Jüngling nicht fleißig ſeyn, um in ſeinem männlichen Alter brauchbar zu werden und ſein Auskommen zu haben? Muß der Landmann nicht ſäen und pflügen, wenn er ernten will? Allerdings; das ſoll er!

Aber, wenn er ſeine Pflicht gethan hat, ſo ſoll er ſich auch auf Gott verlaſſen. Glauben ſoll er, daß, was ſeine Weisheit auch über die Früchte ſeiner Mühe beſchließen mag, — er mag ſie ihn genießen laſſen, oder nicht, der Froſt mag ſie in der Blüthe tödten, oder Näſſe, Dürre, Ungeziefer ſchon nahe an ihrer Reife zerſtören, Hagel mag den Halm zerknicken, oder Sturmwind ihn aus der Wurzel reiſſen, — glauben ſoll er und wiſſen, daß Alles, was Gott thut, wohl gethan ſey. Und ſo würde denn der wahre Zufriedene nicht ſo wohl der Sorgloſe, als vielmehr derjenige ſeyn, der Gott vertrauet.

Länger will ich Sie nicht mit meinem Vortrage ermüden, meine Brüder! Ich bitte nur noch um Verzeihung, daß ich Sie nicht beſſer unterhalten habe. So gern ich es gethan hätte, ſo haben mich doch meine Geſchäfte und mein Mißbefinden davon abgehalten. Dieß Wenige, dachte ich indeſſen, wäre doch beſſer, als gar nichts, an dem Tage, der uns der feierlichſte im Jahre iſt. Da wir uns an demſelben hauptſächlich zum Wohlſeyn und zur Freude verſammeln, ſo glaubte ich, dieſe kurze Betrachtung könnte vielleicht in ſo fern einen ſchicklichen Bezug darauf haben, daß ſie uns veranlaßte, manchen Dorn- und Diſtelbuſch auszujäten, der dem Wachsthume des herrlichſten Gewächſes ſonſt hinderlich gefallen wäre. Der Herr gebe uns Allen dazu ſein

Gedeihen, und laſſe uns ſo wohl dieſen, als alle übrigen Tage dieſes neuen Logen-Jahres zu wahrer Zufriedenheit und Glückſeligkeit geſegnet ſeyn!

2.

Über den moraliſchen Muth *).

1791.

Tauſende und abermahl Tauſende erkennen vielleicht mit Überzeugung die erhabenen Vorzüge einer Glückſeligkeit, die von Weisheit und Rechtſchaffenheit erzeugt und genährt wird, und verächtlich erſcheinet ihnen dagegen in gewiſſen Stunden jedes andere Glück der Erde. Entzückt von der Schönheit und Vortrefflichkeit eines der Tugend geweiheten Lebens, fühlen ſie ſich durchdrungen von dem lebhafteſten Enthuſiasmus für Alles, wodurch die Menſchennatur groß und ehrwürdig wird. Aber kaum machen ſie den Verſuch, alten durch Erziehung, Gewohnheit, Beiſpiele tief gewurzelten Vorurtheilen und verkehrten Neigungen zuwider zu handeln, kaum den Verſuch, ihre ſelbſtſüchtigen ſinnlichen Triebe, die ſchon längſt durch Verwöhnung ein Recht bekommen zu haben ſcheinen, ihre Befriedigung als ein Bedürfniß zu ertrotzen, durch Vernunft und die wohlwollenden ſittlichen

*) Aus der Handſchrift.

D. H.

Gefühle in ihre Grenzen zu weiſen: ſo finden ſie ſo viele furchtbare, Theils innerliche, Theils äußerliche Hinderniſſe zu bekämpfen, daß dieſer thätige Eifer zum Guten gar bald wieder in ihren Herzen erkaltet.

Von innen — das längſt aufgehobene Gleichgewicht aller Kräfte, Empfindungen und Triebe, deſſen Mangel Unordnungen und Laſterhaftigkeit zu unausbleiblichen Folgen hat; die jeden Augenblick wieder erwachenden Begierden, welche an Stillung und Pflege gewöhnt ſind, und alle guten Entſchließungen bald wieder überwältigen; die böſen Fertigkeiten des Willens, welcher zur Unterwürfigkeit unter die Geſetze der Vernunft ſo leicht nicht zurück zu bringen iſt, nachdem er ihre Oberherrſchaft ſchon ſo lange nicht mehr anerkannt hat, und endlich die practiſchen Vorurtheile, die bei jeder Veranlaſſung, triumphirend über die beſſeren Grundſätze, in die Seele zurück kehren.

Von außen — ſo viele dem ſinnlichen Menſchen ganz unwiderſtehlich ſcheinenden Reitzungen und Anlockungen des Laſters; ſo manches der Tugend Ungünſtige, von ihr Zurückſchreckende in den äußerlichen Verhältniſſen des gemeinen Lebens und unſerer bürgerlichen Verfaſſungen, die öfters eben nicht nach moraliſchen Zwecken angelegt ſcheinen; Verachtung, Spott, vielleicht ſogar thätiger Haß und bittere Kränkungen von Seiten der oft wegen ihrer Menge,

ihres glänzenden Anſehns und ihrer überwiegenden Gewalt viel vermögenden Thoren und Laſterfreunde. — Dieſe und noch unſäglich viele andere moraliſche Schwierigkeiten, die mit Heereskraft uns entgegen treten, vereiteln öfters die beſten Entſchlüſſe, und ſind die Urſachen, daß nicht wenige Menſchen bei allen ihren richtigen Einſichten, bei ihren häufigen guten Herzensrührungen entweder nie bis zu ernſthaften Verſuchen ihrer Beſſerung fortgehen, oder doch, gleich nach den erſten Schritten, geſchreckt durch jene Rieſenheere, und verzagend an ihren eigenen Kräften, wieder zurück weichen, die Ausführung ihrer guten Entwürfe immer weiter hinaus ſchieben, und ſo unter lauter edeln Vorſätzen ihrem Grabe entgegen reifen, ohne jemahls zu einer ſiegreichen Herrſchaft über ſich ſelbſt, ohne jemahls zu einer glücklichen Unabhängigkeit von den Thorheiten und Laſtern ihres Zeitalters zu gelangen.

Und wenn es nun gar auf Bewirkung fremder Glückſeligkeit ankommt, wenn der Mann von hellerm Geiſte und edlerm Herzen, — ſey nun ſein Wirkungskreis ein Staat, ein Dorf, oder eine Familie, — wenn er es einſieht, es fühlt, daß, ohne wichtige und tiefgreifende Veränderungen in den größern oder kleinern geſellſchaftlichen Verfaſſungen, der Menſchheit nimmermehr aufgeholfen werden könne, — wenn er, hiervon überzeugt, den ſchönen und

rühmlichen Vorsatz faßt, an seinem Theile, was nur in seinen Kräften steht, zu leisten, um wenigstens einige seiner Mitmenschen ihrer hohen Bestimmung näher zu führen, um die Summe der Glückseligkeit auf Erden zu vermehren, und des Elendes weniger zu machen: — o! wer zählet alsdann die Schwierigkeiten, die er, der thätige Menschenfreund, zu überwinden, wer die Gefahren, denen er Trotz zu biethen hat, und wodurch viele Tausende, bei wirklich reinen und starken Regungen für das Gute und Edle, dennoch auf immer abgeschreckt werden, wichtige Versuche zur Vervollkommnung der Menschheit zu wagen, oder in ihren rühmlichen Unternehmungen mit beharrender Festigkeit auszudauern? —

Zwar ist der Mensch mit genugsamen, so wohl physischen, als moralischen Kräften ausgerüstet, um bei anhaltendem Fleiße mit der Zeit über alles Schwere zu siegen, jeden mißlungenen Versuch nicht nur wieder zu verbessern, sondern auch sogar zu seiner eigenen größern Vervollkommnung zu benutzen; er ist physisch und moralisch stark genug, gegen den Andrang der Feinde seiner Tugend glorreich zu kämpfen, ja, selbst aus seinen Niederlagen sich nur desto größer und edler zu erheben; kurz, er ist stark genug, durch seine große heilige, schützende Oberwalterinn, durch die göttliche Vernunft, so wohl über die Natur außer ihm, als sein

eigenes Herz in ihm, je länger je mehr Herr zu werden. Aber jene an ſich ſelbſt verzagende Kleinmuth und Furchtſamkeit, ein von außen und von innen, leider! ſo reichlich genährter bänglicher Sclavenſinn verdunkeln das Gefühl dieſer Kräfte, und machen uns durchaus unfähig zu fortgeſetzter Erweckung, Übung und Anwendung derſelben, und zu demjenigen ausharrenden Weiterſtreben, ohne welches unmöglich iſt, das Ziel der Vollendung zu erringen.

Es iſt demnach, zumahl in der gegenwärtigen äußerlichen Weltverfaſſung, welche der geiſtigen und ſittlichen Vervollkommnung öfters noch ſo wenig günſtig iſt, ein nicht gemeiner Grad von Geiſtesſtärke und Entſchloſſenheit zur Unternehmung guter und großer Thaten, und eine unter allen Schwierigkeiten nicht erliegende Standhaftigkeit derſelben vonnöthen. Ohne dieſe Feſtigkeit des Geiſtes und des Herzens, ohne dieſen moraliſchen Tapfermuth kann kein Menſchenleben wahrhaftig gut, gemeinnützig und des Menſchen würdig ſeyn. Ohne ihn wird kein Sterblicher der hohen Pflicht Genüge leiſten, ſo wohl zu ſeiner eigenen Veredelung, als auch zur wahren Vervollkommnung und Beglückung ſeiner Brüder unabläſſig geſchäftig zu ſeyn. —

Meine theuerſten Brüder! Wenn es auch mit uns der Fall ſeyn ſollte, — und weſſen Eigendünkel dürfte ſich ſo weit vermeſſen, es läugnen zu wollen? — wenn es der Fall

seyn sollte, daß wir in der verflossenen Zeit zwar manche neue Einsicht in die erhabene Wissenschaft des Guten gewonnen, manchen edeln Wunsch im Herzen empfangen und gehäget, manchen rühmlichen Vorsatz gefaßt hätten, aber dennoch, durch Weichlichkeit und Verzagtheit gehemmet, nicht zu Thaten fortgeschritten wären: so hoffe ich, wird es des heutigen feierlichen Tages und des Anbeginns eines neuen Maurerjahres würdig seyn, über einen Gegenstand zu reden, der uns auf dem steilen Wege zum Tempel der Tugend eben so wichtig und unentbehrlich, als dem Seefahrer sein Vorrath an Speise und Trank ist. Diesen Gegenstand wollen wir Tugendmuth nennen. Von diesem Muthe soll mein Vortrag handeln; ihn wünschte ich in unser Aller Herzen zu hauchen, von ihm jeden noch so schwachen, tief unter der Asche kaum noch glimmenden Funken zur hohen und wirksamen Flamme anzufachen.

Entschlossenheit, Muth und Standhaftigkeit schreiben wir einem Menschen zu, welcher sich durch erkannte, oder gar schon empfundene Schwierigkeiten und Gefahren von Verfolgung seiner Absichten nicht abschrecken läßt. Es wird also immer Kenntniß der Gefahren und Schwierigkeiten dabei vorausgesetzt. Denn wer unbekannten Hindernissen und Gefährlichkeiten ohne Furcht entgegen gehet, der scheint nur muthig und entschlossen zu seyn. Wären sie ihm bekannt,

ſo würde er vielleicht bei ihrem erſten Anblicke vor ihnen zurück beben.

Dieſer kühne Muth kann bei einem vernünftigen Weſen keine andere Quelle haben, als das Bewußtſeyn eigener und fremder ihm behülflicher Kräfte, welche, in Vergleichung mit jenen Schwierigkeiten, überwiegend erſcheinen. Denn Gefahren und Hinderniſſen trotzen, ohne daß man ſich hinlänglicher Stärke zu deren Beſiegung, oder wenigſtens zur ſtandhaften und gelaſſenen Ertragung der ſchmerzhaften Folgen mißlungener Verſuche bewußt iſt, — das würde Verwegenheit und Tollkühnheit zu heiſſen verdienen.

Das auf ſich ſelbſt vertrauende Kraftgefühl, und der daraus entſpringende entſchloſſene Muth beruhen aber nicht immer auf der Erinnerung an ſchon ehedem beſiegte ähnliche Schwierigkeiten, oder an den glücklichen Fortgang ähnlicher Unternehmungen, ſondern es tragen auch außer dem zu deſſen Erzeugung und Verſtärkung unter andern vorzüglich folgende Gründe nicht wenig bei.

Gleichwie das menſchliche Gemüth überhaupt ſehr geneigt iſt, ſich durch ſeine Wünſche täuſchen zu laſſen, und dasjenige für möglich, für wahrſcheinlich, ja, ſelbſt für wirklich zu halten, wonach es ein Verlangen empfindet: ſo überreden wir uns auch, wenn wir etwas ausrichten zu können wünſchen, gar zu leicht, daß wir die dazu erforderlichen Ga-

ben, Talente und Kräfte wirklich beſitzen. Auf dieſe Art erzeuget denn das Verlangen nach einer Wirkung ein freilich oft grundloſes und triegendes Vertrauen auf uns ſelbſt, und die Hoffnung, das Gewünſchte hervorbringen zu können, — folglich auch Entſchloſſenheit und Muth im Bewußtſeyn der, wenigſtens unſerer Meinung nach, uns beiwohnenden Kräfte. — Ja, da ſelbſt das Gefühl unſerer Stärke an und für ſich, und wegen mannigfaltiger daran geknüpfter ſchmeichelnder Vorſtellungen ſo angenehm iſt, ſo entſtehet ſchon hieraus in uns die Neigung, uns von dem wirklichen Beſitze vorzüglicher Kräfte zu überreden, und auch das Schwere, zumahl wenn dieſes an und für ſich ſelbſt Gegenſtand eines heftigen Verlangens iſt, mit Muth und Zuverſicht auf uns ſelbſt zu wagen.

Auf überwundene Schwierigkeiten zurück zu blicken, gewähret, wegen des damit verbundenen angenehmen Bewußtſeyns wohl angewandter Kräfte, dem Gemüthe die ſüßeſte Selbſtzufriedenheit. Nichts iſt alſo natürlicher, als daß man ſich in dieſe glückliche Lage hinein wünſcht, ja, vermittelſt der Phantaſie ſich ſogar in dieſelbe hinein träumet, — daß man folglich von dem Kraftgefühle, das man am Ziele zu empfinden hoffet und wünſchet, einen Vorgenuß hat, wodurch denn auch die Entſchloſſenheit und der Muth zu allen denjenigen ſchweren und gefahrvollen Unternehmungen,

durch welche man dieſes ſchmeichelhaften Selbſtbewußtſeyns würdig und theilhaftig werden kann, nothwendig wachſen muß.

Sehr viel trägt ferner die gute Meinung und die Achtung, in der wir bei andern Menſchen ſtehen, dazu bei, unſer eigenes Urtheil von uns, unſern Verdienſten, Gaben und Kräften hinauf zu ſtimmen. Alles aber, was in uns das Gefühl unſeres eigenen Werthes erhöhet, macht uns thätig, unternehmend, entſchloſſen, — ſo wie hingegen Alles, was uns in unſerer eigenen Meinung und Empfindung erniedrigt, zaghaft und muthlos macht.

Auch die lebhafte Vorſtellung von Beiſpielen fremder Entſchloſſenheit, Kühnheit und Geiſtesſtärke erzeuget, vermöge der ſympathetiſchen Einrichtung unſerer Natur, einen ähnlichen Gemüthszuſtand, ein gewiſſes Gefühl ähnlicher Kräfte, und ein muthvolles Streben nach gleicher Vollkommenheit und Seelengröße.

Endlich kann auch die Erinnerung an ehemahls gelungene ſchwere Verſuche, obgleich ſolche vielleicht von ganz anderer Art geweſen ſeyn mögen, — wie auch der Glaube an ein gewiſſes perſönliches Glück, Zutrauen zu uns ſelbſt und Muth zu ſchweren oder gefahrvollen Thaten bewirken.

Von dieſen angeführten Gründen vereinigen ſich gewöhnlicher Weiſe bald mehrere, bald wenigere mit dem aus

Erfahrung erlangten Bewußtseyn eigener Kräfte, oder mit dem Vertrauen auf fremden Beiſtand, um den Charakter des muthvollen Mannes zu bilden.

Es wird nun nicht ſchwer ſeyn, dieſe pſychologiſchen Bemerkungen auf das Moraliſche anzuwenden.

Soll ich, um mir das hohe Glück der Weisheit und der Tugend zu erringen, alle meine Stärke aufbiethen, — ſoll ich nicht, entweder ſchon bei der bloßen vorhergehenden Betrachtung der in meinem Wege liegenden Schwierigkeiten, oder, nachdem ich ſolche bei den erſten gewagten Verſuchen wirklich aus Erfahrung kennen gelernt habe, muthlos zurück treten: ſo muß ich alle diejenigen Vorſtellungen und Gefühle zu Hülfe rufen, welche mein Herz gegen die Hinderniſſe und Gefahren auf der Bahn der Rechtſchaffenheit mit muthiger Entſchloſſenheit zu waffnen vermögen.

Viel iſt ſchon gewonnen, wenn ich, aus inniger Überzeugung von dem hohen Werthe der Tugend und aus dem lebhaften Gefühle meiner Verbindlichkeit zu derſelben, es in meiner moraliſchen Veredelung immer weiter zu bringen von Herzen wünſche. Denn ſchon dieſes Verlangen wird mich geneigt machen, mir auch das zu meiner Vervollkommnung erforderliche Vermögen zuzutrauen. Ja, das Bewußtſeyn meiner Verpflichtung, und der Wunſch, derſelben Genüge zu leiſten, wird das Gefühl der in mir liegenden ſittlichen

Kräfte und der Stärke meiner freien ſelbſtthätigen Vernunft aufwecken, beleben und erhöhen. — Und ſo wird denn zugleich mit der Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend und von meiner Verbindlichkeit zu derſelben mir auch der Muth, alle moraliſchen Schwierigkeiten tapfer zu bekämpfen, zu Theil werden.

Wenn ich ferner, begeiſtert von dem hohen Werthe der Tugend, das Glück ihres Beſitzers ganz zu ſchätzen weiß, — welche Wonne muß es mir dann ſeyn, mich auf eine erhabene Stufe meiner moraliſchen Veredelung hinzudenken, wo ich, mit ſüßer Selbſtzufriedenheit, und mit der ſchmeichelnden Empfindung meiner Stärke, auf das Heer beſiegter Schwierigkeiten und überſtandener Gefahren, wodurch viele Tauſende ſich auch von dem erſten Schritte abſchrecken laſſen, dereinſt zurück zu blicken hoffe! — Und dieſer Vorgenuß des entzückenden Selbſtgefühles einer triumphirenden Vernunft, wird er nicht meinen Muth zum Kampfe ſtärken? Wird nicht ſelbſt der Anblick der Hinderniſſe, wenn ich mir ſie nur nicht zu groß, nicht unüberwindlich denke, meinen Wunſch, das Ziel zu erringen, noch mehr entflammen, und meinem Streben nach dem höchſten aller Güter noch mehr Beharrlichkeit ertheilen?

Auch der Gedanke an gewiſſe äußerliche Verhältniſſe, an die guten Meinungen und Erwartungen, welche Andere

von mir hägen, deßgleichen das Andenken an tugendhafte und rühmlich bekannte Vorfahren, Verwandte und Freunde, — auch dieſe und ähnliche Vorſtellungen können den Muth zu moraliſch großen Unternehmungen, und die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ungemein beleben. — Ja, die Beiſpiele moraliſcher Größe und Vortrefflichkeit wirken nicht nur an und für ſich durch Sympathie, ſondern auch vermittelſt der hinzu kommenden Gefühle eigener Menſchenwürde, eines edeln Stolzes und der lobenswürdigen Nacheiferung, eine Empfindung gleicher Stärke, und erheben die Seele zum Selbſtvertrauen, und zu der Hoffnung, eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen zu können.

Zu dieſem Allen kommt öfters noch ein durch Religion veranlaßtes Vertrauen auf Gottes beſondern Beiſtand in Ausübung ſchwerer Pflichten, welches, ungeachtet es mehrentheils auf unaufgeklärten Begriffen beruhet, gleichwohl von großer Wirkung zu ſeyn pfleget.

Wenn nun ein aus dieſen und ähnlichen Quellen entſprungener edler Muth zu großen und löblichen Thaten und zu einem ausdauernden Fleiße in der Rechtſchaffenheit das Herz eines Menſchen, — noch ehe er durch eigene Erfahrung von ſeinen Kräften überzeugt worden iſt, — erfüllt hat, dann waget er mit entſchloſſener Seele die erſten Verſuche. Gelingen dieſe, ſo wächſt ſeine Zuverſicht. Mißlingen ſie,

oder ſieht er nun erſt aus Erfahrung, wie ſchwer der Kampf ſey, ſo wird der Mann, deſſen Muth nicht ganz auf grundloſen Einbildungen ruhet, zumahl, wenn es ihm nicht an den Anweiſungen und an dem ermunternden Zuſpruche eines weiſen Lehrers, oder eines treuen und tugendhaften Freundes fehlet, nicht ſogleich verzagen, ſondern alle ſeine Kräfte aufbiethen, um die gute Meinung von ſich zu behaupten, und ſein Selbſtvertrauen durch den Erfolg gerechtfertigt zu ſehen. Selbſt wiederhohlte Niederlagen beſiegen Den nicht, welchem es mit der Tugend ein wahrer Ernſt iſt. Indem er unterliegt, lernet er überwinden. Und wie ſehr muß dann durch jede Wahrnehmung, daß ihm die Ausübung ſeiner Pflichten immer leichter werde, — wie ſehr muß mit jedem neuen Siege ſein Muth und ſeine Entſchloſſenheit wachſen!

Mit dieſem Tugendmuthe wagt es der nach wahren und edeln Grundſätzen gebildete Jüngling, bei ſeinem Eintritte in die größere Welt, der Thorheit und dem Laſter den Kampf anzukündigen, und, von den Vorurtheilen und den verderblichen Beiſpielen ſeiner Zeit unabhängig, unter der Leitung einer aufgeklärten Vernunft, den Gang der Weisheit und der Tugend für ſich zu wandeln. — Mächtige Schwierigkeiten werden ihm freilich bei jedem Schritte aufſtoßen, und fürchterliche Gefahren ſeiner Rechtſchaffenheit von allen Seiten drohen. Aber glückt es ihm, hier in ei-

ner Verſuchung zu beſtehen, dort in einer mißlichen Lage, wo ihm für ſeine Tugend bange war, ſeinen Grundſätzen getreu zu bleiben, — heute über den Spott eines angeſehenen und glänzenden Thoren durch Gegenverachtung zu ſiegen, morgen eine gefährliche Neigung, welche, durch äußerliche Lockungen des Laſters aufgeregt, ſich empöret, nieder zu ſchlagen, und der Herrſchaft der Vernunft zu unterwerfen, — findet er ſo ſein Vertrauen zu ſich ſelbſt durch den Erfolg täglich mehr beſtätigt und gerechtfertigt: ſo wird ihn der Anblick neuer Hinderniſſe und neuer Gefahren je länger je weniger ſchrecken. Er hoffet ähnliche Erfolge von ſeinen ſchon durch die Erfahrung erprobten Kräften. Die ſüße Selbſtzufriedenheit, womit nach jedem vorhergegangenen Siege ſein Herz ſich beſeligt fühlte, wird ihm ein mächtiger Sporn zur verdoppelten Anſtrengung, und der Gedanke, unterzuliegen, wird ihm deſto unerträglicher, je mehr er ſchon aus eigenem Genuſſe die hohen Freuden kennet, womit die triumphirende Tugend ſich ſelbſt belohnet.

So ein mächtiger Antrieb aber zu großen und guten Unternehmungen der aus dem Gefühle eigener Kräfte entſtehende Tugendmuth iſt, ſo nothwendig muß er doch durch Vernunft und Klugheit in Schranken gehalten und geleitet werden, wenn er nicht zu Schanden werden, ſondern ſeinen vorgeſetzten Zweck wirklich erreichen ſoll. Sich für allzu

ſtark halten, um irgend etwas fürchten zu dürfen, jede Schwierigkeit, jede Gefahr für nichtsbedeutende Kleinigkeit anſehen, gegen welche man nicht nöthig habe, ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit, oder alle ſeine Kräfte aufzubiethen, — dieß iſt der gewiſſeſte Weg zum Falle.

Der Menſch, welcher ſich überredet, durch Grundſätze der Religion und Sittlichkeit gegen jeden Fehltritt allzu wohl verwahrt zu ſeyn, und dieſer eiteln Einbildung zu Folge die Gelegenheiten, ſeinen guten Entſchließungen untreu zu werden, nicht ſorgfältig genug vermeidet, oder wenn er ſich wirklich in gefährlichen Lagen findet, jene edeln Grundſätze und Beweggründe ſeinem Gemüthe nicht in der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig erhält, fühlet ſich oft ganz unvermuthet von verführeriſchen Beiſpielen geblendet, oder von ſeinen eigenen Leidenſchaften überwältiget und hingeriſſen zu dem, was ſeine Vernunft mißbilligen muß. — Glück für ihn, wenn er durch ſolche Überraſchungen ſeine allzu hohe Meinung von ſich ſelbſt mäßigen, ſich zu größerer Vorſicht, zu genauerer Aufmerkſamkeit auf ſein Herz erwecken und zu einem gewiſſenhaftern Gebrauche ſeiner Kräfte und der ihm gegebenen Tugendmittel antreiben läßt! Aber dieſes wird nicht immer die Folge davon ſeyn. Der Allzuſichere, Unvorſichtige, der ſeine übertriebene Einbildung von eigener Stärke durch oftmahlige Übereilungen dieſer Art widerlegt

ſieht, verfällt gar zu leicht aus einer ungemäßigten Kühnheit in Kleinmuth und Verzweifelung an ſich ſelbſt; oder er gibt wohl gar allen Glauben an menſchliche Tugend ganz und gar auf. Denn es iſt der Eigenliebe doch immer noch erträglicher, den Grund ihrer getäuſchten Hoffnungen und ihrer mißlungenen Verſuche in der Unmöglichkeit der Sache ſelbſt, als in ihrer Schwäche oder Nachläſſigkeit zu finden.

Aber allzu großes Vertrauen auf eigene Stärke kann auch noch auf andere Arten der Tugend ſchaden, und die beſten Entwürfe vereiteln. Es verleitet nähmlich nicht ſelten den Menſchen, Dinge zu wagen, die über ſein Vermögen ſind, und von denen er doch beſchämt bald wieder abſtehen muß. Daher wird es denn Urſache, daß der Menſch auch dasjenige, was nicht über ſein Vermögen gehet, aus Kleinmuth unverſucht läßt, auch zu demjenigen nicht Muth und Entſchloſſenheit genug übrig behält, was er bei einem anhaltenden Gebrauche ſeiner Kräfte gar wohl ausführen könnte. — So wirkt auch eine überſpannte Einbildung von eigener Geiſtesſtärke jene ſtolze, von allen andern Menſchen und ihren Urtheilen ganz unabhängig ſich dünkende Selbſtgenügſamkeit, welche ſchon Viele zu thörichten Sonderlingen gemacht hat, die, um nicht in den Fehler einer blinden Nachahmung und einer zaghaften Nachgibigkeit gegen Vorurtheile, Thorheiten und Laſter zu verfallen, auch ſogar in

gleichgültigen Dingen ſich von dem gebahnten Wege entfernten, und ſich hierdurch ganz unnöthiger Weiſe Spott, Verachtung und Haß zuzogen. Eine Zeit lang zwar ertrugen ſie alle ſolche Widerwärtigkeiten mit gelaſſenem Gleichmuthe, ja, es ſchmeichelt ihrer Eikelkeit nicht wenig, wenn ſie ſich berechtigt glauben, ſich für Märtyrer der Wahrheit und Tugend zu halten. Aber werden ſie auch alsdann noch ſtandhaft bleiben, wann es ihnen nicht einmahl mehr gelingen will, die Aufmerkſamkeit des Publicums durch ihre Eigenheiten auf ſich zu ziehen? Oder wann ſie die nachtheiligen Folgen, welche die verſcherzte Achtung und Zuneigung der Mitmenſchen früher oder ſpäter für unſere Zufriedenheit und Ruhe zu haben pfleget, gar zu ſehr empfinden? — Und wenn denn nun ihre ſelbſtgenügſame Entſchloſſenheit, womit ſie bisher allen ungünſtigen Beurtheilungen Trotz bothen, ſie verläßt; wenn ſie, durch allerlei unangenehme Erfahrungen klüger gemacht, glauben, ſich mit der Welt, es koſte, was es wolle, wieder ausſöhnen zu müſſen: o, wie ſehr iſt dann zu beſorgen, daß dieſe Ausſöhnung ſelbſt mit Aufopferung ihrer ſittlichen Maximen geſchehe, und daß ſie, um ſich gegen den Verdacht aller Seltſamkeit zu ſichern, ſammt ihren Sonderlingslaunen, auch ihre Tugend, die vielleicht ſelbſt nur eine Laune bei ihnen war, aufzugeben ſich bereitwillig finden laſſen. —

Endlich werden oftmahls auch die beſten Menſchen durch ein ungemäßigtes Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf die Güte und Vortrefflichkeit ihrer Entwürfe und auf die unfehlbare Unterſtützung der göttlichen Vorſehung zu den unbeſonnenſten und mißlichſten Schritten verleitet, wodurch ſie ſich die Schwierigkeiten dergeſtalt ſelbſt häufen, daß ſie bei aller ihrer eingebildeten Stärke endlich dennoch erliegen, und alle ihre Hoffnungen aufgeben müſſen, oder doch nur mit der größten Mühe ſich aufrecht zu erhalten, und nur den geringſten Theil ihrer löblichen Abſichten zu erreichen vermögen. —

So wenig alſo iſt kühner Enthuſiasmus ohne Klugheit, und unternehmender Geiſt ohne vorſichtige Beſonnenheit zu einem ſittlich guten Charakter, oder auch nur zur Ausführung einzelner herrlicher Entwürfe hinreichend. Ein von bloßen Gefühlen erzeugter Muth greift zwar heftig an; allein er iſt bei widrigem Erfolge auch deſto größerer Gefahr des Abfalles ausgeſetzt, — ja, er pflegt faſt immer, gleich einem Feuer, dem es an hinlänglicher und aushaltender Nahrung fehlet, bald zu verlodern. Iſt aber dieſer Tugendmuth nicht bloß die Frucht eines warmen Gefühles, ſondern wird er unterſtützt und begleitet von den Einſichten eines ſorgfältig prüfenden und richtig urtheilenden Verſtandes, welcher ſeine Kräfte gegen die vorhergeſehenen Hinderniſſe gehörig ab-

zuwägen und zu berechnen weiß: ſo wird er ſich durch das, was ihm ſeine Arbeit auch über Erwartung erſchweret, oder durch einzelne mißlungene Verſuche und getäuſchte Hoffnungen deſto weniger niederſchlagen laſſen, je mehr er ſich gleich Anfangs ſchon auf nicht vorhergeſehene Schwierigkeiten, fehlſchlagende Unternehmungen und betrogene Erwartungen zum voraus gefaßt gemacht hatte. — Weit entfernt, aus unbeſonnener Hitze etwas auf das Ungefähr zu wagen, handelt die von Vernunft und Klugheit regierte Entſchloſſenheit nie anders, als nach wohl durchdachten und ſorgfältig geprüften Planen. Im Handeln ſelbſt aber begleitet ſie ruhige Gegenwart des Geiſtes und ſtets aufmerkſame Beobachtung ſo wohl ihrer ſelbſt, als auch aller Umſtände außer ſich, deren jeden ſie zur Erreichung ihrer Endzwecke zu nützen ſuchet. Gelaſſen berechnet ſie jede ſich äußernde Schwierigkeit gegen ihre aus Erfahrung und Überlegung richtig geſchätzten Kräfte; bald ändert, bald ergänzet ſie ihren Entwurf; wo die Hinderniſſe unüberwindlich erſcheinen, da weichet ſie zur rechten Zeit und mit Anſtand; wo nicht Alles, was ſie wünſchet, erhalten werden kann, da weiß ſie den geringern Vortheil aufzuopfern, um den wichtigern zu retten. Und ſo kommt ſie, indem ſie ſich nie durch glücklichen Fortgang ſicher, träge und unachtſam, und durch das Mißlingen einzelner Verſuche nie verwirrt und kleinmüthig machen läßt, mit zwar lang-

ſamen, aber doch ſichern Schritten, immer weiter in ihrer eigenen Vervollkommnung, und immer näher zum Ziele ihrer auf wahres Menſchenwohl abzweckenden Beſtrebungen.

Bruder, der du noch nicht allen Glauben an die Tugend, und an deines beſſern Theiles hohe Beſtimmung zu einer ewig fortſchreitenden Vervollkommnung aufgegeben haſt, in deſſen Seele Sinnlichkeit und Eitelkeit noch nicht alles Gefühl für ſittlichen Werth und Menſchenwürde erſtickt haben, tief präge in dein Gemüth den edeln Zuruf des Dichters: Faſſe nur den Muth, weiſe zu ſeyn! Sapere aude! Oder hältſt du es etwa für einen Einfall moraliſcher Schwärmerei, daß dem Menſchen, der auch ſchon in ſeinem phyſiſchen Wirkungskreiſe, wofern es ihm nur ein wahrer Ernſt iſt, ſo Vieles vermag, nichts unmöglich ſey, was zu ſeiner ſittlichen Veredelung dienet, wenn er es nur mit ganzer Seele und mit anhaltendem Eifer wünſchet und will? O, mache den Verſuch! Faſſe nur den Muth, anſtatt der Vorurtheile des Anſehns, der Gewohnheit, der Mode, die Geſetze der Vernunft und Sittlichkeit zu Regeln deines Lebens zu machen! Faſſe den Muth, nicht in dem, was die Menge für groß und ehrenwerth ausgibt, ſondern darin, was die unbeſtochene und unbefangene Vernunft dafür erkläret, deinen Werth und deine Ehre zu ſuchen. Und wenn es dir ſchwer wird, auszuführen, was ſo Wenige nur verſuchen,

ſo faſſe den Muth, dich hin zu denken auf eine jener hohen Tugendſtufen, wo du dereinſt als Mann oder als Greis mit dem Wonnegefühle der triumphirenden Rechtſchaffenheit auf eine zahlloſe Menge überſtandener Gefahren, und auf das Heer ſiegreich ausgeführter Kämpfe, worin ſo viele Tauſende erliegen, zurück ſchauen wirſt. Oder ſollte das Bewußtſeyn, deinem erhabenen Berufe getreu, und deinem Menſchenadel nicht zur Schande gelebt zu haben, dir nicht ſo viel werth ſeyn, daß du um deß willen den Tadel der Unverſtändigen, den Spott der Thoren, oder den Haß der Tugendfeinde auf dich laden, — nicht den Kampf gegen dich ſelbſt und dein eigenes Herz kämpfen möchteſt? O, ſo wären alle die guten und großen, ſelbſt von den Laſterfreunden heimlich bewunderten und geſchätzten Menſchen, welche vor dir der Tugend ſteilen Pfad zu wandeln den Muth hatten, in deinen Augen bedauernswerthe Thoren geweſen, die das Glück ihres Lebens einem leeren Dunſt- und Schattenbilde zum Opfer brachten, — arme Betrogene, die um eines eiteln Traumes ihrer kränkelnden Phantaſie willen es für beſſer hielten, Armuth, Niedrigkeit, Verachtung und ungerechte Bedrückung zu dulden, als auf jenen bequemen und ſo ſehr gebahnten Wegen, welche die Philoſophie des Weltmannes laut anpreiſet, gleich den Meiſten ihrer Zeitgenoſſen, nach Ehre, Macht und Reichthum empor zu ſtreben, — Ge-

täuſchte, die jedem Gute entſagten und jeden Genuß verſchmäheten, ſo bald jene eingebildete Stimme der Pflicht in ihrem Innerſten ſich dagegen erklärte, — Unverſtändige, welche ihre Zeit nicht für ſich, ſondern für eine undankbare Welt verlebten, und nur dann ſich glücklich zu fühlen glaubten, wann ſie die Kräfte ihres Körpers und ihres Geiſtes für fremdes Wohl verſchwendeten! Denn wiſſe, entweder mußt du die Ideen von Geſetz und Pflicht, von Tugend und Laſter, für eitele Grillen, das moraliſche Gefühl für eine leere Einbildung, und Alle, welche noch an Menſchenadel und Sittlichkeit glauben, für arme Schwärmer und Thoren erklären, oder — es darf keine Selbſtverläugnung ſo ſchwer ſeyn, wozu du nicht um der Tugend willen dich muthig entſchließen, kein Lebensgenuß ſo ſehr dich reitzen, dem du nicht, um die Achtung gegen dich ſelbſt und den Beifall deines Gewiſſens zu erhalten, auf immer entſagen, kein Weltglück ſo dich bezaubern, daß du es nicht gegen die erhabene Seligkeit der Tugend, welcher ſelbſt die Ewigkeit keine Grenzen zu ſetzen vermag, großmüthig verſchmähen ſollteſt. Wähle ſelbſt! Und wenn du als ein Weſen, dem die Vernunft nicht umſonſt zu Theil wurde, dich beſtimmet haſt, ſo behalte auch den Muth, deiner Wahl getreu zu bleiben. Blicke oft hin nach den großen Beiſpielen derer, die um ihrer Pflichten willen, hienieden im Stande ihrer Bewährung, mehr tha-

ten, ſich mehr verſagten, mehr ertrugen, als von dir gefodert wird; die größere und zahlreichere Schwierigkeiten zu beſtreiten, furchtbarere Gefahren zu überſtehen hatten, um das zu werden, wozu ſie ſich berufen fühlten, — Menſchen, die durch echte Weisheit, durch ungeheuchelte Rechtſchaffenheit und wahre, ſeltene Verdienſte um Anderer Wohl die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen und die Verehrung der Nachwelt, wenigſtens die Achtung der Edeln und das überſchwänglich lohnende Selbſtbewußtſeyn errangen, ihrer Menſchenbeſtimmung gemäß gelebt zu haben. Warum ſollteſt du, mein Bruder, und warum ſollte ich weniger vermögen, warum weniger Selbſtvertrauen haben? Waren Jene etwa frei von den Schwachheiten der Menſchheit, die uns ſo zaghaft machen? Oder ſind die Kräfte, welche Vernunft und ein feſter Wille gewähren, und wodurch Jene ſo viel vermochten, uns verſagt? — Doch vielleicht ſprichſt du: „Ich erkenne und fühle die Herrlichkeit und Vortrefflichkeit der Tugend nebſt der unnachlaßlichen Verpflichtung, auch mit dem Widerſpruche meiner liebſten Neigungen und mit den härteſten Selbſtverläugnungen, den Geſetzen meiner Vernunft Folge zu leiſten; nur bin ich jetzt noch zu ſchwach dazu. Ich bedarf längerer Zeit, um mich mit den Grundſätzen der Weisheit recht vertraut zu machen, ich bedarf einer größern Reife des Alters und der Vernunft, um den Vorurtheilen

und dem Sittenverderben mit männlichem Ernſte und Nachdrucke den Kampf anzukündigen. Wann die ſchwächern Jahre der Jugend vorüber ſind, wann erſt die Hitze der Begierden und Leidenſchaften einiger Maßen abgekühlet und der Verſtand zu mehrerer Feſtigkeit gelangt iſt, — ja, wann vielleicht die eigene Erfahrung von der Eitelkeit und Nichtigkeit alles Sinnenglückes ein lebhafteres Sehnen nach höherem Genuſſe des Geiſtes und des Herzens in meiner Seele geweckt hat, erſt dann wird es Zeit ſeyn, den Streit gegen Thorheit und Laſter zu wagen, und auch dann erſt wird glücklicher Erfolg zu hoffen ſeyn.„ —

Iſt das die Sprache einer innigen Überzeugung von dem hohen Werthe der Tugend, und eines von dem lebhaften Gefühle ſeiner Verpflichtung zu derſelben durchdrungenen Herzens? — Oder iſt es nicht vielmehr die Sprache eines Gemüthes, dem die Freuden einer verwöhnten Sinnlichkeit noch mehr werth ſind, als der Selbſtgenuß eines guten tugendhaften Herzens? — Prüfe dich ſelbſt, und antworte dann! — Vergebens ſucheſt du durch ſcheinbare Gründe einer überlegenden Klugheit es dir ſelbſt und Andern zu verhehlen, daß dein Zaudern wenigſtens kleinmüthige und unedle Schwäche der Seele iſt, welche nichts Großes und Lobenswerthes zu unternehmen vermag, weil ſie fürchtet, es möchte Anſtrengung der Kräfte, Verläugnung und Aufopfe-

rungen koſten. Vergebens hoffeſt du, es werde dir in den ſpätern Lebensjahren leichter werden, dich ſelbſt zu beſiegen, der Leitung deiner Vernunft und ihrer ewigen Geſetze zu folgen, und deine guten Entſchließungen gegen die Macht der Vorurtheile, gegen die Reitzungen der Sinnlichkeit und gegen alle die Hinderniſſe, vor welchen du jetzt noch zageſt, zu behaupten. Ja, wann die Begierden durch die lange Befriedigung völlig verwöhnet; wann die Begriffe von Recht und Pflicht in deiner Seele verdunkelt, und die Gefühle für Tugend und wahre Menſchenwürde durch die unglückliche Fertigkeit, ihnen zuwider zu handeln, bei dir geſchwächt, oder gar erſtickt ſind; wann dein Gemüth durch die Länge der Zeit ſich noch mehr nach dem verderbten Weltton geſtimmet, und die practiſchen Vorurtheile und die böſen Beiſpiele über einen guten Grundſatz nach dem andern geſiegt haben; wann es dir zur Gewohnheit geworden iſt, jede Regung deiner noch nicht ganz erſtorbenen practiſchen Vernunft durch allerlei Scheingründe zu beruhigen, welche den Neigungen und Leidenſchaften eines verderbten Herzens immer zu Gebothe zu ſtehen pflegen, und womit du dich ſchon jetzt ſo gut zu täuſchen verſteheſt: — ſage, woher ſoll dir alsdann der Muth zu den großen und kühnen Entſchließungen kommen, wozu du dich gegenwärtig zu ſchwach fühleſt? Woher die ausdauernde Seelenſtärke zu dem Kampfe gegen

die Thorheiten und Untugenden eines in Eitelkeit und Lastern versunkenen Zeitalters, welchen du dich jetzt nicht zu widersetzen getraueſt? Wie viel wageſt du alſo nicht, indem du deine Verbeſſerung bis auf ſchicklichere Zeiten und günſtigere Umſtände verſpareſt? Denn wiſſe, in dieſer wichtigſten und dringendſten aller menſchlichen Angelegenheiten iſt Aufſchub faſt immer ſo viel, als völlige Entſagung.

Iſt diejenige Stärke der Seele, vermöge welcher man mit unverwandten Blicken dem Ziele zu eilet, welches man ſich einmahl nach reifer Überlegung vorgeſetzet hat, vermöge welcher man bei demjenigen, was man aus ſichern Gründen einmahl für das Beſte erkannt hat, feſt und unbeweglich bleibet, ohne ſich durch die ſcheinbarſten Vortheile des Gegentheils, durch den Tadel der Menſchen, oder durch andere Schwierigkeiten wankend machen zu laſſen, iſt dieſe Entſchloſſenheit und Selbſtherrſchaft des Geiſtes, ſelbſt in ſo fern ſie ſich in den Angelegenheiten des gegenwärtigen Lebens äußert, eine der empfehlendſten, rühmlichſten Eigenſchaften eines Menſchen: was kann denn einem vernünftigen freien Weſen höhern Adel gewähren, als der feſte und beharrliche Muth, das zu werden, was es nach ſeinem eigenen Gefühle ſeyn muß, um ſich eines, nicht wenige Jahre, ſondern ganze Ewigkeiten hindurch währenden Glückes würdig und em-

pfänglich zu glauben, — ja, um nicht in ſeinen eigenen Augen aller Achtung unwerth zu ſeyn?

O Heil uns, wenn wir mit Wahrheit ſagen können: „Mein Entſchluß iſt gefaßt, meine Wahl iſt getroffen! Und wenn die ganze Welt der Sinnenfreude, der falſchen Ehre und der Eitelkeit, dieſen ſo hoch verehrten Götzen, Vernunft und Gewiſſen aufopferte, ſo will doch ich mich dem Dienſte der Weisheit und der Tugend widmen, und nur darin meine Ehre, meine Würde und meine Glückſeligkeit ſuchen, was mich vollkommener und beſſer macht!„ — Und Heil uns, wenn es uns auch nicht an Muth und an ausdauernder Willensfeſtigkeit gebricht, dieſen großen Entſchluß wirklich auszuführen, und unſerm löblichen Vorſatze bei allen Hinderniſſen mit unerſchütterter Standhaftigkeit treu zu bleiben; wenn wir bei den Lockungen des Laſters uns durch den Gedanken ſtärken, daß doch kein Erdenglück ſo groß, ſo ſchätzbar und ſo dauernd ſey, daß es mit dem Frieden des Gewiſſens und mit derjenigen Gemüthsruhe, welche die Frucht der Billigung und Achtung unſerer ſelbſt iſt, in die entfernteſte Vergleichung geſtellt werden dürfte. — Heil uns endlich, wenn wir den verführeriſchen Beiſpielen unſers Zeitalters, dem Tadel der Thoren und dem Spotte der Ruchloſen die lebhafte Überzeugung entgegen ſetzen, daß Eitelkeit, Laſter und Thorheit doch ewig nie aufhören werden, zu ſeyn,

was ſie ſind, wenn ſie gleich Millionen von Verehrern haben ſollten, und daß die Tugend dennoch dasjenige bleibt, was der Liebe und der Verehrung aller vernünftigen Weſen im höchſten Grade würdig iſt, wenn auch alle Thoren auf Erden ihren unglücklichen Witz vereinigten, um ſie zum Geſpötte zu machen.

Damit aber das Gefühl unſerer Pflichten allezeit lebhaft und kräftig genug in unſern Seelen ſey, um auch in unvermutheten Gefahren unſerer Tugend den Muth in uns aufrecht zu erhalten, ſo wird es gut ſeyn, oft mit ganzer Aufmerkſamkeit unſers Gemüthes die großen Wahrheiten zu wiederhohlen, die einmahl bei uns entſchieden ſind, und worauf unſere Rechtſchaffenheit, ſoll ſie anders echt und dauerhaft ſeyn, ſich ſtützen muß. In einſamen Stunden müſſen wir uns oft den hohen Betrachtungen über unſere Menſchenwürde und über das überirdiſche Glück, wozu unſer Geiſt geſchaffen iſt, überlaſſen, über den ewigen Unterſchied, der ſich in den Augen einer heiligen und gerechten Gottheit zwiſchen Tugend und Laſter findet, und über das äußerſt verſchiedene Schickſal, welches die Verehrer der Rechtſchaffenheit, und die Freunde der Thorheit und Unſittlichkeit ganz unfehlbar treffen muß. Nur durch ſolche oft wiederhohlten, mit beſtändiger Rückſicht auf unſern jedesmahligen Gemüthszuſtand angeſtellten Betrachtungen werden wir verhüthen, daß

dieſe Wahrheiten, welche uns über Alles theuer ſeyn müſſen, durch die ſtets abwechſelnden äußerlichen Eindrücke nach und nach verdunkelt und entkräftet werden. Wir werden uns mit denſelben auf dieſe Weiſe immer vertrauter machen, und ſie auch unter den Zerſtreuungen, welche uns aus unſern irdiſchen Angelegenheiten entſtehen, unſerm Gemüthe ſtets gegenwärtig erhalten, damit es uns in keiner Lage unſers Lebens an Stärke und Entſchloſſenheit fehle, für Tugend und Gewiſſen Alles zu wagen.

Werden wir aber bei dem Allen noch mancher uns anklebenden Schwachheiten gewahr, ſo laßt uns darum nicht kleinmüthig oder verdroſſen werden. Des Menſchen Tugend iſt ja nichts anders, als moraliſche Geſinnung im Kampfe, und ſtetes Fortſchreiten in der Vervollkommnung. Wie iſt aber dieſes ſtete Fortſchreiten möglich, wenn nicht noch immer Fehler übrig ſind, welche wir verbeſſern, nicht Schwächen, die wir ablegen müſſen? So wenig wir in irgend einem Zeitpuncte unſers Lebens, ja unſers ganzen Daſeyns glauben dürfen, genug gethan zu haben, eben ſo wenig müſſen wir den Muth verlieren, oder träge werden, wenn wir fühlen, daß wir noch nicht die ſind, die wir ſeyn ſollten und zu ſeyn wünſchten. Denn der würde den Nahmen eines Weiſen und Tugendhaften nicht verdienen, der nicht immer noch beſſer zu werden ſtrebte, als er wirklich ſchon iſt.

Iſt das, wovon wir uns durchdrungen, belebt, getrieben fühlen, nicht eine ſchnell auflodernde, aber eben ſo ſchnell wieder verfliegende Hitze der Empfindung, ſondern eine auf Überzeugung des Verſtandes gegründete reine Achtung für unſere erkannte Pflicht, ſo wird endlich der Haß, die Verachtung und der Spott derer, welche wir durch Gründe nicht für Tugend und Rechtſchaffenheit gewinnen können, und durch eine unerlaubte und ſchimpfliche Bequemung nach ihren Vorurtheilen zu unſern Freunden zu machen unter unſerer Würde halten, weit entfernt, uns niederzuſchlagen, uns vielmehr mit neuem Muthe erfüllen. Ein edler Unwille, von Gegenverachtung begleitet, wird unſere Entſchloſſenheit ſtärken. Je entſcheidender wir uns für Tugend und Pflicht erkläret haben, deſto weniger wird es jener lobenswürdige Stolz, welcher immer ein Gefährte der Tugend iſt, zulaſſen, unſern Maximen ungetreu zu werden; und je mehr wir um des Gewiſſens und der Rechtſchaffenheit willen etwa ſchon gelitten haben, deſto theurer wird ſie uns werden, deſto mehr werden wir unſern Ruhm und unſer Glück in ihr finden, und deſto weniger werden wir an ihr, die in den Widerwärtigkeiten unſere Seele ſo mächtig ſtützte, die zur Zeit des Leidens und Trauerns ſo überſchwänglich uns tröſtete, zu Verräthern werden wollen. Je länger wir endlich der Weisheit Leitung ſchon gefolget ſind, deſto größer

wird bei uns das Übergewicht der moraliſchen Antriebe über alle Bedenklichkeiten und äußerlichen Hinderniſſe ſeyn, und deſto ſtärker werden wir uns fühlen, unabhängig von allen menſchlichen Urtheilen, unſern Adel und unſere Wohlfahrt auf das Zeugniß unſeres eigenen Herzens zu gründen. — O, wohl dir, mein jüngerer Bruder, wenn du frühe ſchon dich zu dieſer edeln Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Geſinnungen des, leider! allzu zahlreichen unaufgeklärten Haufens zu erheben ſucheſt! Ohne dieſe Selbſtſtändigkeit des Charakters, und ohne den Muth, deinen eigenen bewährten Einſichten mehr, als den Beiſpielen und den Urtheilen Anderer zu folgen, wirſt du nicht einmahl einzelner großer Thaten, geſchweige denn einer dein ganzes Thun und Laſſen regierenden Tugendgeſinnung fähig ſeyn. Ohne ſie wirſt du nie der Mann werden, der für die höhern Beweggründe des Wollens und Handelns Sinn haben, der ſich in ſeinem Stande unter ſeines Gleichen vortheilhaft auszeichnen, und ſich um die Welt bleibende Verdienſte erwerben wird. Aber mit ihr, dieſer muthvollen Seelenfaſſung, mit dieſer auf die Güte ihrer edeln Abſichten trauenden Entſchloſſenheit wird dir kein im Wege liegendes Hinderniß zu furchtbar, kein Leiden, das auf dem Pfade der Tugend dich trifft, unerträglich, und keine Pflichtübung, zu der dein Gewiſſen dich auffodert, zu ſchwer ſeyn. — Jeder Sieg, den du über dich

ſelbſt und über äußerlichen Widerſtand erringeſt, wird das Gefühl deiner ſittlichen Kräfte erhöhen, und dich zu künftigen Kämpfen mit neuem Muthe waffnen. Du wirſt je länger je mehr dich über die gewöhnliche Sinnes- und Denkart deiner Zeitgenoſſen erheben, und ungeachtet der mühevolleſten Anſtrengungen und der härteſten Prüfungen, wodurch du deiner erhabenen Beſtimmung dich würdig machen mußt, dich deſto größer und zufriedener fühlen, je deutlicher es dir dein Selbſtbewußtſeyn ſagt, daß du mit jedem deiner Lebenstage ein beſſerer Menſch werdeſt, und von einer Stufe der ſittlichen Würde und Vollkommenheit zu der andern empor ſteigeſt.

Wenn ohne dieſe Hoheit und Stärke des Geiſtes und ohne dieſe Feſtigkeit des Sinnes, welche ſich Theils durch muthvolle Entſchließungen, Theils durch unerſchütterliche Beharrlichkeit in der Ausführung äußern, überhaupt keine ſittlich gute Geſinnung möglich iſt, ſo iſt auch ein feſter und ausdauernder Muth insbeſondere ganz vorzüglich eine unentbehrliche Bedingung derjenigen Tugenden, welche den Nahmen der wohlwollenden und gemeinnützigen führen, d. i. derjenigen, welche die moraliſche Veredelung unſers Nebenmenſchen und die Beförderung fremder Glückſeligkeit zum Gegenſtande haben. — Manches hätte ich hierüber noch zu ſagen, da ich aber fürchte, meine würdigen und geliebten

Brüder durch einen allzu langen Vortrag zu ermüden, indem ich ſchon ohnehin länger geredet habe, als ich ſonſt zu thun pflege, ſo will ich eine auch dahin abzweckende Ermunterung zum moraliſchen Tapfermuthe lieber auf eine andere Gelegenheit verſparen, für jetzt aber nur noch Ihnen insgeſammt eine geſegnete Feier des heutigen feſtlichen Tages aus brüderlichem Herzen anwünſchen.

IV.

Poetiſche Fragmente.

1.

Dido.

Ein epiſches Gedicht, aus Virgil's Äneis gezogen *).

Schreiben an den Herausgeber des Deutſchen Muſeums, ſtatt der Vorrede.

Sollten Sie ſich's vorſtellen, mein Liebſter, daß beiliegendes Fragment eines epiſchen Gedichts Dido, welches wir zu gewarten haben, von einem jungen Manne herrühre, mit dem ich von der Wiege an in der genaueſten Verbindung ſtehe, und von welchem ich erſt jetzt bemerke, daß er Verſe machen kann? Freilich kannte ich ihn ſchon längſt als einen guten Kopf, verſehen mit allerlei feinen Kenntniſſen, dem auch das Herz nicht am unrechten Flecke ſäße. Aber ein ſolches Product hätte ich mir dennoch nie von ihm träumen laſſen. Er hatte Stolberg's und Bürger's Homeriſche Proben und des Letzten antihexametriſche Abhandlung im Deutſchen Mercur geleſen, und wollte ſich durch eigene Ver-

*) Abgedruckt aus dem Deutſchen Muſeum. 1777. I. Band. S. 193.

D. H.

ſuche belehren und überzeugen, wie weit Bürger Recht oder Unrecht hätte. In Anſehung Homer's ſchien er Bürger's Meinung nicht abgeneigt zu ſeyn. „Unſere Sprache, ſagt er, iſt zu voll- zu lang- zu ſtarktönend, um einen dem Griechiſchen ähnlichen Hexameter zu geben. Über dieß ließe ſich wohl die hohe reine Urſimplicität des Homer in dem Deutſchen Hexameter nicht beibehalten. Der Deutſche Hexameter verführt zu blendendem Farbenauftrag in Bildern und Prachtklang im Ausdrucke, wovon Homer nichts weiß. Manche einfältige ſchmuckloſe Stelle, die im Originale gefällt, würde, eben ſo einfältig und ſchmucklos in Deutſche Hexameter gebracht, entſetzlich fatal und langweilig klingen. Hergegen fällt ſie recht wohl aus, wenn die ausgereckten, wackelnden hexametriſchen in kürzere, ſtraffere jambiſche Glieder zuſammen gezogen werden.„ —

Außer einer Homeriſchen Überſetzung aber, meinte mein Mann, müßte man den Deutſchen Hexameter keinesweges verwerfen, wie er denn auch eine gänzliche Verwerfung in Bürger's Abhandlung nicht fand. So könnte, zum Beiſpiele, der Deutſche Hexameter es ganz gut mit dem Lateiniſchen aufnehmen, und wäre eine hexametriſche Verdeutſchung der Äneis möglich, die ſich allenfalls getroſt neben ihr Original hinſtellen könnte. Meinem Freunde fiel's ein, den Verſuch mit dem vierten Geſange zu machen. Ich er-

ſtaunte, als ich ſeine Proben ſah, und ſtürmte auf ihn los, daß er die ganze Äneis ſo geben möchte. Hierzu war er nun zwar nicht zu bewegen; allein er faßte dafür einen Entſchluß, der mir noch willkommener war, nähmlich, um nicht immer den bloßen Überſetzer und Verſifex zu ſpielen, ein eigenes Ganzes aus der ſo intereſſanten und fruchtbaren Epiſode von der Dido zu dichten. Dieß, welches ſeiner Vollendung nahe iſt, wird aus mehrern Geſängen beſtehen, und, außer dem vierten Buche der Äneis, ſeinen Stoff größten Theils aus dem eigenen poetiſchen Vermögen meines Freundes erhalten. Gern, ſagt er, wäre er ſchon mit dieſem Virgiliſchen Bruchſtücke an mancher Stelle noch freier umgeſprungen, als geſchehen iſt, wenn er ſich nicht vor den äſthetiſchen Künſtlingen — fürchtete? — er hat nicht Urſache, ſich vor dieſem luftigen Halbmannsgeſindel zu fürchten! nein! — wenn ihm nicht von Herzensgrunde davor ekelte. „Lieber, drückte er ſich neulich aus, will ich Tage lang ein Concert von tauſend Stahren, Älſtern und Fröſchen hören, als anſehen das Gethue und Hülfhohlen, wenn man etwa einem ſchulſäſſigen Götzen etwas genommen, oder gegeben hat. Wenn Jenes gleich nur Kupfer und Dieſes Gold wäre, ſo ſoll und muß der Götze doch alle Mahl geprellt ſeyn.„

Mich verlangt von Herzen nach Ihrem Urtheile, und

TAYLOR INST. OXFORD

noch mehr, wenn Sie dieſer Probe ein Plätzchen in Ihrem Muſeum geben können, nach dem Urtheile des Publicums über meinen neu ausfündig gemachten Dichter. Bamberg, den 10. Januar, 1777.

Fragment.

Aber die Königinn, längſt zerriſſen von innigem Aufruhr,
Blutet' an Wunden des Herzens und kocht' in heimlicher Flamme.
Immer rauſchte der Ruhm des Helden, und immer der Adel
Seines Geſchlechts ihr noch dem Seelenauge vorüber.
Tief im Buſen und feſt behafteten Wort und Geberde.
Vor dem Getümmel entwich die labende Ruhe den Gliedern.
Als am nächſten Morgen Apollon's röthliche Schweſter
Mit erhobener Fackel die Erdengefilde beleuchtet,
Und die duftigen Nebel der Nacht vom Himmel vertrieben,
Wandte die Leidende ſo ſich zu ihrer zärtlichen Schweſter:
Anna, die ſchrecklichſte Nacht hab' ich in Qualen verwachet!
Schweſter, welch ein Gaſt hat unſere Schwelle betreten!
Welche Geſtalt und Geberde! Wie tapferen Geiſtes und Armes!
Traun! die Sage redt wahr, er ſtamm' aus göttlichem Samen.
Würde nicht Feigheit ſonſt die entartete Seele verrathen?
Welche Gefahren ſang er! Und welche beſtandenen Fehden!
Wäre mir nicht zu feſt der Schluß in die Seele gepräget,
Nimmer an einen Gemahl mein Leben wieder zu feſſeln,
Seit mir die erſten Freuden der Liebe zu Grabe geſunken;

Wäre nicht ewig mir Bett und Fackel der Ehe zuwider,
Ach! ſo könnt' ich allein noch dieſer Verſuchung erliegen. —
Schweſter, was hehl' ich es? Seit mein armer Sichäus verblutet,
Und die Götter des Hauſes dem Bruderwürger entronnen,
Hat mir Er allein den Sinn gewendet, und mächtig
Meinen geſunkenen Geiſt empor von neuen gehoben.
Hier! Ich fühl' es, ſie glimmt, ſie lodert, die vorige Flamme!
Doch verſchlinge mich ehr der offne Rachen des Abgrunds,
Eher zerſchmettere mich der allmächtige Vater im Himmel,
Schmettere mich zu den Schatten, den bleichen Schatten der Hölle,
Tief in die unterſte Nacht mit Donnerkeilen hinunter,
Eh' ich entweihe dich, Scham, und deine Gebothe verletze!
Er, der Erſte, der mich umarmt, entnahm mir die Liebe.
Hab' und behalt' er ſie denn auch immer und ewig im Grabe! —
Alſo jammerte ſie, und beträufte den Buſen mit Thränen.
Anna hierauf: So ſoll denn, o theuerſte Seelengeliebte,
Ewiger Witwengram der Jugend Knoſpe zernagen?
Soll denn nimmer dein Schooß, von ſchaffender Liebe geſegnet,
Deiner Bruſt ein Kind zu Troſt und Wonne gebären?
Meinſt du, das kränke die Seele der längſt vermoderten Aſche?

Wohl! Du trauerteſt einſt, und es rührte dich keine Bewerbung,
Noch in Libyen, noch zuvor im glänzenden Tyrus,
Noch des verworfnen Jarbas, noch aller Gewaltigen, welche
Nähret Afrikens Flur, die Gebärerinn hoher Triumphe.
Wollteſt du aber denn auch behaglicher Liebe dich weigern?
O, bedächte dein Sinn, auf welchen Gefilden du walteſt!
Hier umgürten dein Reich, unüberwindlich im Kriege,
Das Geſchlecht der Gätuler und zügelloſen Numider;
Dort die unwirthlichen Syrten und eine verdurſtende Wüſte,
Neben der weit umher verheerenden Wuth der Barcäer.
Ich geſchweige der Drohung des Bruders, geſchweige der Kriege,
Welche von Tyrus her ſich gegen Karthago erheben.
Unter Göttergeleit, und mit Gunſten Saturniens, glaub' ich,
Trieben die Stürme des Meers herbei die Troiſche Flotte.
Schweſter, welch ein Reich, und welche herrliche Stadt wird,
Unter ſolcher Verbindung, dein Auge noch thürmen ſich ſehen!
Und der Puniſche Ruhm, von Ilion's Waffen begleitet,
O, wie wird er empor auf Siegsgepränge ſich ſchwingen!
Wende nur du mit Gebeth und mit Opfern dich zu den Göttern,
Wohl bewirthe den Gaſt, und erſinn' ihm Gründe, zu zögern,

Weil noch Regen und Sturm des Oceans Wellen empören,
Noch nicht ſchmeichelt die Luft, und die Schiffe zerſchellert noch liegen. —
Alſo beflammte ſie mehr noch den glühenden Buſen mit Liebe,
Stärkte den ſchwankenden Geiſt mit Hoffnung, und wiegte die Scham ein.
Bald drauf nahten ſie ſich den Hallen des Tempels, und flehten
Gunſt und Frieden der Götter vor ihren geweihten Altären;
Schlachteten nach Gebrauch untadlige Lämmer zum Opfer,
Der allnährenden Ceres, Apoll'en und Vater Lyäen,
Doch beſonders für Juno, die Gottinn ehlicher Bande.
Eine Schale hielt ſelbſt in der Rechten die reitzende Dido,
Strömte ſie einer weißlichen Kuh hoch zwiſchen die Hörner;
Schritt bald bethend auf, bald ab vor den Augen der Götter,
Zwiſchen den fetten Altären, und feiert' ihr Feſt mit Geſchenken;
Bald verſchlang ſie den Dampf der geöffneten Herzen der Thiere,
Forſchend nach ihrem Geſchick. O betrogene Sinnen der Seher!

Konnten auch Tempel, Altar und Gelübd' der Gepeinigten frommen?
An dem zärteren Mark leckt' immer und immer die Flamme;
Nimmer und nimmer entschlief der Schmerz der heimlichen Wunde.
Ach! Sie brannte, sie brannte, die unglückselige Dido!
Schwärmte wie rasend umher, durchschwärmte die Gassen Karthagens.
Gleich der getroffnen Hindinn, die tief in den Kretischen Wäldern
Unvermuthet der Jäger mit scharfen Geschossen ereilet;
Wild durchstreicht sie die Flur und die Waldgebirge von Kreta,
Aber zu tief sitzt ihr das tödtliche Rohr in der Weiche.
Dann geleitete sie den Gast durch prangende Gassen,
Und ließ Sidon's Prunk an den neuen Palläſten ihn schauen.
Kaum begann sie zu reden, so stockte sie mitten im Worte.
Mit dem sinkenden Tage verlangt sie wieder nach Schmäusen;
Abermahl will die Bethörte der Troer Geschichte vernehmen;
Abermahl haftet ihr Blick an dem Munde des schönen Erzählers.
Als die Gäste des Mahls von dannen geschieden, weil Luna
Halb die bedämmerte Bahn der Sonn' erschritten, und schon die

Westlich sinkenden Sterne den Müden des Schlummers gemahnet,
Ächzte sie noch allein in dem stummen verlassenen Saale,
Hingesunken auf's Polster, worauf der Geliebte geruhet.
Überall folgt ihr Gedank' ihm nach; sie hört ihn und sieht ihn,
Ist er schon selbst nicht da. Oft drückt sie den Knaben Aneens,
Seines Vaters Gebild, an ihren brennenden Busen,
Ob sie zu täuschen vermöchte das unersättliche Sehnen.
Halb erhobenen Thürmen entsteht nun die letzte Vollendung;
Nirgends übet sich mehr in Künsten des Krieges die Jugend;
Wehrlos bleibt die Stadt und der Hafen vor Anfall und Stürmen;
Stückwerk ruhet der Trotz der unzerbrechlichen Mauern,
Ruht der gewaltige Bau der wolkenhohen Bastein.
Juno, die Gattinn Zeus, so bald sie die Arme von solcher
Sucht befangen sah, die weder Ehre noch Schande
Zu bezähmen vermochten, da wandte sie so sich zur Venus:
Ha! gar treffliches Lob erjagt Ihr und glänzende Beute,
Du und dein listiger Bub'! Oh, unvergeßliche Ruhmthat,
Wenn Ein Weib durch List zwei Mächte des Himmels erobert!

Aber Ihr täuſcht nicht mich! Denn ich weiß, Ihr fürchtet die Mauern,
Weiß, Ihr neidet die Pracht der Palläſte des hohen Karthago.
Doch, was müht Ihr euch ab? Was zweckt die unendliche Fehde?
Schlöſſen wir lieber ewigen Bund durch Lieb' und Vermählung!
Haſt du doch Alles, wonach du mit ganzer Seele getrachtet.
Dido brennt in Liebe, ſie glüht am innerſten Marke.
Unſer Beider ſey denn, und zu beiderlei Obhuth empfohlen
Sey das vereinigte Volk! Es gehorche die glänzende Dido,
Sammt der Tyriſchen Macht, dem Willen des Phrygiſchen Gatten!
Venus, merkend den Sinn der Heuchelrede, mit Liſten
Das Heſperiſche Reich auf Libyen's Küſte zu pflanzen,
Venus erwiederte drauf: Wer wäre, dieß dir zu verſagen,
Thöricht genug, und lieber mit dir ſich in Fehde zu meſſen?
Wenn die Vollführung des Raths, den du gibſt, nur Segen begleitet.
Aber noch iſt des Geſchicks und Jupiter's Rath mir verborgen.
Darf auch beiderlei Volk mit Einer Mauer ſich ſchirmen?
Darf mein Ilion ſich vermählen mit deinem Karthago?

Du biſt Gattinn; du darfſt den Gemahl durch Bitten erforſchen.
Wandelſt du vor; ſo ich nach.

Hierauf die erhabene Juno:
Mein ſey dieß Geſchäft! Nur zuförderſt laß dich belehren,
Wie und wo den Entwurf ich zu vollführen gedenke?
Morgen, wann Titan in Oſten den Strahlenſcheitel erhebet,
Und die Welt beglänzt, wird ſich zur Jagd in die Wälder,
Von Äneen begleitet, die ſchmachtende Dido erheben.
Plötzlich werd' ich ſodann den Tag durch Wolken verdunkeln;
All von Donnergerolle ſoll krachen das Himmelsgewölbe.
Wann nun die Jäger den Forſt mit wankenden Netzen umkreiſen,
Soll entrauſchen den Wolken mit Hagelgeraſſel ein Regen.
Flüchtig wird das Geleit in die Nacht der Gebüſche ſich retten.
Dido und der Fürſt der Troer ſollen in Eine
Höhle gerathen. Zugegen allda, beſteht mir dein Wille,
Will ich vermählen auf immer der Liebenden ihren Geliebten.
Hier erliege die Braut, hier werde dem Hymen geopfert!
Venus benickte den liſtigen Plan mit lächelndem Beifall.

Drauf entſteigt Aurora der Fluth des öſtlichen Weltmeers.
Glühend im Morgenſtrahl, enteilt mit blinkenden Lanzen,
Trieglichen Netzen, und Schlingen die Jugend den Thoren.

Die Lüfte

Hallen von Reitergalopp und Gebell der spürenden Meute.
Noch verzieht, von den Edeln erharrt, die Königinn drinnen.
Draußen wiehert ihr Roß, stolzierend in Purpur und Golde,
Stampfet zu Funken den Grund, und knirrscht am beschäumten Gebisse.
Endlich tritt sie hervor, vom Getümmel der Diener umrauschet,
Schön in Sidon's Tracht, umsäumt mit blühenden Ranken.
Gülden ist ihr Köcher, und gülden das Lockengeschmeide;
Gülden gerüstet ihr Fuß, und über dem zierlichen Schenkel
Schürzt ein güldnes Heft die Falten des Purpurgewandes.
Fröhlich wandern die Phrygier mit, und fröhlich Julus.
Aber vor Allen strahlt Aneas im Glanze der Schönheit,
Reiht und gliedert und führt den Zug. Wie Phöbus Apollon,
Wann er Lycien's Winter verläßt und den schwellenden Xanthus,
Wieder sein mütterlich Delos besucht, die Reigen erneuert,
Und in buntem Gemisch die neu bekränzten Altäre
Völker von mancherlei Stamm und Sitten und Zungen umschwärmen.
Er wallt herrlich indessen auf Cynthus blumigen Hügeln,
Sanft sein rollendes Haar mit zartem Zweige gefesselt,

Und mit Gold durchſtirnt, einher, mit ſilbernem Bogen,
Herrlich wallt er einher; am Rücken erraſſelt der Köcher.
Eben ſo ſtattlich und hehr ging Venus Sohn, und nicht minder
Prangt' auf ſeinem Geſichte die Blume der göttlichen Schönheit.
Als nun die Jagd das Gebirg' und das ſperrige Dickicht erobert,
Siehe, da taumelten hier, entſtürzt dem Felſengeſcheitel,
Über die Rücken der Berge die flüchtigen Gemſen herunter;
Siehe, da rudelten dort ſich die Hirſche zuſammen, und ſtürzten
Laut die ſtäubende Flucht hinab durch's offene Blachfeld.
Muthig auf muthigem Roß, durchſprengt' Julus die Thäler,
Sprengt' in raſchem Galopp bald Dieſen, bald Jenen vorüber.
Schnöde, ſo glühte ſein Muth, ſtatt dieſes feigen Gewildes,
Schnöde doch lieber ein Keiler mit krummen beſchäumten Gewehren,
Oder ein tapfrer Leu aus nächtlicher Kluft ihm entgegen!
Nun allmählich beginnt der Wald zu dampfen und toſen.
Sieh, es woget am Himmel ein Meer von Wettergewölken;
Lauter und lauter entrollt dem Wolkengewoge der Donner;

Plötzlich rauſcht ihm nach mit Hagelgeprasſel der Regen;
Ström' entſchallern den Bergen; es fluthet das Saatengefilde.
Hierhin und dorthin zerſcheucht, ſucht Jeder ein ſchirmendes Obdach.
Dido und der Fürſt der Troer gerathen in Eine
Höhle zuſammen. Und ſiehe, ſofort verkünden in Zeichen
Tellus und Juno die That; mitkundig der ſtillen Vermählung,
Flimmert und flammert der Äther; und hoch vom Felſengewipfel
Tönt das Jammergeheul der keuſchen Nymphen Diane'ns.
Unglückſeliger Tag! Ein Vater alles Verderbens,
Und des endlichen Todes! Denn, taub dem Rufe der Ehre,
Hehlte nun Dido bald ſelbſt nicht mehr die heimlichen Freuden,
Sondern ſucht' ihr Vergehn mit dem Nahmen der Ehe zu adeln.
Hui! erhob ſich nun Fama nach Libyen's mächtigen Städten.
Fama, ein Unheil, ſo ſchnell, als keines auf Erden; in tauſend
Gliedern lebend und webend, geſtärkt an Kräften im Wandern;
Anfangs klein aus Scheu, bald aufgewachſen gen Himmel,

Wandelt's auf Erden einher, und ſchleiert den Scheitel in Wolken.
Tellus, ſo meldet die Sage, gebar im Zorne der Götter
Nach der Rieſenbrut dieß Unthier ihnen zur Schweſter,
Raſch in den Füßen, und raſch in den unermüdlichen Schwingen,
Gräßlich geſtaltet und groß. So viel es Federn bekleiden,
So viel ſpähende Augen, o Wunder! ſind drunter verborgen,
So viel Zungen voll Lärm, und Ohren, erhoben zum Lauſchen.
Nachts durchſegelt ſein Flug die Mitte von Himmel und Erde;
Nachts durchziſcht es das Dunkel, wie giftige Drachen die Höhle;
Nimmer und nimmer verſchließt die wachen Augen der Schlummer.
Tages ſitzt es und harrt auf den oberſten Zinnen der Schlöſſer,
Oder auf hohen Baſteien, und ſchreckt die bevölkerten Städte,
Haſchend ſo gierig nach Lug und Trug, als gierig nach Wahrheit.
Schadenfroh ſäet' es jetzt den Samen zu tauſend Gerede,
Von geſchehenen ſo, als nimmer beſchloſſenen Thaten:
Zu Karthago ſey Äneas von Troa gelandet,
Welchen die reitzende Dido zu ihrem Geliebten erkoren.

Nun durchſchwelge das Paar, gefeſſelt von ſchändlichen Lüſten,
Unbekümmert um Reich und Stadt, in Feſten den Winter.
Überall horchte das Land. Vor allen lenkte das Schandthier
Seinen eiligen Flug gerade zum König Jarbas,
Und entflammt' in ihm zu Wuth die verachtete Liebe.
Er, von Hammon erzeugt, im Schooß Garamantis, der Nymphe,
Welche zu heimlicher Luſt der Gott den Fluren entführet,
Hatte dem Vater zu Ehren in ſeinem unendlichen Reiche
Hundert erſtaunliche Tempel erbaut und hundert Altäre,
Hatt' ihm unſterbliches Feuer und ewige Wachen geweihet.
Immerdar troff von Blut geſchlachteter Opfer der Boden;
Immerdar blühten die Säulen von mancherlei Blumengewinde.
Jetzt von Liebe bethört und vom heilloſen Gerüchte,
Bethet' er vor den Altären, im Angeſichte der Götter,
So zum Vater hinan mit hoch gefaltenen Händen:
Allgewaltiger Zeus, dem ſchmauſend auf farbigen Polſtern
Das Mauruſiſche Volk die Weihe Lenäens verſprenget,
Siehſt du ſo ruhig dieß an? Erbeben wir etwa vergebens,
Wann uns drohet dein Arm, mit zackigen Blitzen gerüſtet?

Sprüht ohnmächtig der Strahl, und der Donner, rollt er verloren
Aus dem Wettergewölk nur leeren Schreck in die Seele? 235
Ha! ein verirrtes Weib, das ein ärmliches Städtlein auf unſerm
Boden erbaut, dem wir, den Strand zu pflügen, vergönnten,
Welches von uns Geding' und Satzung empfangen, das darf nun
Unſrer Liebe ſich weigern, und ſetzen dieſen Äneas
Zum Beherrſcher des Reichs? Ein zweiter lüſterner Paris, 240
Pracher, und pochend auf nichts, als weniges Halbmannsgeſindel,
Darf, da Wellen und Sturm ihn kaum auf's Trockne geſchleudert,
Und vom Regen der Reiſe Gewand ihm und Locken noch träufeln,
Der darf wagen den Raub, und ruhig der Beute genießen?
Ha! und das uns zum Vergelt, weil wir mit täglichen Gaben 245
Treten zu deinen Altären, und eitele Frömmigkeit üben?
Alſo fleht' er laut, umfaſſend die Hörner des Altars.
Und der Allmächtige hört' ihn, und ſenkte die Blicke herunter
Nach der Königsſtadt und dem ruhmvergeſſenen Paare;

Winkte dem Bothen Mercur, und gab ihm dieſe Befehle:
Auf, mein Sohn, und fleug auf den Fittichen raſcher Zephyre!
Eile zu Venus Sohn, der in Karthago noch weilet,
Und der Städte vergißt, die ihm das Schickſal beſchieden!
Windſchnell fleug mir hinab, und verkünd' ihm Jupiter's Willen!
Solchen hätt' ihn nie die reitzende Mutter verheiſſen;
Darum zwier ihn nicht den Lanzen der Griechen entriſſen.
Sondern Italien ſollt' er beherrſchen; Italien, ſchwanger
Von gewaltigen Reichen und Kriegsgetümmel! Er ſollte
Dardanus edeln Stamm zu höhern Zweigen hier treiben,
Daß dereinſt von ihm das Erdall würde beſchattet.
Lockt nicht ihn der Glanz ſo hoher Verheiſſung, und ſpornet
Nicht ſein eigener Ruhm die trägen Kräfte zu Thaten,
Sollte der Vater den Sohn doch um Rom's Palläſte nicht triegen.
Was beginnt, was weilt er? Was hofft er von feindlichen Völkern?
Zieht ihn Lavinia nicht? Noch das geſegnete Brautland?
Noch das verheißne Geſchlecht? Hinſegeln ſoll er! Das iſt es,
Was du verkünden ihm ſollſt. — So geboth der allmächtige Vater.

Schnell gehorchte der Sohn, und ſchnallte das güldene Flugwerk
An die Füße, worauf er über Länder und Meere,
Schwebend in hoher Luft, mit gleichem Schwunge dahin eilt.
Dann ergriff er den Stab; den Stab, womit er dem grauſen Orcus die Seelen entwinket und zuſcheucht, oder womit er Schlummer gibt und nimmt, und die Augen zum Tode verſiegelt.
Rüſtig ſchwung er den Stab, und trieb die Wolken und Winde
Vor ſich her, und glitt dahin durch Wettergetümmel.
Tiefer und tiefer ſank ſein Flug. Schon ſah er des rauhen Atlas Wirbel und ſah die felſenrippigen Seiten.
Atlas trägt den Himmel auf ſeinem ſtämmigen Nacken;
Immer geſchüttelt von Sturm, und von Hagelgeſtöber zergeißelt,
Iſt ſein Fichtenhaupt mit ſchwarzen Wolken umſchleiert.
Ström' entrollen dem Kinn, und Schnee belaſtet die Schultern;
Fürchterlich ſtarret der Bart des Alten von ewigem Eiſe.
Hier erſt hielt der Sohn der Maja kurz nur den Flug an.
Jach von dannen entfuhr er hinab in die Tiefe dem Meer zu.
Wie ein Vogel im Nu, hart über des Oceans Spiegel,

An fiſchreichen Geſtaden und Klippen tönend dahinſtreicht,
Eben ſo flog Mercur jetzt zwiſchen Himmel und Erde,
Kommend vom Atlas herab, entlang die ſandigen Küſten
Libyen's, und durchſchnitt die entgegen ſtrebenden Winde.
Als ſein geflügelter Fuß kaum nieder zu Boden geſunken,
Nahm er Äneen wahr. Er ſtand bei ſeinen Gewerken,
Und ließ legen den Grund zu neuen Palläſten und Thürmen.
Sieh, er trug ein Schwert, beſtimmert mit Sternen von Jaspiß,
Seiner Schulter entwallte, von ſeidenwolligem Purpur,
Ein Talar, den ihm die prächtige Dido verehret,
Künſtlich von ihrer Hand durchwebt mit güldnem Geſpinſte.
Plötzlich erſchien ihm der Gott: Du gründeſt am hohen Karthago,
Weiberdiener, und hilfſt verherrlichen fremde Palläſte?
Wehe dir! So zu vergeſſen der eignen Krone der Zukunft!
Vom geſtirnten Olymp entbeuth der Herrſcher der Götter,
Er, der Himmel und Erd' in ewigen Kreiſen herumrollt,
Selber entbeuth er mich her, dir den heiligen Willen zu melden.
Ha! was beginnſt, was hofft du in dieſer weichlichen Ruhe?
Lockt nicht dich der Glanz ſo hoher Verheiſſung, und ſpornet
Nicht dein eigener Ruhm die trägen Kräfte zu Thaten,

Mahnet dich doch ein Sohn, dem Italien's Reiche gebühren. —
So der Geſandte des Himmels; und warf mit dem letzten der Worte
Von ſich die Erdgeſtalt, und ſchwand, zerfließend in Lüfte.
Sinnlos ſtund und ſtarr Äneas von der Erſcheinung.
Grauſen empörte ſein Haar, und ihm klebte die Red' an dem Gaumen.
Tief getroffen vom Ruf des gewaltigen Gottes, befiel ſein
Ganzes Weſen ein Drang, zu enteilen den holdeſten Fluren.
Himmel! was ſollt' er thun? Wie es wagen, dieß der entbrannten
Königinn zu entdecken? Wie ſollt' er beginnen? Wie enden?
Als ein zerwehtes Rohr, ſo ſchwankt' ihm die Seele nun hier hin,
Dort hin und überall hin; doch lange vergebens. Am Ende
Dünkte von allen Entſchlüſſen der Zweiflerinn dieſer der beſte:
Mneſthes und Sergeſt, zuſammt dem tapfern Kloanthus,
Wurden berufen. Sie ſollten im Stillen die Flotte zur Abfahrt
Rüſten, und rüſtig das Volk herbei zum Ufer verſammeln;
Aber den endlichen Zweck des Beginnens ſorglich verhehlen.
Selber wollt' er indeß zur unbefangenen Dido,

Ahndend keinen Riß so inniger Wonneverbindung,
Weislich den Zugang spähn, und ergreifen die ruhigſte Stunde,
Alles ihr kund zu thun. Es gehorchten die Troiſchen Helden
Froh des Gebiethers Befehl, und eilten von dannen zu Werke.
Doch der Königinn Herz, — wer täuſcht' ein liebendes Herz wohl? —
Ahndete bald den Trug und die ſchrecklichen Dinge der Zukunft
Mißtraunvoll zuerſt. Denn jene verderbliche Fama
Raunt' es ihr in das Ohr, man rüſte die Flotte zur Abfahrt.
Sinnlos wüthete ſie und ſchwärmte die Gaſſen der Stadt durch.
So entſchwillt der Thyade die Bruſt zur Stunde der Weihe,
Eben ſo flammt ihr Blick, ſo zuckt es ihr durch die Gebeine,
So enttaumelt ihr Tanz, der entſetzliche Tanz, dem Gebirge,
Wann ſie das Rädergerolle vom nahenden Wagen Lyäens,
Und das dumpfe Gebrüll der Pardel vernimmt. Es ertönen
Laut von der Orgien Lärm die benachteten Wipfel Cithäron's.
Endlich entbrach ihr der Drang des Gefühls zuerſt in die Rede:
Wähnteſt doch alſo, Verräther, ſolch Bubenſtück ließe ſich bergen?

Wähnteſt, ſo heimlich dich aus meinen Grenzen zu ſtehlen?
Hält kein Handſchlag dich? Kein Schwur geheiligter Liebe?
Feſſelt Dido dich nicht im Kampfe des bitterſten Todes?
Siehe, der Winter gebeuth! Im Winter ſpannſt du die Segel?
Willſt durch Wogen und Sturm, durch Nordſturm willſt du dich wagen?
Unbarmherziger Mann! Und wären's nicht fremde Gefilde,
Nahmenloſe Hütten, mit unbekannten Bewohnern,
Welche du ſuchſt, und ſtände noch etwa das vorige Troa;
Ließ' auch Troa jetzt durch Wogen und Sturm ſich erreichen!
Mir enteileſt du? Mir? — Bei dieſen Thränen, bei deiner
Mir verpfändeten Hand, bei den Schwüren ewiger Treue,
Bei dem erſten Genuß der unerſättlichen Liebe,
Oh! und bei Allem, was ich im ſeligen Taumel dir hingab, —
Arme Verſchwenderinn! nichts behieltеſt du übrig! — bei Allem,
Liebſter, beſchwör' ich dich! Wenn je dir Liebes und Gutes
Dido gethan, und an ihr je irgend was lieb dir und ſüß war,
Ach! ſo erbarme dich ihrer und ihres ſinkenden Hauſes!
Dido, Dido fleht! Wenn irgend Flehen dich rühret,

O, ſo rühre dich dieß! So ertödte den ſchrecklichſten Vorſatz! —
Deinethalben bedroht mich der Haß der Libyſchen Völker,
Und der Gewaltigen Zorn in den Horden wilder Nomaden.
Selbſt die Tyrier ſehn mir ſchel ob meiner Verſchwendung.
Götter! Die Blume der Scham, — du haſt ſie gebrochen, die Blume,
Welche der Völker Sang einſt bis zum Himmel erhoben! —
Was für Händen verläßt der ſo treulich bewirthete Gaſtfreund,
Weil ich doch fürder nicht darf Gemahl ihn nennen, o, was für
Händen verläßt er nun die arme verlorene Dido?
Wehe mir! Soll mir die Stadt nun Pygmalion wieder zertrümmern?
Oder als Sclavinn mich, für ſein wohllüſtiges Bette,
Mich! Äneens Geliebte! der trotzige Jarbas entführen? —
Hätte doch nur mein Schooß vor dieſer unſeligen Trennung
Noch von dir ein Kind, der Lieb' ein Denkmahl, empfangen;
Spielte vor meinem Blick ein muthiger junger Äneas,
Liebſter, von dir ein Bild! So keimte mir mindeſtens Hoffnung;
Und ich dünkte ſo ganz mich nicht verwitwet und elend.

Alſo bath ſie. Doch er, gefaßt in Jupiter's Willen,
Stand mit gehaltnem Blick und unverwandelter Miene,
Und verzwängte den Drang des Gefühls im ſchwellenden Buſen.
Endlich erwiedert er kurz: Ich werde die Thaten der Liebe,
Rühmteſt du deren auch mehr, o Gebietherinn! nimmer dir läugnen.
Großes verdienſt du an mir! Auch ſoll der Gedank' an Eliſſ'n
Nie mein Herz gereun, ſo lang' ein Geiſt in mir denket,
Und in den Adern noch ſich regen die Pulſe des Lebens.
Hör' und entſchuldige mich! Mit nichten ſucht' ich dir, glaub' es!
Dieſe Flucht zu verhehlen. Nie kam ich, um Liebe zu werben.
Hab' ich die Fackel der Ehe zuerſt dir entgegen getragen? —
Ließe des Schickſals Macht nach eigenem Willen mich ſchalten,
Und mir ſelber mein Loos erwählen, ſo ſchwäng' ich die Lanze
Noch für Ilion's Stadt und die theuern Reſte der Meinen.
Unerſchüttert ſtänd' itzt Priam's hoher Pallaſt noch;
Oder ich hätte die Trümmer geſammelt, und wieder ein neues
Pergamus meinen Beſiegten im Vaterlande gegründet.

Aber Italien wies mir an Gryneus Apollo;
Nach Italien steuern, gebothen mir Lycien's Looſe.
Hier erwarten mich Braut und Reich. Entzücket die Stadt dich,
Welche du glücklich und kühn auf Libyen's Küſten erhoben,
Warum neidet dein Herz uns um Auſonien's Städte?
Troer dürfen doch auch in fremden Gefilden ſich anbaun?
Alles drängt mich fort! Wann die Nacht mit triefenden Schatten
Still die Erde bedeckt, und die Sterne den Himmel beſtimmern,
Mahnet und ſchreckt das Bild, ein düſtres Bild von Anchiſen
Mich im Traum, und gebeuth mir Flucht. Es mahnet der Anblick
Meines Julus mich, den um Hesperien's Kronen,
Ihm beſchieden im Rath der unſterblichen Götter, ich trieſe.
Kürzlich hat Zeus mir ſelbſt, das ſchwör' ich bei meinem und meines
Sohnes Leben! er hat mir durch den Geſandten des Himmels
Auf den Schwingen der Winde den ernſten Willen verkündet.
Dieß mein wachendes Aug' ſah klar im Glanze des Tages,

Sah des Gottes Geſtalt durch's Thor der Stadt mir ſich nahen;
Dieß mein wachendes Ohr hat deutlich die Rede vernommen.
Quäle nun weiter nicht mich und dich mit deinem Gewimmer!
Scheid' ich doch ungern fort! Denn ich muß — —!
Längſt ſchon, als er noch ſprach, beſchoß ſie mit Blicken ihn ſeitwärts.
Stumm durchlief ihr rollendes Aug' ihn über und über.
Endlich zerſprang das Herz voll Wuth in laute Verwünſchung:
Venus gebar dich nicht! Stammſt nicht aus Dardanus Samen!
Ungeheuer! Dich hat der Caucaſus, zackig von ſtarren
Felſen, erzeugt! Dich haben Hyrcanien's Tieger geſäuget!
Denn was halt' ich noch an? Was ſchon' ich mich größeren Stürmen?
Seufzt' er zu meinem Schmerz? Brach wohl das trockene Aug' ihm?
Floß ein Thränchen der Reue? Bedauert' er ſeine Geliebte?
Ha! wo iſt ſchändlicher was? Nie läßt die gewaltige Juno,
Nie der allmächtige Vater dieß ungerächet dahin gehn! —
Treue, du ſchmiedeſt Verrath! Du leugſt, o himmliſche Wahrheit! —

Ausgeworfen vom Meer, in Hunger und Kummer und Nacktheit
Nahm ich ihn auf, und hägt' und pflegt' ihn am thörichten Buſen.
Aus dem Rachen des Todes errettet' ich ſeine Gefährten,
Fiſcht' ihm aus dem Meer die Trümmer der Flotte zuſammen!
Wehe, mich geißelt die Wuth! Nun verkündet Apoll, nun verkündet
Lycien s Loos, nun bringt der Götterbothe vom Himmel
Gar den grauſen Befehl! Als hätten die ſeligen Götter
Wichtiger kein Geſchäft, als ſich um Troer zu kümmern.
Doch, ich halte dich nicht, noch bekämpf' ich die Gründe der Argliſt.
Fleuch nach Italien! Fleuch! Durchkreuze nach Reichen die Meere!
Dennoch hoff' ich und hoffe, wenn fromme Götter noch walten,
Daß die Rache dich bald an Klippen werde zerſchmettern.
Dido! Dido! ſollſt du noch aber und abermahl heulen,
Wann mein Fluch im Sturm dich erpackt, in Wogen heran brauſt,
Oder im Wetterſtrahl aus Donnerwolken herab zuckt.
Hat dein Bubenſtück einſt mein letztes Leben ermordet,

Soll dich mein Schreckgeſpenſt verfolgen wachend und
träumend.
Hu! du ſollſt es noch büßen, und bitter es büßen, Verräther!
Und ich werd' es erfahren, erfahren im Reiche des Todes! —
Hier gebrach ihr der Laut; es ſtockte der Strom der Ver-
wünſchung,
Und ſie raffte ſich auf, zu entfliehn dem Lichte des Tages.
Mancherlei wollt' er noch reden, doch wehrten ihm Zagen
und Staunen.
Keuchend hingeſtürzt in die Arme der wartenden Mägde,
Ward ſie athemlos und ſchlaff von hinnen getragen
In ihr Marmorgemach, und geſenkt auf's Polſter der Ruhe.

2.

Anfang einer Bearbeitung des Froſchmäuslers *).

1.

Inhalt des ganzen Werks.

Die Hofhaltung, die Feind' und Macht,
Das Blutbad und die erſchreckliche Schlacht
Mannhafter Froſch- und Mäuſehelden
Will ich in dieſem Buche melden.
Gott wolle mir Gnad' und Rath verleihn,
Und laſſen's zur Lehr' und Luſt gedeihn.

Wohlauf, o heilige Kleriſei
Der neun Kunſtſchweſtern, ſteh' mir bei,
Auf daß ich, was uns Ehre bringe,
Erſinne weislich und künſtlich ſinge!
Ihr, ewig Jungfern, jung und zart,
Seyd jugendlicher froher Art;

*) Aus der Handſchrift. Vergl, Blätter vermiſchten Inhalts. 5. Band. 5. Heft. Oldenburg. 1793.

D. H.

Ihr grämelt nicht zu jeder Stunde,
Und lehrt doch Wahrheit mit lachendem Munde.
Weil Lehre, mit Scherz zuſammen getraut,
Die Jugend deſto baß erbaut,
So laßt ſie mit frohem Angeſicht
Mit unter vernehmen, was Weisheit ſpricht,
Und ſelbſt an Fröſchen und Mäuſen ſehn,
Wie's in der Welt pflegt herzugehn.

Wohlauf, Ihr jungen luſtigen Knaben,
Die Ihr gern mögt zu lachen haben,
Seyd ohne Verdruß zu hören wach;
Doch denkt auch meinen Reimen hübſch nach!
Das ſoll euch, traun! mehr Nutzen ſchaffen,
Denn alles Narrenſpiel der Affen,
Deß man wohl auch zu lachen pflegt,
Ob's gleich nicht viel zu Beutel trägt.

Der Graubart, der mit dürren Knochen
Der Lehre nichts kann, als lärmen und pochen,
Und hören mag kein luſtiges Wort,
Der packe zuſammen, und trolle ſich fort!
Zwar wollen wir's gänzlich nicht verſchwören,
Ihn auf ein ander Mahl zu hören,

Wann nähmlich uns auch die Naſen blau,
Und Haar und Bart ſich färben grau.
Auch ſonſt wohl zu gelegener Stund'.
Denn Wermuth iſt nicht immer geſund.
Man trinkt ja wohl auch neuen Wein,
Und tunkt in friſchen Honig 'mahl ein.
Die Natur erneut ein neuer Genuß;
Stets Einerlei macht Überdruß,
Wie alles der alten Meiſter Trutzen.
Der Wechſel nur ſchafft Luſt und Nutzen.
Man ſchilt oft ſpöttlich Zeitvertreib,
Was ſtärkt zur Arbeit Seel' und Leib.
Das nehmen wir nicht zu Herzen und Sinnen,
Und wollen in Gottes Nahmen beginnen.

2.

Von Bröſeldiebs, des Mäuſekönigs Sohns, Kundſchaft mit dem Froſchkönig.

Wo Aſchanes mit ſeinen Sachſen
Des Harzes Felſen einſt entwachſen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein ſpringend Brünnlein, ſüß und kalt,
Das an dem Falkenſtein herfloß,
In einen großen See ſich ergoß,

Und da am warmen Sonnenſchein
Viel Bäume tränkt' und Blümelein,
Sammt Fröſchen und Fiſchen, Krebſen und Schnecken.
Das Rohr wuchs da, wie Haſelſtecken,
Bei Narrenkolben, Schilf und Weiden,
Und Kräutern, ſchwer zu unterſcheiden,
Als ob's das Schilfmeer ſelber wär',
Wodurch einmahl zog Gottes Heer.
Hier ſang nicht nur die Nachtigall,
Daß mit erklangen Berg und Thal;
Auch Grasmück', Amſel, Rohrſperling,
Und hundert Nachbarn um den Spring'
Erhuben einen ſo hohen Sang,
Daß er bis auf gen Himmel drang,
Und rund umher der Wiederhall
Die Antwort gab mit Freudenſchall.

Hier herrſchten ſeit vielen alten Jahren
Die Frösch' in nahmenloſen Scharen.
Und Sehbold Bausback wohlgedacht
Hielt Hof allhier mit Königspracht.
Das ganze Volk war dieſem König
Hold, treu, gewärtig und unterthänig.
Als nun begann der grüne Mai,

Wollt einſt der König, von Sorgen frei,
Mit ſeinen Dienern, jungen und alten,
Ein Freudenſpiel im Grünen halten.
Er ſetzte ſich am Sonnenſchein
Beſonders hin vor die Gemein',
Auf einen Hügel, mit krauſem Moos,
Schon überwachſen, weich und los.
Geröhrich, Polei und Waſſermünzen
Umwehten und kühlten mit Schatten den Prinzen.
Und vor ihm übten ſich ſeine Trabanten,
Und Alle, die ſein Reich erkannten,
In manchem edeln Ritterſpiel.
Sie trieben froher Kurzweil' viel
Mit Waſſertreten, Unterſinken,
Mit offnem Maul, und doch nicht ertrinken,
In einem Sprung ein Mückchen erwiſchen,
Ein rothes Würmlein künſtlich fiſchen,
Geraden Fußes aufrecht ſtehn,
Und alſo einen Kampf angehn,
Einander mit Tanzen, Ringen und Springen
Leicht und geſchmeidig zu bezwingen.

3.

Bellin.

Erſter Geſang *).

1.

Mich kitzelt was bis in das Mark der Seele,
Ein fremdes Ding, weiß nicht, woher, wohin? —
Es will, daß ich ein Ärgerniß erzähle,
Verſänk' ich auch in Unheil bis an's Kinn.
Ich fürchte ſehr, daß Meiſter Murrner ſchmähle;
Noch bänger wird mir vor Frau Murrnerinn.
Das Kitzelding neckt mich zum halben Faune.
Ich glaube gar, es iſt die Schäkerlaune.

2.

Wenn ſie es iſt, ſo mag ſie ſich bequemen,
Hübſch ganz allein die Folgen der Gefahr,
Wovor mir graut, auf ihren Kopf zu nehmen.
Gehadert und gekratzt wird offenbar.
Was ſoll ich mich für fremde Rechnung grämen?

*) Abgedruckt aus der Akademie der ſchönen Redekünſte. Herausgegeben von G. A. Bürger. 1. Band. 3. Stück. Berlin. 1791. S. 225.

D. H.

Sie kommt mir ja kaum alle Jubeljahr.
Kratzt, Murrner, kratzt an ihr die Nägel ſchartig!
Ich ſelber bin und reime ja ſonſt artig.

3.

Wie käm' es ſonſt, daß in der Weiblein Herzen
Mein Genius zu Lieb' und Lob mich ſchrieb?
Denn ſuchten gleich mich Fratzen anzuſchwärzen,
So blieb ich doch den Holden werth und lieb.
Mir loderten nicht wenig Liebeskerzen,
Weil ich ſo ſüß mein Liederweſen trieb.
Sie lodern noch, mein altes Herz zu laben.
Die möcht' ich doch nicht ausgeblaſen haben.

4.

Ich ſag' es laut, und werd' es ewig ſagen:
Der Wonne Mark iſt holder Weiblein Gunſt.
Nun aber naht mein Leben ſich den Tagen
Des Blätterfalls, voll Reif und Nebeldunſt.
Wie könnt' ich wohl auf Huld noch Anſpruch wagen,
Entſtünde mir der Laute Schmeichelkunſt?
Es müßte ja kein guter Geiſt mich lenken,
Verſtimmt' ich die zum Necken und zum Kränken.

5.

Drum bitt' ich euch, Ihr allerliebſten Weſen,
Ihr Gütigen, durch deren Rath und That

Ich manches Mahl von Wund' und Schmerz geneſen,
Wann Mißgeſchick mir auf die Zehe trat,
Laßt dieſen Sang der Schalkheit ungeleſen!
Und thut Ihr's doch, wie ſehr ich's auch verbath,
So bitt' ich, ihr, nur ihr, die mich beſeſſen,
Das Ärgerniß des Liedes beizumeſſen.

6.

Dieß Mährlein dient allein zu Nutz und Frommen
Der Männer, die verhirſchter Stirnen ſind.
Du liebe Zeit! Man kann zu ſo was kommen,
Ganz ohne Schuld, man weiß nicht, wie geſchwind'.
Die zu erbaun hab' ich mir vorgenommen,
Und bin daher im Grunde gut geſinnt.
Oft kollert drob ſich Mancher halb von Sinnen.
Den möcht' ich wohl der Ruh' zurück gewinnen.

7.

Ihr guten Herrn, an deren Vordergiebel
Dieß Hauslauch wächſt, ein ehrlicher Poet
Verſichert euch, daß überall dieß Übel,
Mehr, als Ihr wißt und glaubt, im Schwange geht,
Daß nicht Phyſik, nicht Ethik, Codex, Bibel
Präſervativ und Heilungsmittel räth.
Nur gutes Glück und wackrer Weiber Gnade,
Sonſt ſchützt euch nichts vor dieſer Stirn-Parade.

8.

Und weil es denn nun einmahl ſo auf Erden
Von Anfang war, tagtäglich ſo noch iſt,
Und ſchwerlich auch je anders dürfte werden,
So lang' ein Wolf gern fette Lämmer frißt,
So müßt Ihr euch nicht kollertoll geberden,
Wenn euch was trifft, das nicht zu ändern iſt.
Die Klugheit räth, ſich in die Welt zu ſchicken,
Und Aug' und Ohr bisweilen zuzudrücken.

9.

Und hiermit ſey denn mein Prolog geendet.
„Gott Lob und Dank, daß wir doch ſo weit ſind!
Raunt Mancher ſchon. Wenn ſich ſein Ton nicht wendet,
So leiert er ſein Mährchen in den Wind.„ —
Geduld! — Es iſt dem Arioſt entwendet.
Ich bin daran unſchuldig, wie ein Kind.
Der erſte Schalk, bei welchem wir es leſen,
Iſt, glaub' ich, gar ein Erzbiſchof geweſen.

10.

Es waltete vor vielen hundert Jahren
Ein König auf dem Thron der Lombardei;
Der ſchönſte Herr vom Zeh bis zu den Haaren.
Ich würde nichts zu Aſtolph's Conterfei
In Lebensgröß' an ſchönen Verſen ſparen,

Hielt' ich nur mehr auf Sylbenpinſelei.
Doch, daß ich euch mit Einem Wink belehre,
Denkt den Apoll in Villa Belvedere.

11.

Ihr rathet leicht, daß dieſer holden Gabe
Er ſelber wohl am wenigſten vergaß.
So viel er auch an königlicher Habe,
An Land und Volk und Macht voraus beſaß,
So hieß es doch, daß er nach dieſem Stabe
Weit minder ſich mit ſeinem Nächſten maß.
Kaum fragt' er was nach jeder andern Ehre,
Wenn es nur hieß, daß er der Schönſte wäre.

12.

Begreiflich macht Liebhaberei, wie dieſe,
Daß ſeinem Schloß an Spiegeln nichts gebrach.
Selbſt auf der Jagd lief er in Hain und Wieſe
Der Quellen und der Bäche Spiegeln nach.
Er fühlte nicht das Starke der Sottiſe,
Daß er ſo oft vom ſchönen Ich nur ſprach.
Früh vom Lever, bis ſpät die Lichter loſchen,
Ward Tag für Tag dieß Thema durchgedroſchen.

13.

Nun war bei ihm ein Schranz ſehr wohl gelitten,
Fauſtin genannt, ein Edelmann aus Rom.

Vor dem ergoß ſich mehr, als jedem Dritten,
In Scherz und Ernſt des Eigenlobes Strom.
Doch ward der Satz auch dann und wann beſtritten,
Als ſey er gar der Schönheit Vicedom.
Gemeiniglich ſtand Aſtolph dann im Glauben,
Als wollt' ihn nur Fauſtin ein wenig ſchrauben.

14.

„Nein, ſag' im Ernſt, gibt's wohl in allen Reichen,
Begann er einſt, was Schöners außer mir?„ —
„Herr, ſprach Fauſtin, im ganzen Ernſt, es gleichen
Euch wenige der ſchönſten Männer hier.
Nur Einen gibt's, dem möchtet Ihr wohl weichen.
So wenigſtens erſcheint die Sache mir.
Zwar kann ich euch nicht eure Zweifel wehren,
Doch wollt' ich wohl mein Credo laut beſchwören.„ —

15.

„Das nenn' ich ſtark! erwiederte der König.
Wie hieße denn der überſchöne Mann?„ —
Hierbei verzog er Naſ' und Mund ein wenig,
Als zweifelt' er nicht ohne Spott daran.
Allein Fauſtin verſichert' unterthänig,
Sein eigner Bruder ſey der Wundermann.
„Ha! ſolltet Ihr Bellin'en einmahl ſehen,
Ihr würdet ſelbſt den Preis ihm zugeſtehen.„

16.

Der König fand zwar eben kein Behagen
An dieſem Ha, das dem Fauſtin entfuhr.
Doch hagelt' es nun Fragen über Fragen,
Wenn gleich Fauſtin die Antwort längſt beſchwur.
Man ſchloß zuletzt, dem Junker anzutragen:
„Auf! Stelle mir dieß Wunder der Natur!
Ich will, ich muß es ſehn mit eignen Augen,
Ob recht zu ſehn die deinigen wohl taugen.„ —

17.

„Es dürfte wohl nicht wenig Künſte koſten,
Verſetzt Fauſtin, ihn hier am Hof zu ſehn.
Er hockt zu Rom gern zwiſchen ſeinen Pfoſten,
Und ſehnt ſich kaum hinaus vor's Thor zu gehn.
Auch fragt er nichts nach hohen Ehrenpoſten,
Nach Macht und Gold. Er dünkt ſich wohl verſehn.
Denn ihm genügt ſein väterliches Erbe.
Die Poeſie iſt einzig ſein Gewerbe.

18.

Auch hat er ſich mit einer Frau behangen,
Nach Dichter Art, aus bloßem Liebestrieb.
Dieß Weibchen hält ihm Herz und Sinn gefangen.
So hat auch ſie ihn wie ihr Leben lieb.
Geht er nur aus, hilf Gott, was für ein Bangen!

Als drohte ſchon Hans Knöchlers Senſenhieb.
So niſten ſie zuſammen, wie zwei Tauben;
Nur Noth und Tod kann Eins dem Andern rauben.„ —

19.

„Ich muß ihn ſehn, den reitzenden Poeten,
Und koſtet' es mein beſtes Kammergut.
Denn neben ihn, ſo ſchön er iſt, zu treten,
Fühl' ich in mir noch immer guten Muth.
Auch — ſoll mich juſt die Eiferſucht nicht tödten,
Geſetzt den Fall, daß er's zuvor mir thut.
Denn, wie es ſcheint, iſt er ein guter Knabe.
Man findet das ſehr oft bei Dichtergabe.

20.

Ich kann ja auch, ſo gut, wie bei den Alten
Mit Dichtern oft der größte Fürſt gethan,
Mit dem Bellin vertraute Freundſchaft halten.
Denn bringt Hans Quaſt gleich Manches auf die Bahn,
Wie ſie wohl oft in Puncto Puncti ſchalten,
So iſt das doch meiſt nur Gewäſch und Wahn.
Graſ't doch Hans Quaſt wohl mehr auf dieſer Weide;
Wer zeichnet ihn drum gleich mit ſchwarzer Kreide?

21.

Man krittle mir den Dichter, wie man wolle,
Sein Pindusborn fetzt doch ein edles Blut.

Die Menſchenpflicht kürzt er an ihrem Zolle
Wohl nie ſo arg, als ſein Verächter thut.
Er achtet mehr in ſeiner Lebensrolle,
Denn andres Volk, auf Wahr, auf Schön und Gut.
Im Ganzen, traun! erſcheint an Dichterhänden
Weit minder Schmutz, als in den andern Ständen.

22.

Es herrſcht gewiß durch alle Facultäten
Der Lehr- Wehr- Nähr- und Zehrbefliſſenheit,
Vom Nichts empor bis zu den höchſten Räthen
Viel Schurkerei und Niederträchtigkeit.
Nie fernte noch die Kaſte der Poeten
Von Redlichkeit und Hochſinn ſich ſo weit.
Wie oft hat dort der Henker hohlen müſſen!
Von Dichtern wird man ſelten ſo was wiſſen.

23.

Ein Schluß hieraus kann ſchwerlich mich betriegen.
Nicht Geiſtesluſt nur ſchlürfet der Poet;
In ſeiner Kunſt muß auch ein Adel liegen,
Der in das Herz des Künſtlers übergeht.
An ſolch ein Herz vertraulich ſich zu ſchmiegen,
Scheint räthlicher für manche Majeſtät,
Als von Vezier, von Mufti und von Baſſen
Anbethen und — verrathen ſich zu laſſen.

24.

Der Poeſie ſpricht zwar Herr Heinrich Campe,
Der Rathpapa, nicht allzu viel zu gut;
Beleuchtet ſie mit der bewußten Lampe
Der Aufklärung, und warnt ſein junges Blut *).
Ihm gilt es mehr, was etwa Heinrich Hampe **),
Der Collecteur, der Welt zum Beſten thut,
Deß Nahrungsfleiß in Briefen unfrankiret
Die halbe Welt mit Looſen bombardiret.

25.

Doch, däucht mir, hat der Schach der Pädagogen,
Wiewohl recht gut bezahlt für Rath und That,
Des wackern Volks noch nicht ſo viel erzogen,
Als Poeſie umſonſt erzogen hat.
Drum blieb ihr auch der Weiſe ſtets gewogen ***),
Was auch Jak Spleen oft nach ihr ſchlug und trat.

---

*) — Manet alta mente repostum
Iudicium Paridis . . .

**) Ein Lotterie-Collecteur in Braunſchweig, der ſich von der verächtlichen Unart vieler und ſonderlich Braunſchweigiſcher Collecteurs, unverlangte Lotterie-Looſe nach Anleitung des Adreß-Kalenders umher zu verſenden, durch des ſeligen Muſäus Moraliſche Kinderklapper noch nicht hat beſſern laſſen.

***) Siehe Kant's Kritik der Urtheilskraft. S. 212.

Er trete zu! Mit dieſer Art von Kranken
Dient es zu nichts, um ihren Pips zu zanken.

26.

Es laſſ' Apoll ihn und auch Den geneſen,
Der irgend wo in einem Lands-Journal *), —
Mit Staunen muß ein weiſer Mann es leſen, —
Tractate ſammt Tractätchen ohne Wahl
Zuſammen fegt mit ſeinem großen Beſen,
Empor ſie thürmt zum Landes-Ehrenmahl,
Den Berg umtanzt, und jubilirt: „Man merke
Die Seltenheit der ſchönen Geiſteswerke!„

*) Annalen der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Chur-Lande, — worin Einer im Nahmen der Hannoveraner darauf zu ſtolzieren ſchien, daß ſie ſich ſo wenig mit ſolchen Werken abgäben, die doch am Ende allein auf dem Strome der Zeit oben bleiben, und den Ruhm eines Volkes alsdann noch verkündigen, wann aller übrige gelehrte Wuſt längſt zu Boden geſunken iſt.

V.

Prosaische Fragmente.

1.

Aus Daniel Wunderlich's Buche *).

Vorrede.

Ich verstehe mich nicht darauf, aus Nichts Etwas, oder aus Etwas Viel zu machen. Ich verstehe mich nicht darauf, mit einem Goldkörnchen Roß und Reiter zu übergulden, und daher glänzen zu lassen, als wär' Alles eitel gediegenes Gold. Dennoch möcht' ich das Körnchen, so bisweilen, durch Ungefähr, oder Suchen, mir in die Hand fiele, nicht gern wieder wegwerfen.

Dieß ist verdolmetscht in Prose: Ich verstehe nicht die Kunst derjenigen drei tausend Deutschen Büchermacher, welche in drei Jahren vier tausend sieben hundert und neun Bücher verfertigen konnten **); nicht die Macherkunst, aus Nichts ein dickes Etwas von vielen Alphabeten, oder von einer kurz an den Mann zu bringenden Wahrheit lange, schim-

*) Die Vorrede und der 1. und 2. Abschnitt sind aus dem Deutschen Museum, 1776, I. Band, S. 440, abgedruckt. Der 3. Abschnitt erscheint hier zuerst aus der Handschrift.

D. H.

**) S. Gatterer's Historisches Journal. Th. 1. S. 266.

mernde Abhandlungen herauszuſpinnen. Und doch iſt mir, als wüßt' ich manches Ding, das nicht Jedermann weiß; iſt mir, als fühlt' ich Elaſticität des Geiſtes, Muth und Kraft genug, ein Ding zu packen, zu halten, zu ſchleudern und in die Luft empor zu reiſſen; iſt mir, als umgäbe mich ein Licht, das die Dinge, nah' und fern, mehr, als andere, mir aufhellt; iſt mir, als ob ich wohl fähig ſey, Manches, indem ich meinen Lebensgang ſo dahin ſchlendere, zu erfahren, zu denken, und zu empfinden, das nicht unwerth der Mühe wäre, auch von Andern erfahren, nachgedacht und nachempfunden zu werden.

Wirf nichts mehr weg, ſprach ich einſt zu mir ſelbſt, wie du vorhin gethan haſt! Nichts iſt ſo ſchlecht, es iſt wozu gut. Heben doch wohl viele der drei tauſend Büchermacher Papierſchnitzel ſorgfältig auf. — Ich ging hin, und ließ mir ein Buch von weißem Papier zuſammen heften, und ſchrieb auf, was ich erfuhr, dachte, und empfand. Dieß mein Aufgeſchriebenes kann ich um ſo füglicher mein Buch nennen, als ich nie ſonſt ein Buch geſchrieben habe, noch eins ſchreiben werde. Den Titel gebar alſo nicht der Original-Kitzel, ſondern die Nothdurft. Mir ſelbſt dünkt nichts abgeſchmackter, als mit unerhörten Titeln frappiren zu wollen, wiewohl dieß oft der armſelige Behelf mittelmäßiger Büchermacher iſt.

Ich ſchrieb ohne alle anderen Bücher, aus eigenem Kopfe und Herzen. Dennoch gebe ich mich eben ſo wenig für einen abſoluten Selbſtdenker, als meine Gedanken für neu und eigen aus. Manches mag ich vorhin geleſen, Manches mag ich von geſcheidten Leuten gehört, Manches auch ſelbſt geſchaffen haben. Aber auch nicht Alles, was man ſelbſt erſchafft, iſt eigen und neu. Hundert Köpfe können, ohne alle fremde Zuthat, oft einerlei Ding erſinnen.

Sehr unbeſonnen wird oft der Mangel an Neuheit und Originalität gerügt. Gerade, als ob Alles, was geſchrieben wird, neu und unerhört ſeyn müßte. Was iſt ganz neu unter der Sonne? — Nicht Alle leſen alle Bücher. Wenn daher Jener dem erſten Tauſend von Leſern geſchrieben hat, warum ſollte Dieſer nicht das Nähmliche dem zweiten Tauſend ſchreiben dürfen? —

Wahrheit! Unerforſchliche, ewige Gottheit! Nach dir gehen meine Blicke aus. Noch nie hat dich ein ſterbliches Auge ganz erblickt; nimmer werden dich aller Sterblichen Augen zuſammen in deiner vollen ſchönen Geſtalt ſchauen. Der ſcharfſichtigſte Weiſe entdeckt an dir nur kleine einzelne Theile. Thun ſie ſich zuſammen, und ſagt einer dem andern: „Das ſah ich! — Und ich das!„ — ſo iſt vielleicht am Ende der Welt möglicher, als jetzt, das erhabenſte ſchwerſte Abbild der Ähnlichkeit einiger Maßen näher zu bringen.

I. Von Eintheilung des Schauſpiels.

Trauerſpiel, — Freudenſpiel, — rührendes, weinerliches Luſtſpiel, — Poſſenſpiel, — heroiſches, bürgerliches, bäueriſches, ſchäferliches, — und der Himmel weiß! was noch ſonſt für Spiele die Theoreienmacher uns herrechnen! Und doch thun ſie der Sache noch lange nicht genug, wenn ſie Alles, was ſich nach ihrer Weiſe theilen läßt, bis an's Ende forttheilen wollen. Daß ſie doch alle der Batteux hohlte! Und ihren Verſtand weit droben im Arioſtiſchen Monde in tauſend Fläſchchen vertheilte, und jedes dicht und feſt zupfropfte! Schauſpiel iſt — Schauſpiel, und damit gut! Jene Theilung gemahnet mich nicht anders, als wenn man die liebe Mutter Natur in die lachende und weinende, tragikomiſche und komiſchtragiſche tabelliren wollte, da ſie doch das Alles in Einer, und Eine in dem Allen iſt. Wiſſet Ihr nicht, daß ſie Freud' und Leid, Krieg und Frieden, Ruh' und Aufruhr, Haß und Liebe, Verſöhnung und Rache, Tod und Leben in Einem Neſte brütet? Warum zimmern alſo wohl die kindiſchen Kinder der Kunſt ſo viel hundert Käſtchen und Fächerchen, alles das aus einander zu ſondern? Wie mögen ſie ihr wohl vorſchreiben, wie ſie das all? ob ſie's einzeln, oder paarweiſe? oder die ganze Hecke auf Ein Mahl ausfliegen laſſen ſoll? Was Mutter Natur thut, das iſt

recht; was ſie paart, das iſt wohl gepaart. Daß euch die Hand nicht aus dem Grabe wachſe, weil Ihr euch an der Mutter vergreift! Wiſſet Ihr nicht, was Sokrates ſagte, daß Schmerz und Wohlluſt an ihren Enden zuſammen geknotet wären?

Da meinen ſie nun, verbiethen zu können, daß das Komiſche etwas Tragiſches, und das Tragiſche etwas Komiſches begleite, und bedenken nicht, wie ſehr einem mit dem andern oft aufgeholfen werden könne. Hat nun erſt einmahl ein Junker ſolch Sprüchlein auswendig gelernt, ſo ſpricht er darnach friſch vom Munde weg, ohne das Gefühl der Natur zu Rathe zu ziehen. Freilich hat dieß auch die leidige Theorei erſäuft. Alſo meinſt du aber doch, Menſchchen, daß dich die volle Lache, in einem und eben demſelben Nu, nicht manchmahl eben ſo durchſchauern könne, als der grimmigſte Blick des Wütherichs? Ei, Lieber! wie, wenn der Teufel zu dir träte, und dich bei voller Lache zum hölliſchen Tanz aufforderte? Dann würdeſt du ja wohl zum Teufel ſagen: Dein Anſtand iſt komiſch, und ſchickt ſich nicht für dieſe tragiſche Situation! Oder würdeſt du verlegen ſeyn, wie du dieſen Act nennen ſollteſt? Nenn' ihn doch Tragikomödie! —

Darum kenn' ich nur Ein Spiel; und das heißt Schauſpiel. Das ſey, wie es wolle! Nur gefalle es den Kindern der Natur.

II. Herzensausguß über Volks-Poesie.

Warum haben Apoll und seine Musen bloß auf dem Gipfel des Pindus ihr Wesen? Warum entzückt ihr Gesang bloß die Ohren der Götter, oder der Wenigen, welche Athem und Kraft genug hatten, die steilen Zinnen des Olymp zu erklettern? Sollten sie nicht herunter kommen und auf Erden wandeln, wie Apoll vor Zeiten unter den Hirten Arkadien's that? Sollten sie nicht ihre Strahlengewänder, bei deren Anblick so oft das irdische Auge erblindet, droben lassen, und die Natur der Menschen anziehen? Unter den Menschenkindern, so wohl in Palläſten, als Hütten, ein- und ausgehen, und gleich verständlich, gleich unterhaltend für das Menschengeschlecht im Ganzen dichten? Das sollten sie freilich! Aber wie wenig noch haben's die Deutschen Musen gethan!

Unsere Nation hat den leidigen Ruhm, — nicht gerade die weise, — sondern die gelahrte zu heißen. Der Ruhm möchte ganz schätzbar seyn, wenn's nur nicht gar zu viel Quisquilien-Gelahrtheit wäre. Dieser Quisquilien-Gelahrtheit haben wir's guten Theils zu verdanken, daß bei uns die Poesie des allgemeinen Eingangs in Ohren und Herzen sich nicht rühmen kann, den sie bei mancher andern Nation schon fand, weil wir so hoch und tief gelahrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sit-

ten und Gebräuche, all ihre Weisheit und Thorheit auswendig wiſſen, in ihren Feldern und Wäldern, Städten und Dörfern, Tempeln und Palläſten, Häuſern und Ställen, in ihren Küchen, Kellern, Boden und Zimmern, in Garderoben, Kiſten und Kaſten, und der Himmel weiß, wo alle noch ſonſt? bekannt und bewandert ſind. So ſind wir auch in unſerm Dichten und Trachten, Reden und Thun ſo fremd und ausländiſch, daß der Ungelehrte unſerer Landsleute ſelten klug aus uns werden kann. Das Schlimmſte iſt, daß wir das Alles lernen, bloß, um es zu wiſſen und dadurch zünftig zu ſeyn. Es bleibt meiſtens todtes Capital. Und wie kann auch Münze curſiren, die oft gar keinen innerlichen Werth hat, und deren Gepräge längſt aus der Mode gekommen iſt?

Dieß möchte meinetwegen überall ſo ſeinen alten Gang hingehen, nur nicht in der Poeterei. Die Deutſche Muſe ſollte billig nicht auf gelehrte Reiſen gehen, ſondern ihren Natur-Katechismus zu Hauſe auswendig lernen. Wo ſteht aber im Deutſchen Natur-Katechismus geſchrieben, daß ſie fremde Phantaſieen und Empfindungen einhohlen, oder ihre eigene in fremde Mummerei hüllen ſolle? Wo ſteht's geſchrieben, daß ſie keine Deutſche Menſchenſprache, ſondern vel quasi eine Götterſprache ſtammeln ſoll? — Götterſprache? — Daß es dem lieben Gott erbarme! — Dieſe Götterſprache, die viele unſerer Muſenſäuglinge lallen wol-

len, iſt oft nichts anders, als rauhes Löwen- und Stiergebrüll, Roßwiehern, Wolfsgeheul, Hundegebell und Gänſegeſchnatter. Anſtatt den Strom des Geſangs vom mähligen Abhange, mit diſtinctem, vernehmbaren Wohlgetön dahin ſtrömen zu laſſen, ſtellt man ſich auf eine ſchroffe Felſenſpitze, wirft, unter gräßlichen Verzuckungen, den Kopf in den Nacken, verdreht die Augen, und ſtürzt ſein Krüglein, mit unvernehmlichem, verwirrenden Geräuſche, hurlpurl hinab, und am Ende iſt's doch wohl nicht ſo viel, daß eine Mücke ſich daraus ſatt trinken kann.

Man will keine menſchlichen, ſondern himmliſche Scenen mahlen; nicht wie ſeines gleichen, ſondern wie Völker anderer Zeiten, anderer Zonen; man will oft gar, wie der liebe Gott und die heiligen Engel empfinden. Hieran, Ihr Deutſchen Dichter, nicht aber an dem kalten und trägen Publicum, wie Ihr falſch wähnet, liegt es, daß eure Gedichte nicht durch das ganze Volk gäng' und gebe ſind.

Dieſem Unheil abzuhelfen, iſt freilich kein kräftigeres Mittel, als, das ſo oft beſchrieene und citirte, aber ſo ſelten geleſene Buch der Natur zu empfehlen. Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkundige ſeine Phantaſie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen, und für dieſe das rechte Caliber zu treffen. Alsdann den Zauberſtab des natürlichen Epos gezückt! Das Alles in Gewim-

mel und Aufruhr geſetzt! Vor den Augen der Phantaſie vorbeigejagt! Und die güldenen Pfeile abgeſchoſſen! Traun, dann ſoll's anders gehen, als es bisher gegangen iſt. Wer's dahin bringt, dem verſpreche ich, daß ſein Geſang den verfeinerten Weiſen eben ſo ſehr, als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztiſche, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche, entzücken werde. Dieß ſey das rechte Non plus ultra aller Poeſie!

Hier, däucht mir, ſeh' ich manche Vers- und Theoreien-Macher mit weiſer Miene mir entgegen lächeln. Sie wollen ſagen: Daß doch nicht alle Gegenſtände, ſonderlich die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, ſo allgemein verſtändlich und behaglich ſich behandeln ließen. Mir däucht, das liebwertheſte Lehrgedicht, das Epigramm und manche andere ihres Gelichters, die in der poetiſchen Theoreien auch ihr Stühlchen haben, wollen ſo eben aufſpringen und Lärmen machen. — Liebe Leute, eure Theorei irret die Theorei der Natur ganz und gar nicht. Die Natur, wenn ich nicht gewaltig irre, weiſet der Poeſie das Gebieth der Phantaſie und Empfindung, hergegen das Reich des Verſtandes und Witzes einer andern Dame, der Versmacherkunſt, an. Jede ſoll ſich vornähmlich auf ihrem angewieſenen Grund und Boden herumtummeln. Doch will ſie beide keineswegs gänzlich trennen, und Hader unter ihnen ſtiften. Sie

mögen, als verträgliche Nachbarinnen, neben einander hauſen; mögen ſich auch wohl hier und da freundnachbarlich an Hand gehen; mögen einander Schüſſel, Topf, Beſen und Elle borgen; mögen endlich auch einerlei Sprache, die nur gleichſam im Dialect ſich unterſcheidet, reden! Im Grunde aber bleiben ſie doch von einander geſondert. Durch dieſe Grenztheilung ſoll die Versmacherkunſt an ihren Ehren und Würden im geringſten nicht gekränkt ſeyn. Sie mag eine artige Frau, und ihr Reich ein ſchönes Reich ſeyn. Welche von Beiden aber den Vortritt habe, und zu haben verdiene? wäre unpolitiſch zu entſcheiden, da die Mitglieder beider Staaten bis hierher öfters ſo hübſch friedlich und ſchiedlich hinüber und herüber zu luſtwandeln pflegten. Immer bleib' es auch künftig bei dieſer Weiſe.

Mit den Angelegenheiten der Versmacherkunſt hab' ich hier nichts zu ſchaffen. Mir liegt das Wohl und Wehe der Poeſie am Herzen. Ihre Producte wünſcht' ich insgeſammt volksmäßig zu machen. Zunächſt iſt hier von der lyriſchen und epiſchlyriſchen Gattung die Rede.

Aber der Zauberſtab des Epos, der den Apparatus der Phantaſie und Empfindung beleben und in Aufruhr ſetzen ſoll, iſt nur in wenigen Händen. Viele ſuchten und fanden ihn nicht, weil er wirklich nicht leicht zu finden iſt, und ſie ihn nicht am rechten Ort ſuchten. Wo er noch am erſten

und leichteſten zu finden iſt, das ſind unſere alten Volkslieder. Seit kurzen erſt ſind einige echte Söhne der Natur ihm hier auf die Spur gerathen.

Dieſe alten Volkslieder biethen dem reifenden Dichter ein ſehr wichtiges Studium der natürlich poetiſchen, beſonders der lyriſchen und epiſchlyriſchen Kunſt dar. Sie ſind meiſt, ſo wohl in Phantaſie, als Empfindung, wahre Ausgüſſe einheimiſcher Natur. Freilich hat die mündliche Tradition oft Manches hinzugethan und weggenommen, und dadurch viel lächerlichen Unſinn hineingebracht. Wer aber das Gold von den Schlacken zu ſcheiden weiß, wird wahrlich keinen verächtlichen Schatz erbeuten. — Und wär's denn wohl der Mühe nicht werth, daß ein Mann, mit Hemſterhuyſiſch kritiſcher Naſe, ſich darauf befliſſe, den heterogenen Anflug wegzunehmen, und die alte verdunkelte, oder gar verlorene Leſeart wieder herzuſtellen? —

In jener Abſicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberſchalle der Balladen und Gaſſenhauer, unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche, und in den Spinnſtuben gelauſcht. Selten iſt mir ein ſo genanntes Stückchen zu unſinnig und albern geweſen, daß nicht wenigſtens etwas, und ſollt' es auch nur ein Pinſelſtrich des magiſch roſtigen Colorits geweſen ſeyn, poetiſch mich erbauet hätte. Gar herrlich, und ſchier ganz allein läßt ſich hier-

aus der Vortrag der Ballade und Romanze, oder der lyriſchen und epiſchlyriſchen Dichtart, — denn Beides iſt eins! und alles Lyriſche und Epiſchlyriſche ſollte Ballade oder Volkslied ſeyn! — gar herrlich, ſag' ich, läßt er ſich hieraus erlernen.

Freilich kommt mir hier wieder die ſo genannte höhere Lyrik, die unter dieſer Gattung nicht ſtehen will, und ſich wohl recht was dünkt, quer in den Weg gelaufen. Ich kenne Werke von dieſer höhern lyriſchen Gattung, die bei alle dem ſehr volksmäßig ſind. Jene, die nicht für's Volk iſt, mag hinlaufen, wohin ſie will. Mag ſie doch für Götter und Götterſöhne den erhabenſten Werth haben! Für das irdiſche Geſchlecht hat ſie nicht mehr, als der letzte Fixſtern, deſſen Licht aus tiefer dunkler Ferne zu uns her flimmert. Dieß Urtheil würde ich ausſprechen, wenn ich auch ſelbſt ein ſolcher Götterſohn wäre, denn es mir hier mehr für's liebe Menſchenvolk, als für Götter und Götterſöhne zu thun. —

Durch Popularität, mein' ich, ſoll die Poeſie das wieder werden, wozu ſie Gott erſchaffen, und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. Lebendiger Odem, der über aller Menſchen Herzen und Sinnen hinweht! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod' aufweckt! Die Blinden ſehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Ausſätzigen rein

macht! Und das Alles zum Heil und Frommen des Menſchengeſchlechts in dieſem Jammerthale!

Von der Muſe der Romanze und Ballade ganz allein mag unſer Volk noch einmahl die allgemeine Lieblings-Epopöe aller Stände, von Pharao an, bis zum Sohne der Magd hinter der Mühle, hoffen! Unbegreiflich iſt mir's daher, wie einige Leute dieſe Muſe zu einer Aftermuſe, oder zur Zofe einer von den neun Pierinnen machen, und ihr kein anderes Inſtrument, als den Dudelſack, in die Hand geben mögen, da ſie doch das ganze unermeßliche Gebieth der Phantaſie und Empfindung unter ſich hat, da ſie es doch iſt, die den Raſenden Roland, die Feen-Königinn, Fingal und Temora, und, — ſollte man's glauben? — die Ilias und Odyſſee geſungen hat? Wahrhaftig! Alle dieſe Gedichte waren denen Völkern, welchen ſie geſungen wurden, nichts, als Balladen, Romanzen und Volkslieder. Eben daher erhielten ſie den allgemeinen National-Beifall, der ſo vielen Leutlein unbegreiflich iſt. Uns Deutſchen ſind ſie freilich nicht mehr volksmäßig; aber wir ſind auch nicht die Griechen, nicht die Italiener, nicht die Briten. Deutſche ſind wir! Deutſche, die nicht Griechiſche, nicht Römiſche, nicht Allerweltsgedichte in Deutſcher Zunge, ſondern in Deutſcher Zunge Deutſche Gedichte, verdaulich und nährend für's ganze Volk, machen ſollen. Ihr Dichter, die Ihr ein ſolches nicht geleiſtet habt,

und daher wenig, oder gar nicht geleſen werdet, klaget nicht ein kaltes und träges Publicum, ſondern euch ſelbſt an! Geb' uns Einer ein großes National-Gedicht von jener Art, und wir wollen's zu unſerm Taſchenbuche machen. Steiget herab von den Gipfeln eurer wolkigen Hochgelahrtheit, und verlanget nicht, daß wir Vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch Wenigen hinauf klimmen ſollen.

Daß Volks-Poeſie bisher vernachläſſigt, daß Ballade und Romanze ſchier verächtlich und poetiſches Spielwerk worden, daran ſind wohl hauptſächlich mit die nackigen Poetenknaben Schuld, die ſich einbilden, ſie könnten auch wohl Balladen und Romanzen machen, und dieſe Dichtart gleichſam für das poetiſche Abe halten. Da nehmen ſie das erſte das beſte Hiſtörchen, ohne allen Endzweck und alles Intereſſe, leiern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hier und da mit alten Wörtchen und Phraſen läppiſch durchſpickt, auf eine drollig ſeyn ſollende Art, mit allen unerheblichen Nebenumſtänden des Hiſtörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und ſchreiben darüber: Ballade, Romanze. Da regt ſich kein Leben! Kein Odem! Da iſt kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung, ſo wenig der Bilder, als Empfindungen! Nirgends etwas Aufrührendes, ſo wenig für den Kopf, als für's Herz! — O, Ihr guten Poetenknaben, nehmt's von nun an zu Ohren und Herzen, daß Volks-Poeſie, eben deßwe-

gen, weil ſie das Non plus ultra der Kunſt iſt, die allerſchwerſte ſey. Laßt uns nicht ferner durch das: Ut sibi quivis speret idem, verführen, um die ſprödeſte aller Muſen zu buhlen!

Ich hemme meine Herzensergießung mit dem Wunſche, daß doch endlich ein Deutſcher Percy aufſtehen, die Überbleibſel unſerer alten Volkslieder ſammeln, und dabei die Geheimniſſe dieſer magiſchen Kunſt mehr, als bisher geſchehen, aufdecken möge. Öfters hab' ich zwar ſchon mündlich dieſen Wunſch meinen Freunden geäußert, und geſagt, er ſollte weiter fortgepflanzt, und irgend Wer veranlaßt werden, ihn auszuführen. Allein bisher noch vergebens! Unter unſern Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburſchen, Keſſelführern, Hechelträgern, Bothsknechten, Fuhrleuten, Trutſcheln, Tyrolern und Tyrolerinnen curſiret wirklich eine erſtaunliche Menge von Liedern, worunter nicht leicht eins ſeyn wird, woraus der Dichter für's Volk nicht wenigſtens etwas lernen könnte. Manche davon, ſo ich gehört, hatten im Ganzen, viele in einzelnen Stellen wahres poetiſches Verdienſt. Ein Gleiches verſprech' ich mir von weit mehrern, ſo ich nicht gehört habe. So eine Sammlung von einem Kunſtverſtändigen, mit Anmerkungen verſehen! — Was wollt' ich nicht dafür geben! — Zur Nachahmung im Ganzen und gemeinen Lecture wäre ſie freilich nicht; aber für die Kunſt, für die einſichtsvolle Kunſt würde ſie eine

reiche Fundgrube seyn. Nur die Poetenknaben müßten vor allen Andern ihre, Alles betappenden Fäuste davon lassen, oder mit dem güldenen Plectrum eins drauf haben.

III. Zur Beherzigung an die Philosophunculos.

Ihr weisen ästhetischen Fliegen, die Ihr auf Shakspeare's göttliche Stirn euch setzet, euern Rüssel putzet, und nie wieder wegflieget, ohne ein kleines Denkmahl eurer Unart hinterlassen zu haben, meinet, Ihr hättet ihm großes Recht widerfahren lassen, wenn Ihr ihn wegen seiner abenteuerlichen Zauber- und Gespenster-Scenen mit der Barbarei seines Zeitalters höchstens entschuldiget habet. In einem Zeitalter, sagt Ihr, da Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Niedere an Hexen, Gespenster und ihre Alfanzereien, wie an ein Evangelium, glaubten, waren diese Vorstellungen ernsthaft und erhaben, und erschütterten, wie Religion, das Herz; aber in unserm erleuchteten philosophischen Jahrhunderte sind sie abgeschmackt, und dienen mehr zum Lachen, als zum Schrecken. Sonderbar! Da doch Ihr nähmlichen Herren den Zeus, die Juno, den Mercur, die Venus, den Amor, den Apoll, die Musen, die Minerva mit allen ihren Schulfüchsereien in andern Gedichten herumspuken lasset, ohne nur ein Wort dagegen einzuwenden.

Mein freundlichgeliebter Herr Vetter Daniel Säuberlich *) nimmt das Ding gar von einer sehr ernsthaften und religiösen Seite, und meinet, daß die poetische Bearbeitung der Hexen- und Gespenster-Geschichte den leidigen Aber- und Köhlerglauben wieder auf den Thron helfen würde. Sollte dieß eine natürliche Folge davon seyn, so wundert's mich sehr, daß in Berlin das Heidenthum noch nicht wieder in Schwang gekommen ist. —

Aber, liebe Herren, ist es denn wirklich wahr, daß euer Verstand wie ein Cherub mit flammendem Schwerte so aufmerksam vor euerm Herzen Wache hält, daß kein Eindruck von jenen Dingen eindringen kann? Ich bilde mir doch auch ein, einen solchen nicht ganz und gar finstern schlafenden Wächter zu haben; dennoch gehet mein Herz in Sturm und Aufruhr über, wann Banko's Geist Macbeth's Stuhl bei Tische eingenommen hat, oder das Gespenst Hamlet's das schrecklichste Geheimniß um Mitternacht entdecket, oder Macbeth's Hexen im unterirdischen Gewölbe um den Kessel voll Gräuel den Höllentanz tanzen und schauderhafte Geistergestalten aus dem Abgrunde herauf rufen. Um des Himmels willen! wie geht das zu? —

*) S. die Vorrede zu Nicolai's Feynem kleynen Almanach. Berlin. 1777.

Ihr, die Ihr den Wuſt der leidigen Natur durch Polychreſt-Pillen der Philoſophei wegpurgirt habt, werdet bei mir dieß Phänomenon den Dünſten eines verſchleimten Magens vermuthlich zuſchreiben. Und in der That habt Ihr nicht Unrecht. Da habe ich unglücklicher Weiſe einmahl ein Shakſpeariſches Sprüchlein:

There are more things in haeven and earth, —
Than are dreamt of in your philosophy,

verſchluckt, welches noch dieſe Stunde unverdauet, wie Blei, mir im Magen liegt, und die Wirkung aller eurer philoſophiſchen Wunder-Elixire zu Schanden macht. —

Wie, wenn nun unten im Abgrunde des Meeres Völkerſchaften und Philoſophen es gäbe, welche läugneten, daß auf der trockenen Oberfläche der Erde Menſchen wohnten, und mitleidig auf Diejenigen herab ſähen, welchen etwa einmahl ein Taucher und Perlenfiſcher unten erſchienen? Dieſe Inſtanz rühret euch freilich nicht. Denn Ihr ſeyd gleich mit der Antwort da: Da unten gibt's keine Gelehrten, keine Philoſophen, denn ſie haben ja weder Bibliotheken, noch Tinte, Feder und Papier, und wie die Werkzeuge der Gelahrtheit weiter heißen. O, daß Ihr doch aber nie aufhöret, fremde Dinge in euerm bekannten Maß und Scheffel zu meſſen! Kennet Ihr denn nur die ſichtbare Körperwelt ganz? Ich geſchweige der unſichtbaren Körperwelt. Müßt Ihr denn bei

Hexerei und Geſpenſtern gerade an Geiſter gedenken? Wie könnet Ihr mit Zuverſicht verneinen, daß es unter der Erde oder über der Erde und ihrer Atmoſphäre körperliche Geſchöpfe noch gebe, die dort ſo gut ihr Element, als wir auf Erden und in der gröbern Luft, oder die Bewohner des Waſſerreichs haben? Und iſt es denn unmöglich, daß nimmermehr ein ſolches Weſen aus Zufall oder aus Endzweck deſſen, dem kein Ding unmöglich iſt, ſich eben ſo in die niedere Sphäre herablaſſe, wie der Taucher hinunter in den Ocean? Ihr räſonnirt gemeiniglich, als ob Ihr glaubtet, daß außer dieſer ſichtbaren Körperwelt, außer Gott und ſeinen heiligen Engeln und abgeſchiedenen Seelen ſchlechterdings kein anderes lebendes und vernünftiges Weſen exiſtirte, und höret nicht auf, Alles κατ' ἀνθρωπον beſtändig zu modeln. Muß denn gerade Alles, was körperlich iſt, mit den derbeſten Püffen eure Sinne berühren? Ihr wiſſet, daß Glas und Waſſer Körper ſind; doch könnt Ihr mitten durch hinſchauen, und werdet ſie kaum gewahr. Ihr wiſſet, daß die Luft und der feinſte Äther Körper ſind; dennoch fühlet Ihr oft an keinem einzigen eurer Sinne die Berührung. Wiederum meinet Ihr, Alles, was Körper iſt, müſſe euch die Fäuſte füllen. Daher lachet Ihr, wenn die Einfalt euch erzählet, ſie habe in ihrer Kammer bei feſt verrammelten Thüren und Fenſterladen eine Geſtalt erſcheinen und wieder verſchwinden ſehen, und krä-

het: Eine ſo große Geſtalt müſſe denn alſo durch das Schlüſſelloch herein gekommen ſeyn! Lieber, ſchauet doch einmahl in den Spiegel! Ihr ſehet euer zweites Ich! Iſt das Nichts, oder iſt es Etwas! Nichts kann eure Sinne nicht berühren. Ihr wiſſet, daß es ein Etwas von zurückprallenden Lichtſtrahlen, daß es Körper iſt; könnet es aber mit keinem einzigen Sinne, als euerm Geſichte, fühlen.

Iſt es etwa Weisheit, Alles zu läugnen, was über die Kräfte und Wirkungen der euch bekannten Natur hinausgeht? Ihr hacket ja ſonſt ſo unbarmherzig auf einen Freigeiſt los, der die Dreieinigkeit Gottes, oder die Transſubſtantiation und andere Myſterien eurer Religion unbegreiflich oder widernatürlich findet, und krähet: Ja, übernatürlich iſt nicht widernatürlich! Wie viel ſoll man nun von euerm Glauben an Religions-Geheimniſſe halten, wenn Ihr die anderen, weil Ihr ſie nicht verſtehet, für Undinge ausgebet? Warum ſollen euch die Geſtalten abgeſchiedener Menſchen oder überirdiſcher Weſen nicht erſcheinen können, da Ihr an die Fortdauer der Seelen der erſten, und Wiederauferweckung ihrer Leiber glaubet? Warum ſoll es keine Wirkungen aus Urſachen geben, deren Zuſammenhang nicht in einer dicken ſchweren Hemmkette oder einem Ankerſeile euern groben Sinnen betaſtbar iſt? Ihr habt die Geſtalt des Magneten-Ausfluſſes nie mit euern Sinnen wahrgenommen; dennoch ſehet Ihr,

daß er das Eiſen an einem ſinnlichen Nichts in die Luft empor zieht.

Bis hierher habe ich euch gezeigt, daß es ſelbſt aus Gründen geſunder Vernunft nicht abgeſchmackt ſey, an ein auf dem Theater erſcheinendes Geſpenſt oder eine Bezauberung zu glauben. Aber ich will einmahl annehmen, Ihr hättet euch durch Gegengründe Trotz Allem von der Nichtigkeit ſolcher Erſcheinungen überzeugt, ſollten alsdann Shakſpeare's Zauber- und Geſpenſter-Scenen abgeſchmackt und lächerlich ſeyn? Ich ſage nein! Selbſt den Wenigſten unter euch, ſo ſehr auch euer Eigenſinn oder eure Vernunft von der Nichtigkeit überzeugt ſeyn mag.

Gottlob! Des Menſchen Herz iſt ſtärker, als ſeine Vernunft. Trotz allen Philoſophemen eures Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchſchauert es alle eure Gebeine, wann Ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt. — — —

2.

Die Republik England *).

A Tale of the times of old! The deeds of days of other years!
Ossian.

In der Vergangenheit ſpiegelt ſich manche Erſcheinung der Zukunft; obgleich dämmernd und täuſchend auch für das Auge des ſchärfſten Sehers. Dennoch mißbilligt die Vernunft keinesweges das aus den matten Wiederſtrahlen von der Phantaſie zuſammen geahndete Bild, und ſie verbeuth auch alsdann noch die Verſpottung desſelben, wenn ſchon der folgende Tag eine ganz andere Geſtalt der Dinge aufklärt. Nur die unerfüllten Weißagungen hochtrabender politiſcher Dünklinge, unwiſſender und gedankenloſer Prunkredner, thörichter Glückwünſcher, wuthblinder, vorlauter Parteigänger und ehrloſer Schmeichler ſtrafet am Ende mit Recht ein lautes Hohngelächter.

Die großen und ungemeinen Erfahrungen der jüngſt

*) Abgedruckt aus den Politiſchen Annalen. Herausg. von Chriſtoph Girtanner. Berlin. 1793. 1. Band. S. 34 und 230. 2. Band. S. 121. 3. Band. S. 297.

D. H.

durchlebten Zeiten; die gänzliche Umwälzung eines uralten monarchiſchen Staates; die Entthronung und Gefangennehmung eines vor kurzen noch ſo hochgebiethenden Königs; die Muth- und Kraftäußerungen einer kaum geborenen Republik, mitten in ermüdenden Factionsſtürmen; der hochdrohende und vielverſprechende Eindrang zahlreicher, alttapferer, waffengeübter Kriegsheere, unter Führern ohne Furcht und ohne Tadel, in das Gebieth der Neugeborenen, gegen angeblich zuſammengelaufene, zucht- übungs- und führerloſe Haufen; gleichwohl ein unerwartet früher Rückzug jener, ein unerwartet raſcher Nachdrang und Einfall dieſer in mehrere feindliche Länder, begleitet von ſieg- und glorreichen Hauptſchlachten und Eroberungen: alle dieſe und mehrere Erfahrungen erinnern an den kurzen, aber höchſt merkwürdigen Zeitraum der Britiſchen Geſchichte, da England eine Republik war, und Großthaten, wie weder vor, noch nachher, vollbrachte. Es ſey uns erlaubt, hiervon ein Gemälde, jedoch nur nach ſeinen Hauptzügen, zu entwerfen, ohne irgend einen andern Zwang, als den uns Vernunft und Geſchmack auflegen; ein Gemälde zu reifem und heilſamen Nachdenken für Jedermann, ſonderlich diejenigen, die mit Schwert oder Feder an den neueſten Begebenheiten Theil nehmen.

Der alte Asiatische Glaube der Könige, daß sie ihre Kronen unmittelbar nur von Gottes, nicht aber des Volkes Gnaden tragen, daß ihnen Länder und Völker eben so erb- und eigenthümlich gehören, als dem reichen Nabal seine Äcker und Wiesen, sammt den darauf weidenden Herden, daß sie wohl Herrscherrechte, nicht aber Herrscherpflichten auszuüben, oder anstatt dieser höchstens beliebige Gnaden zu verspenden haben, — ein Glaube, so oft genährt und gestärkt durch unselige Lob- und Dankopfer tiefgesunkener Menschheit! — zahllose Mißgriffe und Unthaten, die dieser Glaube gebar; unverantwortliche Neuerungen wider die Grundverfassung des Staates; tief gehende Anstalten, alle Volksfreiheit in geistlichen, wie in weltlichen Sachen umzustürzen, um auf ihren Trümmern den Thron willkürlicher Gewalt zu erheben; arglistige Unterhandlungen und verdammliche Verträge zu diesem Endzwecke geschmiedet, und zu eben demselben treulos wieder gebrochen; Verschwendungen des Blutes, wie des Gutes seiner Völker; beleidigender Despoten-Hochmuth und unweiser Starrsinn selbst noch im äußersten Gedränge zahlreicher, bewaffneter, mächtiger, siegreicher, und gleichwohl mehr, als Ein Mahl, Frieden, aber auch Freiheit verlangender Staatsbürger; hierzu noch Gefahr drohende, durch erlaubte Anmaßungen kundgewordene Ränke und Bestrebungen Solcher, deren unedle Selbstsucht bei uneingeschränkter

Königsgewalt zu gewinnen hoffte: ſolche und ähnliche Urſachen waren es, welche Karl den Erſten, König von England, Schottland und Irland, endlich auf das Blutgerüſt gebracht hatten. Umſonſt verwendeten ſich eifrigſt die Mächte Frankreich und Holland, umſonſt laut ſchreiend die Nation der Schotten, umſonſt tief flehend die Königstochter, ſeine Gemahlinn, bei'm Parlamente, und ſein Sohn bei der Armee, umſonſt überall ſeine nicht wenigen Anhänger zu ſeiner Rettung. Sein unglückliches Haupt fiel am 30. Januar, 1649, unter dem Beile des oberſten Volksgerichtes. Ohne jenen heilloſen Glauben und ſeine Ausbrut hätte Karl ſeine Herrſcherbahn im Glanze des Glückes und mancher perſönlichen Tugenden, die ihm auch ſeine bitterſten Feinde nicht abſprechen, vollenden können.

Schon vor dieſer furchtbaren Kataſtrophe hatte das Haus der Gemeinen von England, unterſtützt durch ein republikaniſch geſinntes Kriegsheer, und geſäubert von ſolchen Mitgliedern, welche, anſtatt des einen zu ſtürzenden Götzen der Tyrannei, nur einen andern aufzuſtellen getrachtet, feierlich anerkannt und ausgeſprochen: Daß nächſt Gott das Volk die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt auf Erden ſey; daß die zu einem Parlamente verſammelten Gemeinen von England, als gewählt vom Volke und das Volk vorſtellend, die oberſte National-Gewalt in Händen haben, und endlich,

daß Alles, was von den zu einem Parlamente verſammelten Gemeinen von England als Geſetz erkläret und ausgeſprochen worden, auch ohne Einwilligung und Beitritt des Königs und des Hauſes der Peers, geſetzliche Kraft für das ganze Volk habe.

Kaum war daher durch Vollziehung des Bluturtheils der Thron erledigt, als eine Verordnung des Hauſes verboth, irgend einen Einzelnen zum Könige über England auszurufen. Sogleich verſchwanden von allen öffentlichen Gebäuden das königliche Wapen, und von allen öffentlichen Schriften die königlichen Titel. Umgeſtürzt lag zu gleicher Zeit das Standbild des Königs auf der Börſe, und auf dem Fußgeſtelle erſchienen die Worte: „Im erſten Jahre der durch Gottes Gnade wieder hergeſtellten Freiheit.„ Die Lehns- und Huldigungseide wurden abgeſchafft. Ein neu verfertigtes großes Siegel führte die Umſchrift: „Das große Siegel von England.„ Der Münzſtämpel erhielt, anſtatt ſeines monarchiſchen Anſehens, ein republikaniſches, mit der Umſchrift: „Die Republik England.„ Damit durchaus kein Reitz übrig bliebe, die Freiheit der Republik von neuen anzutaſten, ſo wurden nicht nur die Kronländereien und Gefälle von Lehngütern, ſondern auch die Regalien, die koſtbaren Geräthſchaften der königlichen Palläſte, und über-

haupt jeder Gegenstand des monarchischen Aufwandes zum öffentlichen Verkauf ausgestellet.

Während des ganzen Jannuar-Monaths hatten die Lords nur gerichtliche Zusammenkünfte gehalten, und sich um die gewaltigen Staatshandlungen der Gemeinen nicht bekümmert. Am zweiten Februar aber wandten sie sich an die Gemeinen mit der Bothschaft, wie sie neun Personen aus ihrer Mitte ernannt hätten, um gemeinschaftlich mit einer verhältnißmäßigen Anzahl aus dem Unterhause eine Regierungs-Verfassung für England und Irland festzusetzen. Eine solche Theilnahme an der Gesetzgebung wollte der demokratische Geist der Gemeinen keinem Privilegirten, als solchem, gestatten; und drei Tage hinter einander gingen die Bothen der Lords vergeblich, ohne auch nur vorgelassen zu werden. Am vierten endlich wurde die Sache in Überlegung genommen, und zuförderst die Frage: Ob das Haus der Peers an der Gesetzgebung Theil haben sollte? mit vier und vierzig Stimmen gegen neun und zwanzig verneinet, hierauf aber einmüthig beschlossen, daß ein solcher Staatskörper als unnütz und gefährlich vernichtet werden müsse. Diesem Beschlusse trat unmittelbar der folgende nach: „Belehrt durch die Erfahrung, erkläre das Haus, wie das Amt eines Königs über diese Nation, und die Ausübung desselben durch einen Einzelnen, als unnütz, lästig und gefährlich für Freiheit, Sicher-

heit und öffentliche Wohlfahrt der Nation, abgeſchafft werden müſſe.„ Beide Beſchlüſſe wurden in beſondere Verordnungen gebracht. Die Gemeinen maßten ſich ſo wohl die geſetzgebende, als vollziehende Staatsgewalt an; nannten ſich von nun an, ſtatt Haus der Gemeinen, das Parlament der Republik England, und errichteten einen Staatsrath, welcher nach den ihm von Zeit zu Zeit zu ertheilenden Vorſchriften verfahren ſollte. Dieſer beſtand aus neun und dreißig Perſonen; die ganze Verſammlung der oberſten Gewalthaber hingegen aus nicht mehr, als der geringen, oft verſpotteten und bewitzelten Anzahl von neunzig.

Einige Anhänger der Königspartei, beſonders drei Anführer derſelben im letzten Bürgerkriege, der Herzog von Hamilton, der Graf von Holland und der Lord Cappel, wurden durch ein zweites hohes Blutgericht für die Sicherheit der jungen Republik dem Tode geweihet. Die allzu werthloſen Häupter der beiden Erſten fielen, von keiner Partei bedauert. Der Letzte, ehemahls ein Verfechter der Freiheit, nachher aber durch Gnadentitel für die Hofſache erkauft, iſt gleichwohl immer von Solchen hochgeprieſen worden, denen Übermuth für Geiſteshoheit, Aberglaube für Religion, und halsſtarrige Anhänglichkeit an beſonderm Intereſſe für Vaterlandesſinn gelten.

Außer der eigentlichen Hofpartei und denjenigen Pres-

byterianern, die zwar Gegner der Königs- und Bischofsgewalt waren, aber doch gegen die ihnen verwandte Partei der Independenten *) dem Staate ihr eigenes hierarchisches

*) Die Secte der Independenten, die aus dem Schooße der Presbyterianischen oder reformirten entsprang, verwarf Kraft ihres Nahmens alle Kirchengewalt, als eine Mutter der ärgsten Tyrannei, die der klaren Vorschrift des Evangeliums widerspräche. Sie wollten von keiner kirchlichen Rangordnung, keiner Priesterherrschaft, keiner Einmischung weltlicher Obrigkeit in geistliche Angelegenheiten, keiner Proselytenmacherei zu irgend einem Lehr- und Glaubens-System etwas wissen. In ihren Versammlungen sollte Jeder dem Andern gleich, Keiner dem Andern untergeordnet seyn. Zwischen Priestern und Laien sollte kein förmlicher Unterschied obwalten. Berufungen, Einführungen und Einweihungen durch Auflegen der Hände wurden von ihr für politische Fallstricke angesehen. Die bloße Wahl der Gemeinen war zum Priesterthum hinreichend. Die religiöse Duldung, diese in hellern Zeiten von den Groß- und Edelgesinnten jedes Glaubens anerkannte Tugend, hat ihren Ursprung den Independenten zu verdanken. Sie haßten alle kirchliche Tyrannei und Verfolgung. Die bigotten Presbyterianer hingegen hielten die Duldung für Seelenmord, und glaubten, jede Abweichung von ihrer Lehre als Ketzerei ausrotten zu müssen. Sie bedroheten und drängten daher ihre anders denkenden Mitbrüder eben so, als sie ehemahls von der bischöflichen Kirche bedrohet und bedrängt worden waren, worüber sie sich doch so laut beklagt hatten. Die Independenten behaupteten Kraft des Evangeliums und der gesunden Vernunft, Jedermanns Gewissen sey in Glaubenssachen frei, Jedermann dürfe die heilige Schrift nach Maßgabe seiner Kenntnisse und Einsichten auslegen. Die Lehre der Nichtdul-

Joch aufzulegen trachteten, ſollte dieß auch nicht anders, als durch Frieden und Vereinigung mit der Krone geſchehen können, hatte das Parlament Anfangs ſelbſt von den eifrigſten Bekennern der Freiheit und Gleichheit nicht wenig zu fürchten. Schon längſt hatte ſich, beſonders unter den Truppen desſelben, eine Anzahl ſolcher Eiferer zuſammen gethan, die ſich ſelbſt Republikaner, (Commonwealth'smen,) nannten, von ihren Gegnern aber den Spottnahmen der Gleichmacher, (Levellers,) erhielten, um ſo wohl ſie ſelbſt, als ihre für ſchwärmeriſch und unausführbar gehaltenen Grundſätze, ohne mühſamen Gegenbeweis, lächerlich zu machen. Erwägt man jedoch dieſe Grundſätze, ſo wie ſie uns die Geſchichte

---

dung rechtfertige überall jede Religionsverfolgung, ſo gut die der Heiden gegen die Chriſten, der Papiſten gegen die Proteſtanten, der Episcopalen gegen die Presbyterianer, als dieſer gegen die anders Geſinnten. Wenn die Presbyterianer geiſtlichen Gehorſam predigten, ſo geriethen ſie mit ihren eigenen Handlungen in Widerſpruch, und ſprächen ihrer Widerſetzung ehemahliger Tyrannei ſelbſt das Urtheil der Verdammung. — Zu den Presbyterianern hielt ſich die ganze Nation der Schotten, unter welcher ihre Grundſätze herrſchten. Alles, was davon abwich, geſellte ſich zu den Independenten, die, ſo bald das Anſehen der gemeinſchaftlichen Feinde unter der Krone und Biſchofsmütze fiel, ihr Haupt für ſich allein erhoben. Vermöge einer natürlichen Verwandtſchaft zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Freiheit verband ſich mit ihnen auch die Partei der Republikaner.

überliefert hat, ſo verkannten die Levellers wohl nicht den von Gott und Natur ſchon eingeführten, Jedermann von ſelbſt in die Augen ſpringenden Unterſchied geiſtiger ſo wohl, als körperlicher Kräfte und Geſchicklichkeiten der Menſchen, und eine nothwendig daraus entſpringende Ordnung, die den Einen über den Andern hinwegſetzt, und Dieſen von Jenem abhängig macht. Es ſchien vielmehr nur, daß ſie das große Problem der Staatskunſt löſen wollten, bei aller, ohne die Allmacht des Schöpfers nie zu hebenden Ungleichheit der Menſchen, dennoch jedem Einzelnen diejenigen Rechte möglichſt zu ſichern, die das höchſte Weſen wirklich und unläugbar Allen mit gleicher Wage zugetheilt hat, und ſolcher Geſtalt, ohne Nachtheil dieſer, den Gang und die Ordnung der großen Natur auch im Staate aufrecht zu erhalten. Da nun aber ſchon der verſchiedene Werth, welchen der Staat den Perſonen, wenn auch noch ſo weiſe und unparteiiſch, nach Maßgabe der von der Natur erhaltenen, oder durch Tugend erworbenen Vorzüge aufprägt, und nothwendig aufprägen muß, jenen allgemein gleichen Rechten gefährlich und nachtheilig werden kann, weil dadurch die ohnehin ſchon überwiegende Naturſchale noch mehr niederſinket: ſo glaubten ſich die Levellers um ſo mehr berechtigt, alle willkürlichen und erblichen Auszeichnungen der Menſchen für Gebrüte der entſchiedenſten Selbſtſucht auszugeben, die von

den zerstörendsten Folgen für das Wohl und die Würde des Menschengeschlechtes seyn müßten. Sie meinten, es würde dadurch der Naturordnung schnurstracks entgegen gearbeitet; die Gesetze ihres großen und weisen Urhebers würden über den Haufen geworfen; der Schwächling würde nur allzu oft dem Starken, der Thor dem Weisen, der Böſewicht dem Tugendhaften zum Gebiether gesetzt, und das, was kaum werth gewesen wäre, ein Schuhriemen zu seyn, schlänge sich, von Erbrechts wegen, als Diadem um das Haupt des Staates.

Die ruhige, unparteiische Muse der Geschichte überläßt es der Weltweisheit und deren Tochter, der Staatsklugheit, über die Wahrheit und Anwendbarkeit solcher Grundsätze zu entscheiden, um ungekränkt und ungehindert von Usurpationen, lediglich durch unbefangene Erzählung dessen, was die Menschen gedacht, gesagt und gehandelt haben, unterrichten zu können. Daß indessen die Levellers nicht Alles gleich gemacht wissen wollten, dessen Gleichmachung der Natur, und einer echten, edeln, nach ihrem großem Vorbilde anordnenden und handelnden Staatskunst widerspricht, das scheinen ihre so wohl mündlichen, als schriftlichen Erklärungen zu beweisen, nach welchen die Gesetzgebung keinesweges befugt seyn sollte, die Güterbesitzungen der Staatsbürger gegen einander auszugleichen, das Privat-Eigenthum aufzuhe-

ben, oder alle Habe gemeinſchaftlich zu machen. — So viel mußten wir ſagen, damit die Sache der Levellers bei Niemanden unter ihrem Nahmen litte.

Schon im Jahre 1647, ehe noch der König aus den Händen der Parlaments-Armee nach der Inſel Whigt entflohen war, hatten ſich die unter derſelben befindlichen Levellers gegen einen nachtheiligen Vergleich mit dem Könige erkläret, welchen, nebſt andern Häuptern, der große Heuchler Oliver Cromwell, der den Eifer für die gute allgemeine Sache ſchändlicher und gefährlicher, als je ein Sterblicher nur immer zu lügen befliſſen war, zu Erreichung ſelbſtſüchtiger Endzwecke zu ſchließen getrachtet hatte. Damahls aber hatte die kühne Entſchloſſenheit dieſes Mannes durch unerwartete und übereilende Gewaltthaten die Partei in Schrecken geſetzt, und zu ſchweigendem Gehorſam gezwungen. Ob nun gleich der Vertrag nicht zu Stande kam, und Cromwell Ton und Geberde umwandeln mußte, ſo wußte er dennoch ſeine That dem Parlamente als glückliche Unterdrückung einer gefährlichen Meuterei vorzuſtellen, und durch Zuſtimmung ſeiner Anhänger ſich die höchſten Lobpreiſungen desſelben dafür zu erheucheln.

Nach den Veränderungen aber, die ſeit kurzen ſo wohl in Anſehung des Königs, als des Parlamentes, vorgegangen waren, erhoben die Levellers ihre Häupter von neuen,

und erklärten laut ihr Mißfallen ſo wohl an der oligarchiſchen Staatsverfaſſung, als an der ungetheilten Gewalt, welche das Parlament ſich angemaßt hatte. Schon unmittelbar nach dem Beſchluſſe desſelben, gegen das Leben des Königs zu verfahren, hatten der berühmte General, Lord Fairfax, und der Officierrath von der Armee dem Hauſe der Gemeinen eine von verſchiedenen Artikeln begleitete Bittſchrift für eine neue Staatsgrundverfaſſung überreichen laſſen. Sie hatten verlanget, die oberſte Gewalt ſollte in den Händen einer Verſammlung von vier hundert Stellvertretern des Volkes ſeyn. Dieſe ſollten alle zwei Jahre von den Grafſchaften, Städten und Flecken nach einem gleichern Verhältniß mit der Anzahl der Wahlmänner, als das bisherige, gewählt werden. Alle Eingeborenen und Eingebürgerten England's, die kein Almoſen, oder Dienerlohn empfingen, ſollten ein Stimmrecht zur Wahl haben. Kein Mitglied eines Staatsrathes, kein Officier beſoldeter Truppen zu Hauſe oder im Felde, kein Caſſier oder Einnehmer öffentlicher Gelder ſollte, als ſolcher, fähig ſeyn, zum Stellvertreter gewählt zu werden. — Dieſen Hauptpuncten waren noch einige ſchickliche Einſchränkungen der oberſten Gewalt, einige Maßregeln der Vorſicht gegen die Anhänger des Königs, welche zu der erſten und zweiten Stellvertretung mitzuſtimmen hatten, und endlich auch Vorſchläge zur Begründung religiöſer

Freiheit beigefüget. Die Schrift führte den Titel: „Die Übereinkunft des Volkes,„ und war gleichen Inhalts mit einer andern Übereinkunft, womit die Levellers ſchon ehedem hervorgetreten waren.

Ähnliche Vorſtellungen und Bittſchriften vermehrten ſich nach der Hinrichtung des Königs. Allein das Parlament, von der Geſchichte das lange genannt, verrieth nicht die mindeſte Neigung, die gewaltige ſo lange geſpielte Rolle aufzugeben und aus einander zu gehen, ob dieſes gleich nach den Vorſchlägen der Armee am letzten Aprill-Tage, 1649, geſchehen ſollte. Vielmehr fiel es mit dem ganzen Gewichte ſeines Anſehens über diejenigen her, die es wagten, ſein Verfahren zu mißbilligen. Der Partei gebrach es gleichwohl nicht an Muth und Standhaftigkeit. Lilbourn und noch drei Häupter derſelben waren wegen einer Flugſchrift: „England's zweite Ketten,„ eingezogen. Eine Bittſchrift, unterzeichnet von zehn tauſend Perſonen, beſchwerte ſich über den willkürlichen Einfluß von drei oder vier Großen bei der Armee auf die oberſte Nationalgewalt, und verlangte, daß die Regierung von ihrem geſetzwidrigen Verfahren gegen die Eingezogenen abſtehen ſollte. Sie wurde von einer weiblichen Bittſchrift gleichen Inhalts begleitet. Lilbourn und ſeine Gefährten hatten ſogar noch in ihrer Gefangenſchaft die Kühnheit, eine Erzählung von dem, was zwiſchen ihnen und dem Staats-

rathe vorgegangen war, nebſt einem neuen Conſtitutions-Entwurfe, unter dem Titel: „Übereinkunft des freien Volkes von England„ drucken zu laſſen. Dieſer Entwurf zeichnete ſich vor allen andern aus, und enthielt Ideen zu Abſtellung mancher Mißbräuche, die England noch bis auf den heutigen Tag drücken. Allein alle dieſe und ähnliche Bewegungen vermochten die Regierung nicht, mildere und billigere Maßregeln zu nehmen. Man verfuhr mit Einkerkerungen, militäriſchen Leibes- und ſogar Todesſtrafen, ſelbſt gegen bloße Bittſteller, als wären ſie Aufwiegler. Ein ſolches, dem Freiheitsgeiſte ſo ſehr widerſtrebendes Verfahren reitzte die Levellers, ſich bis auf fünf tauſend, größten Theils alte geübte Krieger zu Burford zu verſammeln. Dieſe Vereinigung hätte der Regierung ſehr gefährlich werden können, wenn die Mißvergnügten nicht durch Cromwell's Verſicherung, daß den Feindſeligkeiten gegen ſie noch Anſtand gegeben werden ſollte, ſich hätten hintergehen laſſen. Denn unvermuthet ließ der wortbrüchige Heuchler mit einer ungleich ſtärkern Anzahl ſeiner Truppen ſie überfallen, und bewirkte dadurch ihre gänzliche Niederlage.

Die ſchnelle Zerſchmetterung einer ſo muth- und kraftvollen Gegenpartei bekleidete die neue Regierung mit Glanz und Schrecken. Bald fühlte ſie ſich nun ſtark genug, den Stürmen, die in Irland tobten, mit Nachdruck Stillſchwei-

gen und Gehorſam zu gebiethen. Um aber die Größe des Geſchäftes, das hier zu vollbringen war, gehörig zu beurtheilen, müſſen wir einen Schritt in die Vergangenheit zurück thun, und die bisherige Lage der öffentlichen Angelegenheiten daſelbſt mit einigen Zügen darſtellen.

Die Urbewohner Irland's lebten bis auf ſehr neue Zeiten herab als rohe Barbaren, ohne Cultur, ohne eine der Menſchheit würdige Staatsverfaſſung. Entblößt von nützlichen Kenntniſſen und Künſten, zerſplittert in mehrere einzelne Stamm- und Geſchlechtshaufen, wurden ſie willkürlich von Oberhäuptern beherrſcht, die auf Lebenszeit aus den Vornehmern ihrer Gauen gewählt wurden. Nichts, weder ihre Ländereien, noch Wohnungen, weder ihre Weiber und Kinder, noch ſelbſt ihre Perſonen, gehörten ihnen eigenthümlich. Mit allen konnte das Oberhaupt nach unumſchränktem Belieben ſchalten; und was es konnte, das that es. Über einem ſolchen Volke brüteten noch dazu papiſtiſcher Aberglaube und Bigotterie mit erſtickenden Flügeln.

Die größten Theils durch Engliſche Privatunternehmer vollbrachte Eroberung Irland's für die Britiſche Krone mußte daher wohl ſeinen übelberathenen Einwohnern zu großem Glücke gereichen. Schmälerte gleich die Menge neuer Anſiedelungen den rauhen, bisher ſo ſehr verwahrloſeten Boden, ſo wurde ihnen doch dieſer Verluſt durch Unterricht im

Land- und Hausbau, in Manufacturen und andern Künſten der Geſittung, vornähmlich aber durch eine den Menſchenrechten und allgemeinen Anſprüchen auf Wohlſeyn gemäßere Staatsverfaſſung reichlich vergolten. So blind aber war ihre Vorliebe für den alten ehrloſen Zuſtand, — eine an entadelten Sclaven, leider! ſo häufige Erſcheinung, — ſo boßhaft ihre Schelſucht über die durch Kunſt und Fleiß veredelten Beſitzungen der eingewanderten Engländer, ſo vernunftlos ihr Haß gegen den, unter dieſen bald ziemlich allgemein ausgebreiteten Proteſtantismus, daß ſie nicht ſelten gegen die Britiſche Oberherrſchaft ſich zu empören verſuchten. Dennoch war dieß im Ganzen kein Hinderniß einer gerechten und edelmüthigen Behandlung nach Engliſchen Geſetzen, wenn gleich die Statthalter zwiſchen durch ſich einzelne Abweichungen hiervon erlauben mochten. Die Ausübung der Römiſch-katholiſchen Religion wurde nicht nur geduldet, ſondern ſogar auf mancherlei Weiſe begünſtigt, da die Könige aus dem Hauſe Stuart den Grundſätzen derſelben keinesweges abgeneigt waren.

In den neueſten Zeiten, und als der Kampf zwiſchen Deſpotismus und Freiheit unter Karl I. bereits begonnen hatte, ſtiegen, durch mancherlei Umſtände befördert, die Begünſtigungen ſo hoch, daß den Irländern in Anſehung weltlicher und geiſtlicher Freiheit, und des daraus entſpringen-

den Segens des Wohlſtandes, des Friedens und der Sicherheit kaum noch etwas zu wünſchen übrig blieb. Handel und Manufacturen blühten; Staatsauflagen und Beiträge waren dem glücklichen Volke kaum dem Nahmen nach bekannt; die Natur, unterſtützt von der fleißigen Kunſt, ſchmückte den fruchtbaren Boden mit neuer Schönheit; und den Genuß aller dieſer Wohlthaten würzte das Bewußtſeyn der Dauer, welche das Geſetz ihm verliehen hatte. Alle Bewohner Irland's, die alten ſo wohl, als die neuen, die Katholiken nicht minder, als die Proteſtanten, waren gleiche Theilnehmer dieſer Vortheile. Gemeinſchaftliches Intereſſe lockte nunmehr zur Eintracht; geſelliger Umgang, Heirathen, Verſchwägerungen kamen gegen die lange Trennung und Feindſeligkeit der Gemüther zu Hülfe. Denn vernichtet waren die alten Geſetze und Vorurtheile, die dergleichen den Engländern um deßwillen unterſagten, damit ſie nicht von der Irländiſchen Barbarei angeſteckt würden. Alles ſchien ſich in ein einziges, verwandtes, glückliches und zufriedenes Volk zuſammen zu ſchmelzen.

Das wäre es wirklich geweſen und geblieben, hätte nicht unduldſame, ehr- herrſch- und habſüchtige Pfafferei, dieſe Mordpeſt der menſchlichen Geſellſchaft, den Segen in Fluch verwandelt. Durch ſie verleitet, faßten zuerſt ein gewiſſer Roger More, arm an Vermögen, aber aufgeblaſen von

Hochmuth wegen alter vornehmer Abkunft, und Owen O'Neal, Oberſter eines Irländiſchen Regiments in Spaniſchen Dienſten, den Anſchlag, die Engländer, beſonders die Proteſtanten, aus Irland zu vertreiben, und das Reich von England ganz unabhängig zu machen. Sie theilten ihren Entwurf zuvörderſt zwei andern liederlichen Abenteurern, dem Lord Macguire und Sir Phelim O'Neal, hierauf aber allen alt Irländiſchen Oberhäuptern mit, die denſelben ſogleich annahmen, als ſie hörten, daß Owen O'Neal funfzehn Tage nach dem Aufſtande mit ſeinem papiſtiſchen Regimente zu ihnen ſtoßen würde. Über dieß verſicherte More: Die papiſtiſchen Engländer eines gewiſſen Bezirkes, der Pfahl, (the Pale,) genannt, würden mit ihnen ſeyn; die Irländiſchen Officiere würden ſie mit Arm und Schwert, der Pabſt aber mit Geld unterſtützen; der Cardinal Richelieu habe mächtigen Beiſtand von Frankreich, und der Spaniſche Geſandte Hülfe von Spanien aus verſprochen. Es wurde daher beſchloſſen, daß Einige ſich des feſten Schloſſes zu Dublin bemächtigen ſollten, indeſſen die Übrigen die Schlöſſer und feſten Plätze in den Provinzen wegnähmen. Am 22. October, 1641, als dem Tage der Ausführung, war Dublin mit Verſchworenen erfüllt. Die Britiſche Regierung daſelbſt, welche damahls von zwei Perſonen, Sir William Parſons, und Sir John Borlaſſe, unter dem Titel: Rich-

ter, (Lords Justices,) verſehen wurde, hatte zwar von einem großen Unternehmen, womit die Irländer ſchwanger gingen, entfernte Winke erhalten, allein, getäuſcht durch den Anſchein der echteſten Harmonie zwiſchen Papiſten und Proteſtanten, derſelben nicht geachtet. Ein Irländiſcher Proteſtant, Nahmens O'Conolly, verrieth endlich das ganze ihm anvertrauete Geheimniß noch ſo eben vor der Ausführung. Die Richter retteten ſich ſogleich auf das Schloß, verſtärkten Beſatzung und Wachen, und ließen Lärm in der Stadt ſchlagen. Zwei von den Rädelsführern, Macguire und Macmahon, wurden ergriffen. Das Geſtändniß eines allgemeinen Aufſtandes und Mordes wurde von dieſen Böſewichtern erpreßt, früh genug zwar, um Dublin noch zu retten, allein zu ſpät, die Ausführung in den übrigen Provinzen zu hemmen. Sir Phelim O'Neal und die übrige hölliſche Bande vollbrachten mit einer barbariſchen Pünctlichkeit die Gräuel, wozu ſie ſich verſchworen hatten. Man bemächtigte ſich der Perſonen, der Wohnungen, der Herden, kurz aller Habe der Engländer. Dann erfolgte ein allgemeines entſetzliches Blutbad. So wenig des Vornehmen, als des Geringen, ſo wenig des Kindes, als des Greiſes, ſo wenig des Weibes, als des Mannes wurde geſchont; über Alles ſchwang die fanatiſche Wuth ihr Mordſchwert. Umſonſt beriefen ſich die unglücklichen Schlachtopfer auf die

heiligen Bande der Menſchlichkeit, der Gaſtfreundſchaft, der Blutsvermiſchung; umſonſt auf die holden Pflichten des geſelligen Umgangs. Nachbarn, Haus- und Tiſchgenoſſen, Freunde, Verwandte verſagten nicht nur Schutz und Rettung, ſondern erhoben ihre Hände ſelbſt zu den Streichen des Todes. Umſonſt flehte der fromme Sohn für ſeinen dem Tode geweiheten Vater; er ſelbſt wurde in ſeiner Blüthe geopfert. Umſonſt ſuchte die liebende Mutter für ihre hülfloſen Kinder das eiſerne Herz des Mörders zu erweichen. Dieſe wurden vor ihren Augen erſt abgeſchlachtet, und dann erfuhr ſie eben dasſelbe Schickſal. Das Weib, wehklagend um den zerſtümmelten Gatten, erlitt einen nicht minder ſchrecklichen Tod, als den, welchen ſie bejammerte. — Bei bloßem reinen Morde blieb es nicht. Grauſamer Muthwille ſchuf ihn zu einem Spiel um, das die Phantaſie eines Teufels nicht empörender hätte ausſinnen können, zu einem Spiele, woran ſich ſelbſt Weiber und Kinder theilnehmend ergetzten. Denn Pfaffen ſtellten die Ermordung der Engländer als das verdienſtlichſte Werk, als das ſicherſte Verwahrungsmittel gegen das künftige Fegefeuer dar; Pfaffen ermahnten das Volk mit thränenden Augen, das Land von dieſen erklärten Feinden des Chriſt-katholiſchen Glaubens zu ſäubern. Kein Sacrament wollten ſie mehr ertheilen, wofern irgend Jemand geſchont würde. Auf dieſe Weiſe

konnten ſich die Mörder der Menge ihrer Erſchlagenen rühmen, und ihren Schritt aus dieſem Leben für den nächſten in's Himmelreich halten. Ein Abt konnte ſagen, er wollte nicht des Himmels Gnade, ſondern nur ſeine Gerechtigkeit für den glücklichen Erfolg der blutigen Unternehmungen ſeiner Glaubensgenoſſen anrufen.

Ungern reget zwar die Geſchichte das Andenken an Gräuel auf, welche das Moos des Alterthumes nunmehr bedecket; ungern peinigt ſie damit fühlende Menſchenherzen in mildern Tagen der Aufklärung und Duldung. Allein ein würdiger und großer Zweck gebeuth ihr, dieſen allgemeinen zu flachen Umriß jener Mordſcenen noch mit einigen Pinſelſtrichen zu erheben. Das Ungeheuer, welches ſolche Unthaten in Irland, wie in ſo vielen andern Ländern des Erdbodens gebar, iſt heute noch keinesweges gänzlich vernichtet, ſondern von der Fackel der Vernunft nur in das Dunkel ſeiner Höhle zurück geſcheucht. Schweigend lauert es daſelbſt ſo lange, bis es ſeinen, jetzt nur etwas behuthſamer predigenden Apoſteln gelinget, die heiligen Nahmen der Aufklärung, der Duldſamkeit, der Freiheit und des Menſchenrechtes bei den Achtloſen, den Schwachſinnigen, den Engbrüſtigen durch Blasphemieen lächerlich oder verhaßt zu machen, damit des himmliſchen Lichtes und Feuers nicht mehr ſo ſorglich gepflegt, und unter dem Schleier der heran ſchlei-

chenden Nacht die Menſchheit deſto bequemer wieder an geiſtliche und weltliche Tyrannei verrathen werden möge. Daher treibt hier die Geſchichte nicht ein Spiel des müßigen Pinſels, ſondern ein ernſtes Geſchäft, die Guten zu warnen, und die Böſen wo möglich zu ſchrecken.

Einige tauſend Engländer und Proteſtanten wurden in ihren Häuſern verbrannt; andere nackend mit Schwertern und Spießen vorwärts in Ströme geſtachelt. Manche wurden gefeſſelt in Grüfte geworfen, um mit Muße daſelbſt zu ſterben; manche mußten verſtümmelt an den Heerſtraßen unter freiem Himmel verſchmachten. Sanft und ſüß ſtarben diejenigen, die nur gehängt wurden. Dagegen aber wurden auch wieder andere lebendig begraben. Dieſes entſetzliche Schickſal traf ſogar ein armes kleines Kind, welches, da es zu ſeiner todten Mutter in's Grab geſtoßen wurde, mit ſeinem: „Mutter, Mutter, hilf mir!„ das Herz ſeines Mörders nicht zu rühren vermochte. Einige wurden am ganzen Leibe zerfleiſcht an Tuchrahmhaken aufgehänget; Einige mit Stricken um den Hals über Stock und Stein, durch Moraſt und Pfützen zu Tode geſchleift; Einige bei den Armen aufgehänget, und alsdann zerſchnitten und zerfetzt, um zu ſehen, wie viele Wunden ein Engländer ertragen könnte. Manche wurden lebendig aufgeſchnitten, ſo daß die Eingeweide auf ihre Füße herab rollten. Alle dieſe Grauſamkei-

ten wurden an Kindern von jedem Alter verübt, und manche Schwangern erfuhren ein gleiches Schickſal. Kinder zwang man, ihre kranken oder bejahrten Ältern zur Schlachtbank herbei zu ſchleppen. Manche Ungeheuer trieben die Boßheit ſo weit, ihren Gefangenen mit der Hoffnung des Lebens zu ſchmeicheln, wenn ſie ihre Hände mit dem Blute ihrer nächſten Verwandten beſudeln wollten. So wurden Kinder verleitet, an ihren Ältern, Weiber an ihren Männern, Mütter an ihren Kindern zu Henkern zu werden, und nach vollbrachter Unthat verloren ſie dennoch ein Leben, das ſie für einen ſo gräßlichen Preis zu erkaufen geſucht hatten. Kinder wurden in Keſſeln geſotten; einige Elende lebendig geſchunden; andere zu Tode geſteinigt. Manche dienten, nach ausgeſtochenen Augen, abgeſchnittenen Ohren, Naſen, Wangen und Händen, ihren hölliſchen Feinden zur Augenweide. Einige wurden bis an den Hals in die Erde gegraben, und ſo einem langſamen Tode geweihet. Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher wurde in einem Faſſe, mit eiſernen Nägelſpitzen ausgeſchlagen, zu Tode gerollet. Ältern wurden vor den Augen ihrer Kinder, Kinder vor den Augen ihrer Ältern gebraten. Wenn Einige am Rande des Todes noch ein kurzes Gebeth zu wimmern verſuchten, ſo konnten die Barbaren des Unglücklichen, als eines Furchtſamen, ſpotten, und ſagen: Dieſe Qualen wären nur ein Vorſpiel ihrer baldigen ewigen Pein.

Wenn Manche, geſchreckt durch den Anblick ſo entſetzlicher Martern, ein Römiſch-katholiſches Bekenntniß ablegten, ſo hieß es: Nun ſtänden ſie in gutem Glauben; um aber ihren Rückfall zu verhüthen, ſey es gut, ſie ſogleich abzuwürgen. Die, welche den Mörderfäuſten entſprangen, wurden mit Hunden zu Tode gehetzt. Nicht das Schmerzgeſchrei der Unglücklichen, nicht die Todesangſt ihrer Seelen, nicht die Zuckungen der Verzweifelung vermochten die Wuth der Barbaren zu beſänftigen. Der letzte Mordſtreich wurde gemeiniglich noch mit der Verwünſchung begleitet: „Deine Seele zum Teufel!„ Der Gefahr einer allgemeinen Verpeſtung zum Trotze, verweigerte man hartnäckig ſogar die Beerdigung der zerfleiſchten Leichname. — Die Zahl der alſo Gemordeten läßt ſich nicht allenthalben genau beſtimmen. Allein nach den eigenen Angaben der Rebellen fielen bloß in der Provinz Ulſter ein hundert und vier und funfzig tauſend Engländer und Proteſtanten. —

Menſchen waren indeſſen nicht die einzigen Gegenſtände dieſer ſchrankenloſen Wuth. Auch die bequemen Wohnungen und prächtigen Gebäude derſelben wurden entweder verbrannt, oder niedergeriſſen und der Erde gleich gemacht. Ihr Vieh, obgleich nun die Beute der Mörder, wurde, weil es Ketzern gehört, entweder ſogleich getödtet, oder, mit Wunden bedeckt, in Wälder und Einöden gejagt, um langſam da-

ſelbſt zu verſchmachten. Wenn man auch gleich von einigen dieſer armen Thiere Gebrauch machte, ſo ſchnitt man ihnen doch lebendig die Flechſen entzwei, riß ihnen das Fleiſch von den Schenkeln, und unterhielt ſie ſo drei bis vier Tage in ihrem Martern.

In den übrigen Provinzen außer Ulſter wurde zwar nicht ganz ſo unmenſchlich gewüthet; doch fehlte es auch da nicht an blutigen und grauſamen Thaten. Man warf die Engländer aus ihren Häuſern und beraubte ſie aller ihrer Habe. Ihre Pflanzungen wurden verwüſtet, ſie ſelbſt aber, nackend ausgezogen, allem Ungemache der rauheſten Witterung überliefert. Der größte Theil der Menge, die dieſe Behandlung erfuhr, und nicht von Kräften des Alters, des Geſchlechtes, oder der Leibesbeſchaffenheit außerordentlich empor gehalten wurde, kam vor Hunger und Kälte um. Viele von denen, die Dublin noch erreichten, erkrankten von dem vielen erlittenen Ungemach, und ſtarben, ſo viel auch auf ihre Rettung verwandt wurde. Andere, von lebhafterem Gefühle, gefoltert von den beſtändigen Erinnerungen an ihr Schickſal, aus einem Zuſtande des Überfluſſes zur bitterſten Armuth herabgeſtoßen zu ſeyn, und noch dazu Ältern, Gatten, Gattinnen und Kinder eingebüßt zu haben, überließen ſich der Verzweiflung, ſchlugen alle Hülfe aus, und verlangten nichts, als den

Tod, als das einzige Labſal für das Übermaß ſo mannigfaltiger Leiden.

Die glückliche Rettung eines Hauptplatzes, wie Dublin, wendete wenigſtens den gänzlichen Untergang der Engländer und Proteſtanten in Irland ab. Seine Mauern bothen allen denjenigen einen Zufluchtsort dar, denen es gelang, der Wuth ihrer Verfolger zu entrinnen. Obgleich die damahlige Macht der Engliſchen Regierung in dieſem Königreiche ſich nicht über drei tauſend Mann belief, ſo wurde doch die Beſatzung durch Annahme der muth- und kraftvollſten Flüchtlinge bald bis auf vier tauſend Mann vermehrt; und die ſonſt hin und wieder zerſtreueten Corps der Armee, welche von den Rebellen nicht ganz abgeſchnitten waren, wurden zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert. Ein anſehnlicher Vorrath von Kriegsbedürfniſſen, der unter der Statthalterſchaft des bekannten, vor kurzen hingerichteten Strafford zu Erreichung tyranniſcher Abſichten der Krone daſelbſt zuſammen gebracht war, diente jetzt, die Schutzmittel der Freiheit und der proteſtantiſchen Sache in Irland zu vermehren. Geld war zwar ſehr wenig im königlichen Schatze vorräthig; allein auf Vorſtellung der Staatsbeamten verſah das Volk bald das Schloß ſo weit mit Lebensmitteln, daß ſie zum Unterhalte der Armee auf mehrere Monathe hinreichten. Sir Charles Coote, ein eifriger Proteſtant, und

Sir Francis Willoughby, ein alter erfahrner Krieger, wurden zu Befehlhabern, jener der Stadt und dieser des Schloſſes zu Dublin beſtellt. Sechs hundert Mann wurden zur Unterſtützung der von den Rebellen belagerten wichtigen Feſtung Droghede zwar abgeſendet; allein durch Verrätherei der papiſtiſchen Engländer von dem Pfahle, die zwar heimlich der Rebellion wohl wünſchten, aber ſich doch noch nicht öffentlich erklärt hatten, von den Rebellen plötzlich überfallen, und, als neu angeworbene noch ungeübte Krieger, gänzlich niedergemacht. Dieſer Sieg verſchaffte den Rebellen nicht nur mehr Waffen, ſondern auch Anſehen. Ihre Anzahl wuchs ſo fürchterlich an, daß die Richter bald alle Gedanken an einen angreifenden Kampf fahren laſſen, und bloß auf die Vertheidigung der Hauptſtadt bedacht ſeyn mußten.

So bald die erſten Nachrichten von dieſem Aufſtande England erreichten, ſäumte das daſige Parlament nicht, dienſame Beſchlüſſe zu faſſen, damit die Flamme ſich nicht weiter verbreiten, und beſonders nicht auch England ergreifen möchte. Auch der König, der ſich gerade in Schottland befand, gab ſich ein gegenwirkendes Anſehen, indem er die Schottländer veranlaßte, ein kleines Corps zur Unterſtützung ihrer eigenen Colonie in Ulſter abzuſenden, und eine Commiſſion anzuordnen, welche mit dem Engliſchen Parlamente über die Bedingungen einer gemeinſchaftlichen Kriegsführung

gegen die Rebellen unterhandeln ſollte. Allein die Bemühungen des Königs hatten keinen Erfolg, weil die öffentlichen Erklärungen der Rebellen einen ſehr nachtheiligen Verdacht gegen ihn erweckten. Sie nannten ſich nähmlich ſelbſt die Armee der Königinn, und gaben vor, wie ſie ihren großen Anhang ſo wohl in England, als Schottland hätten, wie ſie die Waffen in keiner andern Abſicht ergriffen, als um die von einem puritaniſchen Parlament angetaſteten Gerechtſame der Krone, mit Genehmigung des Königs und der Königinn, zu verfechten. Sie zeigten ſogar eine Vollmacht unter dem großen Siegel von Schottland vor, Kraft welcher ihnen aufgetragen war, ſich nicht nur der feſten Plätze des Königreiches, ſondern auch des Vermögens und der Perſonen der Engliſchen Proteſtanten zum Beſten des Königs zu bemächtigen, damit, wie die Vollmacht ſich ausdrückte, die proteſtantiſche Partei nicht eben ſo heftig in Irland, als in England, gegen ihn verfahren möchte.

Schriftſteller von großem Gewicht und Anſehen haben zwar die Wahrheit des rebelliſchen Vorgebens, ſo wie die Echtheit dieſer Urkunde, zur Ehrenrettung des Königs zu bezweifeln geſucht; allein es hat auch nicht an Schriftſtellern von großem Gewicht und Anſehen gefehlt, welche die Unzulänglichkeit ihrer Gründe ſehr einleuchtend dargethan haben. Wenn man den Charakter dieſes Königs, wenn man ſein bei

ſo vielen andern Gelegenheiten ſichtbares Streben nach Deſpotie, und vollends ſein nachmahliges Betragen in Rückſicht auf die Irländiſchen Angelegenheiten erwägt, ſo kann man ihn wohl wenigſtens nicht frei ſprechen, geſetzt, man wäre auch nicht im Stande, die empörende Anklage vollgültig zu beweiſen. Es läßt ſich leicht ermeſſen, daß ein von ſo entſetzlichen Gräueln begleiteter Aufruhr, angeblich unter der Autorität des Königs, mit Einwilligung und Beitritt des ganzen Corps der Papiſten unternommen, die Gemüther der Proteſtanten um ſo mehr mit Grauſen und Abſcheu erfüllen mußte, je empfänglicher ſie hierzu durch das Betragen dieſer Secte von Alters her waren. Das Anſehen und die Macht des Parlaments mußte ihnen als die einzige ſichere Schutzwehr gegen die Schreckniſſe papiſtiſcher Complotte und Gewaltthaten erſcheinen. Sie mußten der Meinung ſeyn, daß eine der Hofpartei dem Anſehen nach ſo günſtige Rebellion unmöglich durch eben dieſe Partei unterdrückt werden könne, und daß daher das Parlament die einzige Macht im Staate ſey, welcher die Sache der Religion und Freiheit mit Sicherheit anvertrauet werden dürfe. Bei einer ſolchen Stimmung des Publicums mußte es dem Parlament auch gelingen, eine Äußerung des Königs, wie er die Sorge für Irland dem Engliſchen Parlament überlaſſe, ſogleich als eine unumſchränkte Vollmacht zur alleinigen Kriegesführung an-

zuſehen, und ſo auf Ein Mahl der Krone denjenigen Theil der vollziehenden Gewalt zu entziehen, vor welchem man unter dieſen Umſtänden die allgemeinſte Furcht hägte. Karl, ſo ſehr er auch wohl wußte, was man ihm nahm, hielt es dennoch nicht für rathſam, ſich offenbar zu widerſetzen, um nicht den Verdacht zu rechtfertigen, den die unvorſichtigen und voreiligen Offenbarungen der Rebellen gegen ihn aufgeregt hatten.

So ſehr auch dieſer Eingriff des Parlaments in die Gerechtſame der Krone die proteſtantiſche Religion und die Freiheit gegen noch härtere Einbußen in England und Schottland ſicher ſtellen mochte, ſo wenig gewannen ſelbige doch hierdurch für's erſte in Irland gegen die fanatiſche Wuth ihrer Verfolger. Geſetzt auch, Karl war nicht der Anſtifter dieſer Empörung, ſo ließ ſie ſich dennoch zu ſeinen Abſichten allzu gut nützen, um nicht gar bald ihr geheimer Gönner zu werden. Was für herzhafte und viel verſprechende Beſchlüſſe daher das Parlament auch auf die immer ſchauderhafter heranſtrömenden Nachrichten faßte, ſo wußten der König und ſeine Anhänger die Ausführung derſelben doch größten Theils entweder zu verzögern oder zu vereiteln. So hätte, um nur Einiges hierüber anzuführen, ſehr leicht und mit geringen Koſten ein Heer von zehn tauſend Schottländern nach Irland geſandt werden können. Die Schott-

länder hatten dieſe Hülfe ſelbſt angebothen; das Haus der Gemeinen in England hatte ſelbige anzunehmen beſchloſſen; und es kam nur noch darauf an, den Handel hierüber völlig abzuſchließen. Allein der König, der dieſe Rebellion zum Werkzeuge ſeiner tyranniſchen Abſichten gegen die religiöſe und bürgerliche Freiheit des ganzen Staats zu machen gedachte, drang ſehr ernſtlich darauf, daß wenigſtens eine gleiche Anzahl Truppen auch von England aus hinüber geſchickt würde, unter dem ſonderbaren Vorwande, daß die Schottländer ſich des Königreiches bemächtigen würden, ſo bald ſie die Eingeborenen unterjocht hätten. Dieſen Vorwand geltend zu machen, wußte er im Oberhauſe, beſonders durch die geiſtlichen Herren, die Mehrheit der Stimmen auf ſeine Seite zu bringen. Nichts konnte das Haus der Gemeinen mehr in Verlegenheit ſtürzen, als eine ſolche Widerſetzung. Denn entweder mußte das proteſtantiſche Intereſſe in Irland aufgeopfert werden, und das Haus der Gemeinen in die übele Nachrede gerathen, daß es ſelbſt den Beiſtand verhindert hätte, oder es geriethen, wenn man dem Vorſchlage des Königs nachgab, Religion und Freiheit in Gefahr, indem man eine große Kriegesmacht errichtete, welche faſt unvermeidlich unter den Befehlen und der Anführung ausgemachter Creaturen der Krone geſtanden haben würde, von deren religiöſen und bürgerlichen Grundſätzen

faſt noch mehr, als von den Geſinnungen der Papiſten zu fürchten war. Denn ſchon ſeit dem erſten Anfange der Rebellion war der bekannte nachmahlige Marquis von Ormond, ein Zögling der höfiſch geſinnten Strafford und Lauds, deſſen ganze politiſche Weisheit und Tugend in dem engen Bezirke perſönlicher Ergebenheit gegen den König ſich einſchränkte, und welcher noch dazu mit vielen Häuptern der Rebellion in enger Verbindung ſtand, zum Befehlshaber aller Truppen in Irland beſtimmt. Bei ſo drohenden Gefahren mußten die Gemeinen, um größern Nachtheil abzuwenden, lieber ihre Popularität auf das Spiel ſetzen, und, ungeachtet des Geſchreies und der boßhaften Ausſtreuungen der Hofpartei, nicht allein das Anerbiethen des Königs, zehn tauſend Mann Freiwillige für Irland anzuwerben, mißbilligen, ſondern auch, als die Trommeln geſchlagen und Soldaten eingeſchrieben wurden, das Vorhaben wirklich dadurch hemmen, daß ſie den Oberſten Hill und andere Officiere dafür in Verhaft nahmen, daß ſie in einer ſo wichtigen Sache ohne Wiſſen und Willen des Parlamentes zu Werke gegangen wären. Das große Anſehen, welches ihnen bereits ihre von Gemeingeiſt beſeelten Maßregeln erworben hatten, und die Stimmung des Zeitalters ſchützten ſie vor dem öffentlichen Unwillen. Ihre Partei war glücklich genug, dem Volke richtige Vorſtellungen hierüber beizubringen, ſo daß eine Peti-

tion der Bürger von London ausdrücklich erklärte: Wie die Halsſtarrigkeit der Lords die Gemeinen außer Stand ſetze, Irland mit mehr, als 20,000 Pfund Sterling, die nebſt zwei oder drei Regimentern Fußvolk und einigen andern Kriegsbedürfniſſen gleich Anfangs abgeſendet waren, zu Hülfe zu kommen. Endlich erlangte man denn doch von dem Oberhauſe die Einwilligung, daß wenigſtens 2500 Schottländer einſtweilen und bis der Vertrag mit Schottland wegen der zehn tauſend Mann zu Stande gebracht werden könnte, nach Irland übergehen ſollten. Allein der König ſuchte auch die Ausführung dieſes Beſchluſſes zu verzögern. Denn gegen eine der Bedingungen des Vertrages, daß den Schottländern Carrickfergus, der beträchtlichſte Seehafen in Nord-Irland, eingeräumet werden ſollte, ſtellte er den ſcheinbaren Einwand auf, daß man dadurch bloßen Hülfstruppen zu viel anvertrauete. Allein die Gemeinen, welche die Feſtungen für weit ſicherer in den Händen der Schotten, als einer dem Könige ergebenen Armee hielten, achteten nicht darauf, und ſchritten dennoch zum Abſchluſſe des Vertrages. Der König, gedrängt ſo wohl von den Gemeinen, als den Schotten, die ſich mit Recht für gekränkt ausgeben konnten, wenn er auf ſeine eigenen Unterthanen und Landsleute nicht wenigſtens eben ſo viel Vertrauen, als das Parlament von England, ſetzen wollte, mußte endlich, wiewohl unwillig, nachgeben,

um nicht einen allgemeinen Unmuth wegen verzögerter Hülfe für Irland gegen ſich zu erwecken.

Unter ſo mannigfaltigen Hinderniſſen, welche die immer zunehmenden Mißhelligkeiten zwiſchen Hof und Parlament einer Hülfsleiſtung von gehöriger Kraft und Wirkſamkeit entgegen ſetzten, mußte nothwendig die Rebellion immer weiter gedeihen, und beſonders dadurch furchtbar werden, daß alle Irländiſchen Papiſten ſich in einen Körper vereinigen und organiſiren konnten. Die meiſten feſten Plätze von Nord-Irland geriethen in ihre Gewalt. Sie konnten Drogheda, eine wegen der Nachbarſchaft von Dublin wichtige Feſtnng, belagern, und ſo bald nur dieſe erobert wäre, die Hauptſtadt mit einem gleichen Schickſale bedrohen. Die Richter, auf ein bloß vertheidigendes Verfahren eingeſchränkt, ſuchten zwar durch Glimpf und Beſänftigung der Gemüther dem drohenden Unheil entgegen zu arbeiten. Gleich Anfangs, ehe die Nachrichten von den allzu großen Gräuelthaten England erreicht hatten, waren ſie vom daſigen Parlament im Nahmen des Königs bevollmächtigt worden, allen denjenigen Verzeihung anzubiethen, welche innerhalb einer gewiſſen beſtimmten Zeit zurück kehren würden. Dieß geſchah; allein es half nichts. Sie ſuchten die Römiſch-katholiſchen Engländer von dem Pfahle nicht nur durch ſüße Worte des Zutrauens, ſondern auch dadurch zu gewinnen, daß ſie ihnen Waffen anver-

traueten, daß ſie den Vornehmern unter ihnen Stellen und Geſchäfte auftrugen, und ihnen Vollmacht ertheilten, den Frieden zu handhaben und das Kriegesgeſetz zu vollziehen. Allein auch dieß gelang nur ſo lange, als bis dieſe Verräther, längſt ſchon heimlich Mitverſchworene, die bequemſte Zeit erſahen, ſich öffentlich mit den übrigen Rebellen zu vereinigen. Alle Verſuche der Richter, ſie wieder zurück zu bringen, waren vergebens.

Dieſe Vereinigung erhob den Aufruhr vollends auf die höchſte Stufe eines glücklichen Fortganges. Von allen Seiten her erſcholl nun einerlei Stimme. Man habe, hieß es, die Religion, man habe die Gerechtſame des Königs, man habe die Irländiſche Freiheit, ja ſelbſt Gut, Blut und Leben gegen die Gewaltthätigkeiten eines puritaniſchen Parlamentes zu vertheidigen. Unter dieſem Vorwande erlaubte ſich nun das zahlreiche völlig organiſirte Corps der Rebellen durch ganz Irland fortgeſetzte Plünderungen, Verbannungen und Ermordungen der proteſtantiſchen Engländer, ſo grauſam und blutig, als nur immer im Anfange.

Da ſie immer ihre perſönliche Treue gegen den König im Munde führten, und nur gegen die übrigen Theile der Staatsgewalt Beſchwerde vorwendeten, ſo überſandten die Richter, um die Majeſtät gegen den Vorwurf der Beförderung einer ſolchen Büberei zu decken und, nach ihrem Aus-

drucke, die unwiſſende Menge vor der Verführung zur Theilnahme an der Rebellion unter einem ſolchen Vorwande zu bewahren, einen Entwurf zu einem Ausrufe, den der König öffentlich ergehen laſſen möchte. Zwanzig Exemplare davon, meinten ſie, müßten nothwendig, von dem Könige eigenhändig unterſchrieben, und bedruckt mit ſeinem geheimen Siegel, umher vertheilt werden. Keine andere Autorität würde hinreichen, die Rebellen zu überzeugen, daß die Urkunde von ihm herkomme. Das Schreiben, worin es dem Könige ſo nahe gelegt wurde, ſein Mißfallen über das Benehmen der Empörer zu erklären, war an den damahligen Lord-Lieutenant von Irland Grafen von Leiceſter gerichtet, und konnte daher kein Geheimniß bleiben. Dieſer Umſtand, wozu auch noch der kam, daß das Haus der Gemeinen um eben dieſelbe Zeit erklärte, wie es ein großes Hinderniß der Hülfe für Irland ſey, daß die Irländer nicht längſt durch öffentlichen Ausruf für Rebellen erklärt worden wären, nöthigte endlich den König, mit einem ſolchen herauszurücken, worin ſie Verräther und Rebellen genannt wurden. Zugleich aber erging auch an den königlichen Buchdrucker ein ausdrücklicher Befehl, nicht mehr, als vierzig Exemplare davon abzuziehen, und bis auf weitere Verfügung nicht ein einziges auszugeben. — Die Rebellen in Irland gaben den Worten dieſes Ausrufs gar wenig Glauben, indem ſie behaupteten,

der Ausruf ſey entweder ganz erdichtet, oder doch dem Könige auf irgend eine Art abgedrungen worden. Sie vereinigten ſich daher nur immer feſter zu einem einzigen großen und mächtigen Körper unter dem Nahmen der Römiſch-Katholiſchen Verbündeten von Irland, und verhießen ſich mittelſt eines feierlichen Bundeseides, die öffentliche und freie Ausübung der papiſtiſchen Religion gegen Jedermann, der ſich dagegen auflehnen würde, zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten, dem Könige, ſeinen Erben und Nachfolgern treu, hold und gewärtig zu ſeyn, dieſelben mit ihrem Vermögen, Leib und Leben gegen alle diejenigen zu vertreten, welche gegen ihre königlichen Perſonen, Güter, Ehren und Würden erwas unternehmen, und ſich mittel- oder unmittelbarer Weiſe bemühen würden, ihre königlichen Gerechtſame zu ſchmälern und zu unterdrücken.

Ob nun gleich von England aus nicht mit dem gehörigen Nachdrucke gegen die Rebellen verfahren werden konnte; obgleich die nach Irland geſendeten Schottiſchen Truppen ihre Rolle nicht zum beſten ſpielten, und, anſtatt die Rebellen zu bekämpfen, ſich lieber mit Plünderungen beſchäftigten; obgleich Zwieſpalt und Mißtrauen zwiſchen den Richtern und dem Grafen von Ormond, als Oberbefehlshaber der Engliſchen Truppen, den kriegeriſchen Ausführungen der Engländer manches Hinderniß in den Weg legten: ſo wäre

der Gang ihrer Angelegenheiten gegen die Rebellen doch noch glücklich genug gewesen, indem sie mehrere einzelne Siege und Vortheile über sie erfochten, wäre nicht endlich Owen O'Neal nach einer langen Seefahrt von Dünkirchen rund um das nördliche Schottland in der Grafschaft Donnegal mit einer Anzahl alter kriegserfahrener Officiere, mit seinem eigenen Regiment Soldaten, und einem großen Vorrathe von Waffen und Kriegsbedürfnissen gelandet. Ihm war bald eine noch ansehnlichere Verstärkung an kriegserfahrener Mannschaft, an Waffen und andern Kriegsbedürfnissen auf vierzehn beladenen Schiffen unter Anführung der Obersten Preston, Cullen, Synnot, Plunket und Bourk gefolgt, indem der Cardinal Richelieu bei dieser Gelegenheit alle Irländischen Truppen aus Französischen Diensten entlassen hatte. Diese ansehnlichen Unterstützungen, welchen der Eingang in die Irländischen Häfen besser hätte versperret werden sollen, belebten den Muth und die Kräfte der Rebellen von neuen. Auch nach der Landung thaten die Schotten nichts von dem, was sie gekonnt hätten, um die Bildung regelmäßiger Heere zu verhindern.

Kraft eines Synodal-Beschlusses der Geistlichkeit vom Mai, 1642, kam eine allgemeine Versammlung der Priester- und Laienschaft im October desselben Jahres zu Kilkenny zusammen, und organisirte ihre Rechts- und Staats-Ange-

legenheiten auf folgende Weiſe. Für jede Grafſchaft wurde eine Rathsverſammlung angeordnet, beſtehend aus Abgeordneten der Barone, oder wo dergleichen nicht waren, aus Perſonen, gewählt von der ganzen Grafſchaft. Von dem Rathe der Grafſchaft konnte man an einen Provinzial-Rath, beſtehend aus zwei Abgeordneten von jeder Grafſchaft, und von dieſen wieder an einen oberſten Rath appelliren, der aus vier und zwanzig Perſonen beſtand, die alljährlich von der General-Verſammlung gewählt werden ſollten. So wohl alle bürgerlichen Obrigkeiten, als auch die Generale und deren nachgeſetzte Officiere waren dieſem Rathe unterworfen, welcher, außer den Anſprüchen auf Ländereien, alle Sachen anhören und aburtheln, auch Alles verfügen durfte, was das Beſte der Verbindung betraf. Nur die General-Verſammlung konnte ſeine Beſchlüſſe aufheben.

Was die Kriegsangelegenheiten betraf, ſo wurden Owen O'Neale in Ulſter, Preſton in Leinſter, Garret Barry in Munſter, und John Bourk in Connaught zu Generalen der daſelbſt ſtehenden Armeen beſtellt. Um alle Gefahren eines Zwieſpalts zu vermeiden, wurde verordnet, daß aller Unterſchied und Contraſt zwiſchen Alt- und Neu-Irländern aufgehoben, und jedes Mitglied des Bündes ſich durch einen neuen Eid demſelben verpflichten ſollte. Dieſer enthielt Treue und Gehorſam gegen den König; Vertheidigung

der Gerechtſame, der Macht und der Privilegien des Parlaments von Irland und der Grundgeſetze des Königreiches; Erhaltung des freien Römiſch-katholiſchen Gottesdienſtes durch das ganze Land, ſo wie auch des Lebens, der Freiheiten, der Güter und Gerechtſame aller derjenigen, welche dieſen Eid geleiſtet hätten; Gehorſam gegen die Befehle des oberſten Rathes, und endlich ein Angelöbniß, ohne Einwilligung des Rathes in keinerlei Sache Verzeihung oder Schutz zu ſuchen, und ohne Zuſtimmung der General-Verſammlung keinen Frieden zu ſchließen. Es wurden Artikel entworfen, welche darauf beſtanden, daß die Römiſch-katholiſche Religion eben ſo frei und öffentlich, mit eben dem Glanz und Pompe, als vor der Reformation, ausgeübt werden ſollte. Alle Einſchränkungs- und Strafgeſetze gegen die Anhänger des Pabſtthums ſollten von dem Parlamente widerrufen werden; die Kleriſei ſollte ihre verſchiedenen Gerichtsbarkeiten und Befreiungen im ganzen Umfange, wie vor der Reformation, nebſt allen Kirchen, Pfründen und Nutzungen, ſo wie die proteſtantiſche Geiſtlichkeit ſich derſelben vor der Rebellion erfreuet hätte, wieder erhalten. Auf dieſe Artikel, welche die ganze Reformation vernichteten, und die proteſtantiſche Religion gleichſam ganz ausrotteten, ſollten die Verbündeten Kraft ihres Eides ſo lange halten, bis unter Beſtätigung des Parlamentes ein dauerhafter Friede zu Stande gebracht

seyn würde. Die Könige von Frankreich und Spanien, der Pabst und der Deutsche Kaiser wurden um fernere Hülfsleistungen ersucht; und an den König und die Königinn von England erging eine Bittschrift um Bestimmung eines Ortes, wo sie mit Sicherheit ihre Beschwerden darlegen, und Seine Majestät ohne Zwang um Abstellung derselben angehen könnten.

Ungeachtet es den Rebellen durch die Unthätigkeit der Schotten, die in der That dem Königreiche zu einer ganz unnützen und dennoch sehr drückenden Last wurden, durch allerlei Irrungen zwischen den Gliedern der Englischen Regierung und des Parlamentes in Irland, die durch die Ränke der höfisch Gesinnten, besonders des seit kurzen zum Marquis erhobenen Grafen von Ormond veranlaßt wurden, und endlich durch das Unvermögen des Englischen Parlamentes, welches wegen des herannahenden und wirklich bald ausbrechenden Bürgerkrieges gegen den König und seine Anhänger genug für Religion und Freiheit in England zu kämpfen hatte, ungeachtet es ihnen durch solche und ähnliche Umstände gelang, sich in eine so gute Verfassung zu setzen, so verrichteten sie dennoch eben keine Heldenthaten gegen die sehr mäßige Macht der Engländer in Irland, und wurden vielmehr zum öftern so wohl aus dem Felde, als auch aus den eingenommenen Festungen heraus geschlagen.

Da aber die Verlängerung des Krieges, da die Verwüſtungen, welche das ganze Land ſo wohl von der Wuth der Rebellen, als von der Kriegspolitik der Engländer erfahren hatte, und endlich die ſparſame Zufuhr von England beide Theile in großen Mangel an Lebensbedürfniſſen verſetzten, ſo glaubten der König und ſeine Partei, dieſe Lage der Dinge, als die bequemſte zur Erreichung ihrer Abſichten, benutzen zu müſſen. Auf Anſtiften des geſchäftigen Ormond mußte eine beträchtliche Anzahl der vornehmſten Officiere von den Engliſchen Truppen in einer unterthänig kriechenden Vorſtellung ſich über ihr Ungemach, ihren Mangel und die geringe Unterſtützung beklagen, welche von dem Engliſchen Parlamente zu erwarten wäre, damit der König nur Gelegenheit bekam, die wackern Leute gnädigſt zu bedauern, die Schuld ihrer Drangſale auf ſeine rebelliſchen Unterthanen in England zu ſchieben, und ihnen die ſtattlichſten Verheiſſungen auf den Fall zu thun, da er von dieſen nicht mehr verhindert würde, das volle Maß ſeiner Dankbarkeit und Gnade über das Verdienſt auszuſchütten. Auch die erwähnte Bittſchrift der Rebellen-Verſammlung zu Kilkenny fand gnädigen Eingang bei Hofe. Der Marquis von Ormond, an der Spitze mehrerer bequemen Commiſſarien, erhielt im Januar, 1643, unter dem großen Siegel von England den Auftrag, mit den Häuptern der Rebellen, welche die Bittſchrift

unterzeichnet hatten, zuſammen zu treten, ihre Anträge ſchriftlich anzunehmen, und ſelbige an den König nach Oxford zu überſenden. Auch den Richtern wurde durch ein Schreiben vom Hofe aus angeſonnen, dieſen Commiſſarien beizuſtehen, ob dieſelben gleich ſchon bei Überſendung der Bittſchrift ſehr nachdrücklich zu erkennen gegeben hatten, wie nachtheilig es dem Intereſſe des Königs und der Proteſtanten ſeyn würde, ihnen zu willfahren. Dem Inhalte des Auftrages gemäß ließen die Commiſſarien ein Aufforderungsſchreiben an den oberſten Rath zu Kilkenny ergehen, worauf jedoch zuerſt eine ſehr hohe und wegwerfende Antwort erfolgte. Allein die Geſchmeidigkeit der königlichen Commiſſarien, und einige Schritte der Herablaſſung von Seiten der Rebellen brachten dennoch im März eine Zuſammenkunft zu Trim zu Stande. Hier wurde den Commiſſarien eine Schrift überreicht, welche die Beſchwerden der Rebellen, ihre Anforderungen, und auf den Fall der Gewährung ein Anerbiethen enthielt, dem Könige mit zehn tauſend Mann unter einem erfahrnen Anführer zur Vertheidigung ſeiner königlichen Gerechtſame zu Hülfe zu kommen. Mit Ausnahme einiger vermeinten Bedrückungen, welche aber gerechte Folgen der Rebellion waren, und einiger wirklichen Beſchwerden, die aber Proteſtanten ſo wohl, als Katholiken, gemeinſchaftlich angingen, und bisher nur wegen des ſchändlichen Betragens

der letzten nicht hatten abgestellt werden können, war die ganze Bittschrift nichts, als ein langes und ekelhaftes Gewebe offenbarer Unwahrheiten.

Ungeachtet der hohen Anforderungen der Rebellen, ungeachtet der kräftigen Gegenvorstellungen der Richter so wohl, als aller derjenigen Mitglieder der Regierung, welche der Sache der protestantischen Religion und Freiheit wohl wollten, ungeachtet es um dieselbe nichts weniger, als schlecht stand, wußte die geschäftige und schlaue Hofkunst Ormond's dennoch einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Die Rebellen wurden beredet, für jetzt noch nicht so strenge auf der Erfüllung aller ihrer Ansprüche zu bestehen, sondern sich nur erst durch den Waffenstillstand der Last der Schottischen Armee entladen zu lassen, hierauf aber so wohl mit ihrer Macht, als mit den, dem Interesse des Königs ergebenen protestantischen Truppen, in Irland die Übermacht des Parlaments in England zu Boden drücken zu helfen, und solcher Gestalt den König in den Stand zu setzen, ihnen alle ihre Anforderungen ohne irgend eine nachdrückliche Einrede zu bewilligen. Diejenigen, welche sich gegen diese Verhandlung erklärt hatten, wurden unter allerlei Vorwänden ihrer Stellen entlassen und außer Thätigkeit gesetzt; und der Waffenstillstand wurde, für den Preis von 38,000 Pfund zur Kriegsführung gegen die Protestanten in England, unter'm

7. September, 1643, zu Sigginſtowe richtig durch Ormond abgeſchloſſen.

Auf dieſe Weiſe gelang es den Irländiſchen Rebellen, ohne erfochtene Siege im Felde, die Wohnungen, die Ländereien und den ganzen Raub von den ermordeten oder vertriebenen Proteſtanten in ungeſtrafter Freiheit zu behalten, in ſicherer Ruhe über ihren Planen zur Erſtrebung der Oberherrſchaft zu brüten, und neue Kräfte ſo wohl zu Hauſe zu ſammeln, als eben dieſelben durch engere Verbindungen mit Auswärtigen zu vermehren. Ihre tapfern Gegenkämpfer gewannen nichts, als die Muße, ſich von den Wunden heilen zu laſſen, welche ihnen ihre Siege gekoſtet hatten; und alle die kühnen Unternehmer, welche im Vertrauen auf eine von dem Könige beſtätigte Parlaments-Acte gleich Anfangs der Rebellion gewagt hatten, große Summen zu dieſem Kriege herzuſchießen, um aus den verwirkten Gütern der Rebellen mit anſehnlichem Gewinne dereinſt entſchädigt zu werden, ſahen alle ihre glänzenden Hoffnungen verſchwinden. So bittere Empfindungen aber auch dieſer ſo unbefugter Weiſe geſchloſſene verderbliche Vergleich bei allen Proteſtanten der Britiſchen Reiche, außer etwa denjenigen, welche dem Intereſſe der Krone anhingen, erweckte, ſo laut und nachdrücklich ſich auch das Parlament von England, mit vollkommenſtem Beifalle der Gerechtigkeit und Menſchenliebe, in Rück-

TAYLOR INST. OXFORD

ſicht auf die ſo himmelſchreiend gemißhandelten Proteſtanten, dagegen erklärte: ſo mußte doch alles dieſes, vor der Hand, wegen des in England jetzt in vollen Flammen lodernden Bürgerkrieges, ohne Wirkſamkeit bleiben.

So viel die papiſtiſchen Rebellen auch durch den Waffenſtillſtand gewannen, ſo waren ſie dennoch die Erſten, die denſelben faſt in allen Stücken verletzten, ſo bald der König, zur Unterſtützung ſeines Krieges gegen das Engliſche Parlament, den größten Theil der proteſtantiſchen Macht zurück gezogen hatte. Sie fielen die Schlöſſer und feſten Plätze in den Händen der Proteſtanten, ſie fielen ihre Wohnungen und Herden feindſelig an; ſie erpreßten große Summen von ihnen, nur für die Erlaubniß des Durchzuges durch ihre Reviere; ſie verbothen öffentlich allen ihren Anhängern, den Proteſtanten Bedürfniſſe irgend einer Art zu verkaufen; ja, ſie leiſteten auch nichts von den verſprochenen Zahlungen zur Unterſtützung der Armee des Königs. Hätten nicht die Schotten, die ſich den unwürdigen Waffenſtillſtand nicht gefallen ließen, nebſt einigen wenigen Engländern, die ſich nachher zu ihnen geſellten, noch feſten Fuß im Lande behalten, ſo wäre das ganze Königreich ein Raub der papiſtiſchen Pfaffenpartei geworden.

Der König und ſeine Anhänger, vor allen der Marquis von Ormond, der unmittelbar nach dem geſchloſſenen Waf-

fenſtillſtande zum Lord-Lieutenant von Irland beeidigt wurde, waren weit entfernt, das treuloſe Betragen der Rebellen gebührend zu ahnden. Schmeichelworte und Wohlthaten, ſelbſt auf Koſten der Proteſtanten, wurden vielmehr an ſie verſchwendet, um ſie ruhig zu erhalten. Ja, Ormond ging in ſeinem Eifer noch weiter, als der verwegenſte Höfling: er ſuchte den ſchändlichen Waffenſtillſtand, wo möglich, in einen noch ſchändlichern Frieden zu verwandeln.

In dem Vertrage wegen des Waffenſtillſtandes war den Rebellen nachgelaſſen worden, ihre Beſchwerden dem Könige vorzulegen. Unter dem Vorwande, dieſes zu thun, wurden Unterhändler an den Hof nach Oxford geſendet, um vielmehr einen Frieden zu Stande zu bringen. Allein die erſten Vorſchläge dazu wurden ſelbſt von des Königs Räthen ſo ausſchweifend befunden, daß ſie zurück genommen werden mußten. Andere, die an ihre Stelle traten, hießen zwar ſo gemäßigt, daß die Irländer gar nicht als freie Unterthanen beſtehen könnten, wenn ſie nicht angenommen würden; allein auch dieſe waren noch immer ſo hoch geſpannt, daß ſie, wie die erſten, hätten zurück gewieſen werden müſſen, obgleich auf den Fall ihrer Annahme dem Könige zehn tauſend Mann Hülfstruppen zur Unterdrückung der Macht des Engliſchen Parlamentes, und bei allen fernern Gelegenheiten des Be-

dürfniſſes Aufopferungen von Gut und Blut verheiſſen wurden.

Gleichwohl hätten vielleicht die Rebellen, und mit ihnen der Hof, ihre Abſichten erreicht, wenn nicht folgender Umſtand unüberſteigliche Schwierigkeiten vorgewälzt hätte. Auf die Nachricht von dem, was zu Oxford im Werke war, that ſich eine groſse Anzahl Irländiſcher Proteſtanten zuſammen, und ſendete, ungeachtet des Verbothes der Regierung, gleichfalls Bevollmächtigte nach Oxford, um das proteſtantiſche Intereſſe in dieſer gefährlichen Criſe wahrzunehmen. Dieſe begegneten dergeſtalt jeder Anforderung der Papiſten, ſetzten Alles, was Gerechtigkeit und Staatsklugheit in dieſer Sache verlangten, in ein ſolches Licht, und bewieſen dabei ſo viel Einſichten und Standhaftigkeit, daß, ſo wenig auch von Seiten des Königs und ſeiner Räthe an harten Worten und Sophiſtereien gegen ſie geſpart wurde, der Hof ſich dennoch nicht unterſtand, bei ſo lauten und gründlichen Einreden, auch nur eine eine einzige der papiſtiſchen Forderungen zu bewilligen. Ein Ausſchuß des Dubliner Staatsrathes, beſtimmt, über die Irländiſchen Angelegenheiten ſein Gutachten zu ertheilen, und abſichtlich von der Regierung erwählt, um durch geſchmeidige Nachgibigkeit das Friedensgeſchäft zu befördern, erfüllte nicht, was man ſich von ihm verſprochen hatte, ſondern vermehrte noch ſo weit das Ge-

wicht der protestantischen Gründe, daß keiner von des Königs Ministern auch nur den Versuch wagte, dieselben zu heben.

Da indessen dem Könige allzu viel daran lag, mit den Rebellen zu einem für ihn gedeihlichen Schlusse zu kommen, so that er ihnen auf Anrathen seiner Englischen Minister andere gefällige Anerbiethungen, die sich nicht so wohl auf die gegenwärtige Lage der Sachen, als vielmehr auf die vor dem Ausbruche der Rebellion zur Sprache gekommenen Beschwerden der Irländer bezogen. Allein obgleich auch durch diese die Vortheile und die Sicherheit der Protestanten den Papisten fast ganz aufgeopfert wurden, so befriedigten doch dieselben bei weiten nicht die Erwartungen, welche die gegenwärtige Stimmung des Hofes in den Gemüthern der letzten erweckt hatte. Vergebens verschwendete der König Versicherungen, wie er ja unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr thun könnte, vergebens Vorstellungen seiner und ihrer eigenen Gefahr, wenn sie sich für jetzt nicht an seinen Bewilligungen begnügten, vergebens süße Worte und glänzende Verheissungen auf bequemere Zeiten der Zukunft. Alles, was er dadurch erlangte, war, daß die papistischen Abgeordneten einsahen und bekannten, wie der König für jetzt wohl nicht weiter gehen könnte, und daß

ſie ſich für die Annahme ſeiner Anerbiethungen bei ihren Glaubensgenoſſen zu verwenden verſprachen.

Da die Räthe des Königs, aus Furcht vor dem öffentlichen Unwillen, es nicht wagen durften, zu einem allzu nachtheiligen und ſchimpflichen Frieden offenbar mitzuwirken, ſo wurde die fernere Leitung dieſes Geſchäftes demjenigen übertragen, der aus Charakter und Intereſſe fähig war, für die Königsgewalt auch das Äußerſte zu wagen. Dieſer war der Marquis von Ormond. Ihm trug der König auf, den Waffenſtillſtand mit den Rebellen noch auf ein anderes Jahr zu erneuern; ihm gab er Vollmacht unter dem großen Siegel von England, einen ſolchen Frieden, eine ſolche Vereinigung zu vermitteln, daß der König durch Irland's Beihülfe in den Stand geſetzt werden möchte, alle ſeine Widerſacher, ſo wohl in England, als Schottland, zu Boden zu ſchlagen. Ormond ließ es zwar hierauf an ſeinem Eifer nicht fehlen, und eröffnete zu Dublin Friedensunterhandlungen. Allein die Unnachgibigkeit der Schottländer, die, vereinigt mit mehrern zu ihnen übergetretenen Officieren und Soldaten von den Engliſchen Regimentern, den Krieg ungeachtet des Waffenſtillſtandes lebhaft gegen die Rebellen fortſetzten; der Abfall einiger Anhänger des Hofes, nähmlich des Lords Inchiquin, Vice-Präſidenten von Munſter, und des Lords Esmond, Befehlshabers der Feſte Duncannon, die ſich wegen

fehlgeſchlagener Erwartungen für das Engliſche Parlament erklärten; die Hartnäckigkeit der Rebellen, die auf ihren erſten übertriebenen Anforderungen beſtanden; und endlich die Bedenklichkeiten des Irländiſchen Staatsrathes, in Ormond's raſche Schritte zu willigen, mußten unſtreitig die Vollendung des Geſchäftes verzögern. Der König, ungeduldig über dieſen Verzug, ſchritt zu einer ſehr ſonderbaren Privatunterhandlung mit den Rebellen, und bediente ſich hierzu des Lords Herbert, eines ſehr eifrigen Papiſten, der mit verſchiedenen Häuptern dieſer Partei in Irland verſchwägert war. Verſehen mit ſehr ausgedehnten Vollmachten unter des Königs Cabinetts-Siegel, welches mit dem großen Staatsſiegel für gleichgeltend erklärt wurde, und begleitet von Empfehlungen an den Marquis von Ormond, ihm in ſeinem Geſchäfte beförderlich zu ſeyn, kam Lord Herbert im Julius, 1645, nach Irland, und am 25. Auguſt dieſes Jahres kam in der That ein geheimer Vertrag zwiſchen dem Könige und den Rebellen von folgendem Inhalte zu Stande. Die Katholiken ſollten öffentlich ihren Gottesdienſt ausüben, und alle ſeit dem 23. October, 1641, in Beſitz genommenen Kirchen behalten dürfen; ſie ſollten aller wichtigen Ämter, Ehren und Würden, Beförderungen und Erhebungen in Irland fähig ſeyn; ſie ſollten durch eine Parlaments-Acte von allen Geld- und Leibesſtrafen aller vorhin gegen ſie ergangenen

Strafgeſetze befreiet werden; ſie ſollten nicht ferner der Gerichtsbarkeit der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit unterworfen ſeyn, vielmehr ſollte ihre eigene Cleriſei Alles, was ſie an Zehnten, Pfarr- und Kirchengütern an ſich gebracht hätte, behalten, und ihre Gerichtsbarkeit ohne Einrede ausüben. Dagegen aber ſollten auch die Papiſten gehalten ſeyn, ein Heer von zehn tauſend Mann unter Anführung des Lords Herbert nach England zu ſenden, welches unter Officieren, die von der General-Verſammlung der verbündeten Papiſten zu ernennen wären, als ein eigener ungetrennter Körper daſelbſt zuſammen gehalten werden, und dem Könige dienen ſollte. — So verſchwenderiſch auch der König in ſeinen dem Lord Herbert ertheilten Vollmachten und Anweiſungen mit Betheuerungen auf Königs- und Chriſtenwort geweſen war, ſo trauten die Rebellen, die unſtreitig ihren Mann kannten, ſeiner Redlichkeit dennoch ſo wenig, daß ihnen ſein Bevollmächtigter noch durch einen beſondern Eid verſprechen mußte, für die pünctlichſte Erfüllung des Vertrages mit zu ſorgen, widrigen Falls aber das ihm anvertrauete Heer zu keinerlei Dienſt des Königs anzuführen. Ja, ſie faßten ſogar am 28. Auguſt den Beſchluß: Daß ihre beſchworene Vereinigung in jeder Rückſicht feſt und unveränderlich ſo lange beſtehen ſollte, bis, ungeachtet des kundgemachten Frie-

dens, jeder Punct des Vertrages auch von dem Parlamente genehmigt worden wäre.

Der Marquis von Ormond, der nicht ermangelt hatte, zur Vollendung dieſes Geſchäftes das Seinige mitzuwirken, fuhr nachher noch fort, thätig zu ſeyn. Auf ſeinen Betrieb wurde bald zu Dublin eine Erneuerung und Erweiterung dieſes ehrloſen Vertrages verhandelt. Hiernach ſollte es in des Königs Belieben ſtehen, den Verbündeten in Religionsſachen noch mehr zu bewilligen, Falls ſie noch ein Mehreres zu verlangen für gut fänden; und kein einziger Artikel des vorigen Vertrages ſollte der Ausdehnung der königlichen Bewilligungen Schranken ſetzen. Auch dieſes neue Geſchäft war faſt bis zum völligen Schluſſe gediehen, als ein unvermutheter Vorfall das Ganze vor der Zeit bekannt machte und vereitelte. In einem fruchtloſen Anfalle, den die Rebellen im October, 1645, auf die Stadt Sligo thaten, fiel ihr Anführer, der Erzbiſchof von Tuam. Unter ſeinem Geräthe, welches den Siegern in die Hände fiel, fand ſich eine Abſchrift jenes Vertrages, die ſogleich an das Engliſche Parlament geſendet wurde. Nach dieſer Offenbarung fanden es der Lord-Lieutenant und der Staatsrath für unumgänglich nothwendig, zur Ehrenrettung des Königs etwas, wenn auch gleich nur ein bloßes Gauckelſpiel aufzuführen. Lord Digby, ein Anhänger des Königs, der ſo eben nach ſeiner bei Sher-

bore erlittenen Niederlage nach Irland gekommen war, trat vor dem Staatsrathe auf, ſchimpfte gewaltig auf den heimlichen Vertrag, verſicherte, daß der König nicht für ſeine Krone, ja ſelbſt nicht für ſein, ſeiner Gemahlinn und ſeiner Kinder Leben fähig ſeyn würde, den Rebellen auch nur das Mindeſte von alle dem zu bewilligen, was ſeiner Königswürde und ſeiner Religion ſo nachtheilig wäre, und beſchuldigte daher den Lord Herbert des Hochverraths. Lord Herbert wurde demnach zwar ſogleich in engen Verhaft gebracht, der aber ſchon am folgenden Tagn erweitert wurde. Kurze Zeit darauf fand man Vorwand, ihn gegen Bürgſchaft ganz los zu laſſen.

Zu dieſen Künſten, Cabalen des Hofes, wodurch der Irländiſche Unfug ſo lange unterhalten, genährt und geſtärkt wurde, geſellten ſich auch noch die Bemühungen des Römiſchen Stuhls. Wie hätten auch dieſe, bei ſo herrlichen Ausſichten zum Triumphe des Pabſtthumes in Irland, ausbleiben können? Johann Baptiſta Rinnucini, Erzbiſchof von Fermo, verſehen mit der Vorſchrift, die Irländer, wo nicht ganz unter die vorige Römiſche Zinsbarkeit zurück zu bringen, doch wenigſtens in geiſtlichen Sachen von der päbſtlichen Gewalt abhängig zu machen, langte bald nach dem Abſchluſſe des geheimen Friedensvertrages in der Eigenſchaft eines päbſtlichen Nuntius in Irland an, um den

Verbündeten Beiſtand zu leiſten. Dieſe kamen ihm gleich bei ſeinem erſten Eintritte in die oberſte Rathsverſammlung mit der ſchmeichelhaften Verſicherung entgegen, daß ſie in Religionsſachen ohne ſeinen Rath und Beitritt nichts vornehmen wollten.

Rinnucini vereinigte in ſich alle der damahligen Prieſterſchaft eigenthümlichen Untugenden im äußerſten Grade. Er war ein frömmelnder, eitler, abergläubiſcher, heftiger Mann, ein Mann von grenzenloſem Ehrgeitze, der ſich von allen den Leidenſchaften hinreiſſen ließ, die geiſtlicher Hochmuth in der Fülle ſeiner ganzen Kraft nur immer zu erzeugen vermag. Er hatte ſich als das von Gott auserſehene Werkzeug der Bekehrung der Einwohner Groß-Britannien's zum katholiſchen Glauben zum voraus angekündigt. Dieſe Ankündigung, und die Meinung von ſeinen Fähigkeiten hatten den Pabſt beſtimmt, ihn in dieſer wichtigen Angelegenheit zu brauchen.

Rinnucini, ungeachtet ihn die oberſte Rathsverſammlung zu Kilkenny mit ſolcher Ergebenheit aufgenommen, ungeachtet Lord Herbert, ja ſelbſt der König ihn ſchon vor ſeiner Ankunft durch Briefe auf das ſchmeichelhafteſte begrüßt hatten, verurſachte dennoch bald allen Parteien viel böſe Händel. Ihm, deſſen Abſichten in Verbreitung des Pabſtthumes weit über Irland hinaus reichten, ſtand von Al-

lem, was bisher verhandelt worden war, wenig oder gar nichts an; und alle politiſchen Gründe, warum es für jetzt noch nicht rathſam ſey, die papiſtiſchen Anſprüche weiter zu treiben und vor aller Welt zu offenbaren, vermochten nichts über den frömmelnden Dünkling. Gleichwohl war die katholiſche Laienſchaft, ungeachtet der anfänglichen unterwürfigen Erklärung, nicht geſonnen, die Vortheile fahren zu laſſen, die ihr die bisherigen Bewilligungen des Königs verſprachen, und ſolcher Geſtalt durch fortgeſetzten Hader und Zwieſpalt ſo wohl ihre, als des Königs Sache zu Grunde zu richten. Er aber, nachdem er die katholiſchen Biſchöfe in ſeiner Wohnung verſammelt und auf ſeine Seite gebracht hatte, trug bei der General-Verſammlung ſehr eifrig darauf an, dem mit dem Lord Herbert abgeſchloſſenen Frieden zu entſagen, und dagegen auf einem andern zu beſtehen, der das Intereſſe aller Papiſten in allen Britiſchen Reichen umfaßte. Ein ſolcher war ſchon vorher auf Betrieb der Königinn zu Rom zwiſchen dem Pabſt und Sir Kenelm Digby entworfen worden, und der Pabſt war damit ſo wohl zufrieden geweſen, daß er auf den Fall der Annahme ſogleich hundert tauſend Kronen herzugeben, und dieſes Geſchenk alljährlich ſo lange fortzuſetzen verſprochen hatte, als der Krieg dauern würde. Von dieſem Entwurfe war dem Nuntius bald nach ſeiner Ankunft in Irland eine Abſchrift

von Rom aus mit der Vollmacht zugefertigt worden, daran zu ändern, hinweg zu nehmen, oder hinzu zu thun, was er für zuträglich erachten würde.

Vier Tage lang hatte schon zwischen dem Nuntius und der General-Versammlung zu Kilkenny die Debatte über diesen Gegenstand gedauert, als Lord Herbert, voll ungeduldigen Verlangens nach der zugesagten Hülfe, derselben dadurch ein Ende machte, daß er eine Urkunde von sich stellte, worin er nicht nur die von dem Pabste und der Königinn beliebten Artikel genehmigte, sondern es auch über sich nahm, die Bestätigung des Königs auszuwirken. Nun kam zwischen dem Nuntius und den Abgeordneten der General-Versammlung eine Übereinkunft zu Stande, wonach der Waffenstillstand noch drei Monathe fortdauern sollte, um indessen die Ankunft des Original-Vertrages von Rom aus zu erwarten, welcher alsdann von dem Nuntius und dem Lord Herbert zu vollziehen wäre. Da indessen dieser vornähmlich die Religion anging, so sollte dieser Umstand die Verbündeten nicht abhalten, mit dem Lord-Lieutenant unterdessen über weltliche Gegenstände zu unterhandeln; nur sollten sie nicht zu einem gänzlichen Abschlusse und zu einer Bekanntmachung vorschreiten, auch an der bürgerlichen Regierungsform nichts verändern, viel weniger etwas verhandeln,

das der Übereinkunft zwiſchen dem Nuntius und dem Lord Herbert Eintrag thäte.

Da man nun ſolcher Geſtalt mit dem Nuntius fertig war, ſo wurden Commiſſarien ernannt, um mit Ormond zum Schluſſe zu kommen; und dieſer, wiewohl mit jedem Umſtande der geheimen Unterhandlung bekannt, war dennoch ehrvergeſſen genug, die letzte Hand an das ſo lange unter der Arbeit geweſene Werk zu legen. Ein ſchändlicher Vertrag kam am 28. März, 1646, zu Stande, wonach die Rebellen zwiſchen dem nächſtfolgenden erſten Aprill und erſten Mai zehn tauſend Mann Fußvolk, wohlgerüſtet und mit allem Nothwendigen verſehen, nach England oder Wales überzuſetzen gehalten waren. Allein auch aus dieſem Vertrage, der auf Koſten alles deſſen, was Ehre und Pflicht heißt, erkauft worden war, zog der in Schuld und Unglück verſunkene König keinen Vortheil. Die Händel des Nuntius, und das ſchlaue Betragen der Rebellen hatten ihn ſo lange verzögert, daß ſeine Sache in England in die ſchlimmſte Lage gerathen, und ihm kaum das Andenken einer Armee übrig geblieben war. Dieſen Umſtand benutzten die Rebellen, ihre Verheiſſungen nicht zu erfüllen. Sie wüßten ja nicht, hieß es, an welcher Stelle der Engliſchen Küſte ſie landen ſollten; ſie wären von keiner hinlänglich vorhandenen Reiterei zu ihrer Unterſtützung verſichert; und wüßten überhaupt

nicht, in welcher Lage die Angelegenheiten des Königs ſich befänden. Außer dem wäre es dem Könige weit zuträglicher, ihm wenigſtens Ein Königreich frei und ſicher zu ſtellen, als unter Mühſeligkeiten und Gefahren in England für ihn zu kämpfen.

Zu einem nothwendigen Vorſpiele der Vereinigung beiderſeitiger Kräfte hatte man den oberſten Rath der Rebellen dahin vermocht, die mit Ormond abgeſchloſſenen politiſchen Friedensartikel beſonders kund machen zu laſſen. Der Nuntius aber hatte ſich längſt erkläret: Er würde nicht zugeben, daß der politiſche Friede ohne den Religionsfrieden, weßfalls die Ankunft der Original-Urkunde aus Rom erſt abzuwarten wäre, viel weniger, daß der Religionsfriede ohne die unverzügliche freie und öffentliche Religionsübung bekannt gemacht würde. Jetzt wiederhohlte er förmlich ſeinen von zwei Titular-Erzbiſchöfen und ſechs Biſchöfen mit unterzeichneten Widerſpruch; und da er bei dem oberſten Rathe nicht die gehörige Unterwürfigkeit fand, ſo griff der ſtolze und hitzige Prälat, unterſtützt von ſeiner Prieſterpartei, zu den geiſtlichen Waffen, zu Bannſtrahlen und Interdicten, gegen alle diejenigen, die zu dem Frieden mitgewirkt hatten und demſelben anhingen. Dieſe konnten bei einem elenden Volke, das, wie die Irländer, ſo tief in einem allen Muth, alle Kraft, alle Selbſtſtändigkeit erſtickenden Aberglauben ver-

ſunken war, ihre Wirkung nicht verfehlen. Bald erhob ſich ein allgemeines Geſchrei durch das ganze Königreich gegen einen Frieden, der, wie es hieß, die Religion hintanſetzte. Der von Ormond zur Kundmachung ausgeſendete Herold konnte weder zu Waterford, von wannen die hierarchiſche Donnerwolke ausgezogen war, noch anderwärts unter Papiſten ſein Geſchäft verrichten, wenn er nicht ſein Leben verlieren wollte. Die Mitglieder des Raths zu Kilkenny wagten es nicht, hiergegen etwas zu unternehmen, wie gern ſie es auch gethan hätten; vielmehr wandten ſie ſich mit nachgibiger Bothſchaft nach Waterford zu Beilegung der Irrungen. Allein man empfing ſie daſelbſt in ſehr hohem Tone und mit ausſchweifenden Anforderungen. Owen O'Neil und Preſton, deren Vortheile bei dem Friedensvertrage, ihrer Meinung nach, nicht hinreichend bedacht, und welche daher von der neuen geiſtlichen Conföderation in ihr Intereſſe gezogen waren, ſollten zur Sicherheit derſelben, jener General der Reiterei, und dieſer General-Major und Feldherr der Truppen werden.

Dem Marquis von Ormond ging es beinahe noch ſchlimmer, als ſeinem Herolde. Einige Zeit nach dem abgeſchloſſenen Frieden hatte er ſich von Dublin aus nach Kilkenny begeben, um die Unterwerfung der Rebellen anzunehmen, und ſich mit ihnen über die Vereinigung beiderſeitiger

Macht gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu beſprechen. Als er von da weiter und nach Caſhel gehen wollte, um daſelbſt die Gemüther des Volkes dem Frieden und ſich ſelbſt geneigt zu machen, benachrichtigte ihn der Mayor unweit der Stadt, daß Owen O'Neil dieſelbe mit augenſcheinlichem Untergange bedrohete, wofern ſie ihn aufnähmen, indem derſelbe ſchon mit ſeinem ganzen Heere heranrückte. Gleichwohl hatte Ormond nicht lange vorher dieſen Mann durch ſeinen Vetter Daniel O'Neil auf das freundlichſte beſchickt, und ihn durch die ſchmeichelhafteſten Verſprechungen von dem Nuntius ab und auf die königliche Seite zu ziehen geſucht. Indem Ormond ſich noch bedachte, ob er weiter gehen, oder lieber unverrichteter Sachen nach Dublin zurück kehren ſollte, kam ihm eine neue Nachricht durch den Grafen von Caſtlehaven zu, daß er unſtreitig von Dublin abgeſchnitten werden, und in O'Neil's oder Preſton's Hände fallen würde, wofern er nicht augenblicklich zurück kehrte, und Dublin noch vor ihnen zu erreichen ſuchte. Jetzt ſäumte er nicht länger, und erreichte glücklich Dublin ohne einen weitern Verluſt, als den ſeines Reiſegeräthes zu Kilkenny, und den ſeiner Ehre, daß er ſich von den Rebellen ſo grob und öffentlich hatte hintergehen laſſen.

Zwar hatte er ſeinen Reiſebegleiter, den Lord Digby, zu Kilkenny zurück gelaſſen, um das geſtörte Geſchäft fortzu-

ſetzen und zu vollenden, und dieſer ſparte nichts, ſelbſt nicht die entehrendſten Verheiſſungen, um die widerſpänſtige Geiſtlichkeit und den Nuntius zu gewinnen. Allein dieſem ging Alles allzu ſehr nach Wunſche, als daß er ſich hätte überwinden können, irgend einem Vorſchlage Gehör zu geben. Owen O'Neil, der um dieſe Zeit Roscria erobert, und nach Gewohnheit Mann, Weib und Kind mit der Schärfe des Schwertes geſchlagen hatte, näherte ſich bald der Stadt Kilkenny, und nöthigte das Schloß derſelben zur Übergabe an die neue Conföderation. Am 18. September konnte der Nuntius in ſtattlicher und zahlreicher Begleitung ſeinen feierlichen Einzug dort halten. Die Geiſtlichkeit riß nun die Zügel der ganzen Regierung an ſich, nahm die meiſten Mitglieder des vorherigen oberſten Rathes, ſammt allen denjenigen in Verhaft, welche einigen Eifer für den Frieden gezeigt hatten, und errichtete einen neuen Rath, dem vorigen gleich an Macht und Anſehen, der aus vier Biſchöfen und acht Laien beſtand, und wovon der Nuntius Präſident war. Der eifrigſte Freund des Königs, Lord Herbert, der ſich mit Leib und Seele dem Nuntius ergeben hatte, wurde an die Stelle des Lords Muskerry zum General von Munſter beſtellet, mit der Anwartſchaft auf die Lord-Lieutenants-Stelle, wenn der Marquis von Ormond aus Dublin vertrieben werden ſollte. Denn dieß war das Letzte, womit die neue

Zuſammenrottung das Werk ihrer Empörung zu krönen ſtrebte.

Ormond, unvermögend, eine Belagerung auszuhalten, nahm in dieſer Bedrängniß ſeine Zuflucht zu dem Engliſchen Parlamente. Das Parlament, dem nichts erwünſchter kommen konnte, als dieſe Gelegenheit, ſeine Macht, ohne großen Aufwand von Blut und Geld, auch über Irland auszubreiten, zögerte nicht, eine Unterſtützung, und zugleich fünf Commiſſarien überzuſenden, die mit dem Lord-Lieutenant wegen Übergabe des Schwertes und der Beſatzungen unterhandeln ſollten. Allein kaum war die bloße Nachricht hiervon erſchollen, als ein allgemeiner Schrecken die Rebellen befiel. Der bereits bis Lucan vorgedrungene Owen O'Neil entfernte ſich; der Nuntius und ſein neuer Rath, die gleichfalls ihren Zug ſchon nach Dublin gerichtet hatten, machten ſich eiligſt nach Kilkenny zurück; und Preſton ließ ſich von dem Marquis von Clanrickard durch Verheiſſungen bewegen, den Frieden anzunehmen, dem Könige hinfort gehorſam zu ſeyn, und ſich mit Ormond ſo wohl gegen die unmittelbaren Feinde des Königs, als auch gegen alle diejenigen zu vereinigen, die ſich nicht auf gleiche Bedingungen mit ihm fügen wollten. Als Ormond die ihm ſo nahe drohende Gefahr auf eine ſo ſchnelle und unerwartete Weiſe von ſich entfernt ſah, verging ihm auch die Luſt, Dublin den Händen

des Parlamentes zu überliefern. Nachdem er die Commiſſarien vier Tage lang mit Unterhandlungen hingehalten hatte, fehlte es ihm nicht an Vorwänden, die Übergabe gänzlich zu verweigern. Unverrichteter Sachen mußten die Commiſſarien ſich wieder einſchiffen. Sie ſteuerten hierauf mit ihrer Unterſtützung nach Ulſter, wo aber die Schotten ſie weder in Carrickfergus noch Belfaſt aufnehmen wollten.

Ormond bekam indeſſen bald Urſache, ſeine Falſchheit zu bereuen. Preſton, auf deſſen Beiſtand er ſich ſo ſehr verlaſſen hatte, wurde treulos, und trat wieder auf die Seite des Nuntius über. Dieſer vermochte über eine nach Kilkenny zuſammen berufene General-Verſammlung ſo viel, daß der mit dem Lord-Lieutenant abgeſchloſſene Frieden durchaus verworfen, daß ein neues Gewebe von ausſchweifenden Anſprüchen zu Stande gebracht, ein neuer Bundeseid vorgeſchrieben, und von jedem Mitgliede abgelegt wurde. Die Geiſtlichkeit, und diejenige Partei von Rebellen, welche ſich im Anfange der Empörung aller erwähnten Grauſamkeiten in Ulſter ſchuldig gemacht hatte, beherrſchten jetzt die ganze Conföderation; und in ihrer General-Verſammlung wurde ganz öffentlich darauf angetragen, ſich an den Pabſt, oder einen andern fremden Fürſten, beſonders an den König von Spanien, um Beiſtand zu wenden, und einem ſolchen das Protectorat über Irland anzubiethen. —

Ormond, der ſich vergebens bemühet hatte, mit der papiſtiſchen Partei endlich einmahl überein zu kommen, und ſich gänzlich außer Stande ſah, ihren vereinten Kräften zu widerſtehen, wendete ſich zum zweiten Mahle an das Engliſche Parlament um Beiſtand, und erboth ſich, auf die vorher von ihm verweigerten Bedingungen, die Beſatzungen und das Schwert an ſolche Perſonen abzuliefern, als dasſelbe hierzu abordnen würde. Das Parlament aber, um ſich nicht abermahls hintergehen zu laſſen, beſtand darauf, daß er zuvörderſt einen ſeiner Söhne nebſt noch einigen Perſonen von Range als Geißeln für die richtige Erfüllung ſeines Verſprechens überſenden ſollte. Hierzu verſtand er ſich ſogleich; und als die Geißeln in England angekommen waren, gingen die vorigen fünf Commiſſarien, mit eben den Aufträgen verſehen, nach Irland ab, und landeten zu Dublin am 7. Junius, 1647, begleitet von einem Hülfscorps von mehr, als ſechs hundert Mann Reiterei und vierzehn hundert Mann Fußvolk. Am 19. desſelben Monaths kam ein Vertrag zu Stande, Kraft deſſen der Lord-Lieutenant die Regierung am 28. unter folgenden Bedingungen abtreten ſollte: Die Proteſtanten, und alle Andern, welche Abgaben entrichtet hätten, ſollten an ihren Perſonen und Gütern geſchützt, und alle Perſonen vom höhern und niedern Adel, welche mit Ormond Irland verlaſſen wollten, mit Päſſen verſehen werden. Alle Katholi-

ken, welche den Rebellen weder zugethan, noch beförderlich geweſen wären, ſollten, je nach dem ſie ſich betragen würden, in Anſehung eines ruhigen Genuſſes ihrer Wohnungen und Habſeligkeiten auf die Gunſt des Parlamentes rechnen dürfen.

Dieſe Übergabe von Dublin war nicht ohne Bewilligung des Königs geſchehen; und von den zwei unumgänglichen Übeln, die Stadt entweder den Händen des Parlamentes, oder den Rebellen zur Beute zu überlaſſen, hatte man das erſte vorzuziehen für gut befunden. Ormond blieb daher nach wie vor der Günſtling des Königs und das thätige Werkzeug ſeiner Abſichten. Kraft des Übergabevertrages durfte er nach England kommen, und ſich ſechs Monathe daſelbſt aufhalten, um eine vollſtändige Ausſöhnung mit dem Parlamente zu unterhandeln. Wofern aber dieſe nicht gelänge, ſtand es ihm frei, ſich nach Ablauf dieſer Friſt über Meer außerhalb Landes zu begeben. Ormond ging alſo nach der Übergabe zuerſt nach England, wo der König ſich damahls, nachdem er von den Schottländern ausgeliefert worden war, zu Hamptoncourt in den Händen der Parlaments-Armee befand. Er machte ihm daſelbſt nicht nur häufig ſeine Aufwartung, ſondern hatte auch viel Umgang mit den Anhängern des Königs und den in England ſich aufhaltenden Schottländiſchen Abgeordneten, mit welchen

insgeheim ein neuer Verſuch zu Gunſten des Königs entworfen wurde. Zugleich führte er mit dem Lord Inchiquin in Irland von England aus einen geheimen Briefwechſel. Denn dieſer, welcher ſich für die großen Dienſte, die er dem Parlamente durch ſeinen gemeldeten Abfall von der Partei des Königs geleiſtet, nicht hinlänglich belohnt hielt, hatte, ſeiner neuen Oberherren müde, beſchloſſen, in ſeine vorigen Verbindungen zurück zu treten.

Da Ormond durch ſein Benehmen in England der Armee, zwiſchen welcher und dem Parlamente damahls allerlei Irrungen obwalteten, verdächtig geworden war, ſo lief er, ungeachtet der ihm von dem Parlamente verheiſſenen Sicherheit, Gefahr, bei der Armee in Verhaft zu gerathen, als kaum etwas mehr, als die Hälfte der ihm bewilligten Friſt verſtrichen war. Benachrichtigt von dieſer Gefahr, nahm er zuvörderſt noch Abrede mit dem Könige für die Zukunft. Dieſer unternahm bald hierauf die bekannte Flucht von Hamptoncourt nach der Inſel Wight. Ormond floh verkleidet aus England nach Frankreich, und begab ſich nach Paris, wo die Königinn und der Prinz von Wales ſich aufhielten.

Ungeachtet das Engliſche Parlament durch den erlangten Beſitz von Dublin, zum Verdruß ſo wohl, als Schrecken der Rebellen, ſo guten Fuß in Irland gefaßt hatte, ſo verhinderten dennoch die damahligen Händel desſelben mit ſei-

ner unruhigen Armee, und der Ausbruch des zweiten Bürgerkrieges, begleitet von dem Einfalle der Schottländer in England, ſolche Anſtalten, als erfordert wurden, die Unruhen in Irland gänzlich zu dämpfen. Dieſe waren den Zeiten der republicaniſchen Kraft vorbehalten, an welche wir nun bald gelangen werden.

Kaum war Dublin den Händen des Parlamentes übergeben, ſo bereueten die Katholiken ihr verkehrtes Benehmen, wodurch ſie den Marquis von Ormond zu einem Schritte genöthigt hatten, der nothwendig die Kräfte ihres Feindes verſtärken mußte. Noch höher ſtieg dieſe Reue durch einige beträchtliche Niederlagen, die ſie erlitten; durch ein mit Verachtung zurück gewieſenes Anerbiethen des hohen und niedern Adels von dem Pfahle, ſich auf die Bedingungen des letzten Friedens zu unterwerfen, den man doch einſt aus den Händen des ſchmeichelnden Königs anzunehmen ſich geweigert hatte; und endlich durch die Beſorgniß der Irländer von Engliſcher Abkunft vor der Partei des Nuntius und der furchtbaren Macht des ihm anhangenden Owen O'Neil, der durch jenen zum General von Comiaught beſtellt worden war, und die ganze Provinz Ulſter, nebſt drei oder vier Grafſchaften von Leinſter in ſeiner Gewalt hatte. Alle dieſe Umſtände begünſtigten die Wünſche und die Ab-

ſichten der Anhänger Ormond's, ihren Gönner auf ſeinen vorigen Poſten zurück zu bringen.

Das Spiel der Ränke, geleitet durch Ormond und Inchiquin, der mit jenem längſt heimlich einverſtanden war, gelang. Inchiquin, verbündet mit den Irländern von Engliſcher Abkunft, erklärte, ſo bald er ſeine Zeit erſah, öffentlich ſeinen Abfall vom Parlamente, und ſtellte ſich zugleich als Widerſacher des Nuntius und des Owen O'Neil dar. Jenen belagerte er zu Galway, und dieſen trieb er bis über den Shannon zurück. Als die gute Bothſchaft hiervon, nebſt Inchiquin's dringenden Einladungen an Ormond nach Paris gelangten, ſo ſäumte dieſer nicht länger, nach Irland über zu gehen. Er landete am Ende des Septembers, 1648, zu Cork, und wurde von Inchiquin, als Präſidenten von Munſter, pomphaft, wie es einem Lord-Lieutenant gebühret, empfangen. Die Katholiken von dem Pfahle, die den Nuntius jetzt eben ſo herzlich haßten, als ſie Anfangs ihn gefeiert, die ihn ſogar aus dem Königreiche vertrieben und zu Rom verklagt hatten, wetteiferten mit einander in der Verehrung gegen Ormond. Zurück gewieſen vom Engliſchen Parlamente, hatten ſie ſich bereits durch Commiſſarien um Erneuerung des Friedens an die Königinn gewendet. Ein zweiter Friedensvertrag, wenig von dem erſten verſchieden, kam daher jetzt ſogleich zu Stande; und

Ormond, in der Eigenschaft eines königlichen Lord-Lieutenannts, erhielt das Commando über die nunmehr vereinten Protestanten und Katholiken. Es sollten jedoch zwölf von der General-Versammlung zu ernennende Commissarien so lange an seiner Herrschaft Antheil nehmen, bis der Friede in voller Parlaments-Versammlung genehmigt seyn würde.

Allein die Hoffnung, welche diese neue Gestalt der Dinge den Rebellen einflößte, schwand gänzlich nach dem unglücklichen Erfolge der ersten Unternehmung ihres neuen Anführers. Schon sehr zeitig im Frühlinge, 1649, ging Ormond mit drei tausend sieben hundert Mann Fußvolk und vier tausend fünf hundert Mann Reiterei auf Dublin los. Er bemächtigte sich auf seinem Zuge verschiedener Besatzungen; nahm durch ein Detachement seines Heeres, angeführt von dem Lord Inchiquin, seinem General-Lieutenant, Drogheda weg; und lagerte sich zu Rathmines, in der Absicht, der Stadt Dublin die Hülfe zur See abzuschneiden. Gleichwohl hatte er schon am ersten Tage seiner Ankunft daselbst den Verdruß, zu sehen, daß die Obersten Reynolds und Venables, nebst einer ansehnlichen Unterstützung an Reiterei, Fußvolk, Geld und andern Bedürfnissen, mit einem guten Winde von Osten dort einliefen. Dennoch nahm er noch das Schloß Baggatrath weg, wodurch er dem Feinde wenigstens den Unterhalt für die Pferde abgeschnitten haben

würde, wofern er ſich nicht durch einen ſtarken Ausfall aus der Stadt hätte überraſchen, und ſein ganzes Heer zu Grunde richten zu laſſen.

So hart ſchon dieſer Schlag den Rebellen fallen mußte, ſo ſchmetterte doch bald Cromwell's Ankunft zu Dublin, welcher ſich von der nunmehrigen Republik zum Lord-Lieutenant von Irland hatte beſtellen laſſen, und ein anſehnliches Corps von Reiterei und Fußvolk mit ſich brachte, ſo wie den Muth, alſo ihre Kraft noch vollends zu Boden. Drogheda war der erſte Gegenſtand der Engliſchen Rache. Obgleich mit zwei tauſend Mann Fußvolk und einem Regimente Reiterei, dem Kerne der Irländiſchen Armee, beſetzt; obgleich ſo gut befeſtigt, daß der Befehlshaber des Platzes, Sir Arthur Aſton, es unternahm, die Fortſchritte des Feindes, wenigſtens für dieſen Feldzug, dadurch zu hemmen: ſo drang doch der unwiderſtehliche Cromwell ſchon mit dem dritten Anfalle in die Stadt, und ließ, zum warnenden Beiſpiele der Züchtigung für die jetzige und künftige Zeit, nicht nur die ganze Beſatzung, ſondern auch die meiſten Einwohner niederhauen. Die Wenigen, welche das Schwert verſchonte, wurden in die Engliſche Niederlaſſung nach Barbados in Weſtindien geſendet.

Das Schickſal von Drogheda verbreitete ein ſo allgemeines Schrecken, daß man allenthalben von nichts, als von

Friedensunterhandlungen ſprach. Einige Plätze räumten die Königlichgeſinnten ſogleich von ſelbſt. Die Verehrung, deren Ormond vor kurzen noch genoß, verwandelte ſich bald in Unwillen und Verachtung. Er behielt nicht über funfzehn hundert Mann Fußvolk und ſieben hundert Mann Reiterei beiſammen. Keine der anſehnlichern Häfenſtädte wollte weder ihn ſelbſt, noch Beſatzung von ihm aufnehmen. Dieſe Umſtimmung der Gemüther mußte nothwendig Cromwell's Eroberungen beſchleunigen. Er benutzte ſie auch ſo gut, daß er noch in der ſpäteſten Jahrszeit vor Wexford rückte, und die Stadt bald einnahm, nachdem Stafford, der Befehlshaber des Schloſſes, dieſes auf Bedingungen übergeben hatte. Die Beſatzung der Stadt erfuhr eben das Schickſal, wie die zu Drogheda. Roſſe und andere feſte Plätze wurden nicht ſchneller angegriffen, als eingenommen. Alle Städte in Munſter, welche Lord Inchiquin mit Engliſchen Beſatzungen verſehen hatte, empörten ſich, und verſchafften dadurch ſich und ihren Beſatzungen ein beſſeres Schickſal. Der Sieger rückte hiernächſt auf Waterford vor. Da aber dieſe Stadt zu einer kräftigen Gegenwehr gerüſtet, und Cromwell's Heer, ſeit ſeiner erſten Ankunft, allzu ſehr in beſtändiger Bewegung geweſen war, ſo hob er die Belagerung auf, und bezog die Winterquartiere.

Um den allgemeinen Untergang abzuwenden, womit das

Glück der Engliſchen Waffen die Rebellen bedrohete, kam endlich eine Vereinigung der alten und neuen Irländer zu Stande, deren gegenſeitigen Haß bisher weder die gemeinſchaftliche Verſchuldung, noch das gemeinſchaftliche Intereſſe zu ſchwächen vermocht hatten. Kraft dieſes Haſſes hatte ſich Owen O'Neil nicht nur einſt geweigert, den Frieden anzunehmen, ſondern ſich auch beinahe geneigt zum Gehorſam, ja, bei einigen Gelegenheiten in der That ſogar dienſtbefliſſen gegen die Republik England bezeigt. Allein das Engliſche Parlament war zu edel und zu heroiſch geſtimmt, um einen Böſewicht, wie Owen O'Neil, freundlich dafür anzublicken. Es hatte ſogar einigen ſeiner Officiere es verwieſen, daß ſie ſich mit ihm eingelaſſen hatten. Ein ſolches Betragen und das Schickſal von Drogheda überzeugten endlich den Owen O'Neil von der Nothwendigkeit einer Vereinigung, die er bisher immer verweigert, ſo lebhaft auch Ormond darauf gedrungen hatte. Um die Zeit, da Cromwell vor Wexford rückte, wurde ein Vertrag geſchloſſen, vermöge deſſen O'Neil in wenigen Tagen mit ſeinem Heere zu Ormond ſtoßen ſollte, gegen deſſen ſchwache Hoffnung, die verſchiedenen Factionen in Irland unter ſeine Fahne zu vereinigen, die Hinderniſſe ſich täglich vermehrten. Denn die Schotten, ob ſie gleich mit dem jungen Könige ſich geſetzt hatten, thaten dennoch nichts für ſeine Sache, ſondern

hielten ſich nur unter einander zuſammen, und verfuhren vertheidigungsweiſe gegen alle Parteien. Die Widerſpänſtigkeit der Irländiſchen Geiſtlichkeit ging gar ſo weit, den Marquis von Ormond einer Verletzung der Friedens-Artikel zu beſchuldigen; ihn aus dem Königreiche zu verweiſen; die Irländer zu der alten Verbündung zurück zu rufen; und endlich gar alle diejenigen in den Kirchenbann zu thun, die dem Lord-Lieutenant noch anhängen würden.

Sehr zeitig rückte Cromwell im nächſten Frühlinge ſchon wieder in das Feld, und eroberte Callon, Gouran, Kilkenny und Clonmell. Schon wollte er Waterford zum zweiten Mahle angreifen, als er plötzlich nach England abgerufen wurde. An ſeine Stelle trat Ireton als Oberbefehlshaber in Irland auf; ein Mann, dem es an Muth, an Thätigkeit, an unermüdetem Eifer im Dienſte der Republik kein Bürger zuvor, wenige gleich thaten. Nicht minder raſch, als unter Cromwell's Händen, ging unter den ſeinigen das Geſchäft der Eroberung von Statten. Waterford wurde eben ſo ſchnell eingenommen, als umlagert; Duncannon und das Schloß Carlow nicht minder. A'Ehlone in der Grafſchaft Connaught ergab ſich an Sir Charles Coote und Reynolds. Kein einziger Verſuch der republicaniſchen Engländer auf irgend eine Feſtung oder Stadt mißlang.

Während dieſer ſiegreichen Fortſchritte war der Marquis von Ormond, durch den plötzlichen Tod Owen O'Neils und die gänzliche Niederlage der Ulſter-Armee unter der Anführung Macmahon's, Titular-Biſchofs von Clogher, gänzlich des Beiſtandes beraubt worden, den er von den urſprünglichen Irländern erwartet hatte, und auf dieſe Weiſe an Macht und Anſehen ſo tief herabgeſunken, daß er nicht im Stande war, etwas in's Feld zu ſtellen, das auch nur den Nahmen einer Armee verdient hätte. In einer ſo troſtloſen Lage ſah er ſich, da er noch vollends von dem Fluche der Geiſtlichkeit verfolgt wurde, genöthigt, den Befehlshaberſtab den Händen des Marquis von Clanrickard zu überliefern, und das Königreich zu verlaſſen, ob er gleich niederträchtig genug geweſen war, alle Proteſtanten aus ſeinem Dienſte zu entlaſſen, und ſogar aus Irland zu entfernen, um allein an der Spitze einer bloß papiſtiſchen Macht zu ſtehen. Denn auch dieß Opfer konnte den Pfaffenhaß nicht verſöhnen.

Die Sache der Irländer gewann dadurch nichts, daß ſie nun in der Perſon des Marquis von Clanrickard ein papiſtiſches Oberhaupt hatten. Zwar geſchah, ehe ſie noch weiter in die Enge getrieben wurden, in einer allgemeinen Verſammlung von ihnen der Vorſchlag, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, und Alles gutwillig abzutreten, was

noch in ihren Händen wäre; allein ihre Hoffnungen wurden durch den Beſchluß der Engländer vereitelt, ihnen nicht zu bewilligen, was den Lauf der Gerechtigkeit gegen ihre Vergehungen hemmen, und den Plan der mit ihnen vorhabenden Reformation einſchränken könnte. Gleichwohl herrſchten immer noch Unentſchloſſenheit und Zwietracht in ihren Rathsverſammlungen, und weder Muth noch Kraft belebten ihre Vertheidigungsanſtalten.

Dagegen rüſtete ſich Ireton während des Winters deſto lebhafter zu einem frühen Feldzuge; und Limmerie, die einzige wichtige Stadt, die ſich noch in den Händen der Rebellen befand, wurde ſchon im Aprill von der ganzen Engliſchen Heeresmacht umlagert. Die Einwohner, obſchon in der äußerſten Bedrängniß, verweigerten dennoch dem Marquis von Clanrickard den Eintritt in die Stadt. Kaum hatte die Belagerung drei Tage gedauert, als ſchon von Übergabe geſprochen wurde. Da vollends Lord Muskerry, der mit einem ſtarken Corps zum Entſatze herangerückt war, von einem Detachement der Iretoniſchen Armee, unter Anführung des Lords Broghilt, zurück geſchlagen wurde, ſo kamen der Magiſtrat und die Officiere auf dem Stadthauſe zuſammen, und beſchloſſen, zu einer Unterhandlung zu ſchreiten, deren Fortgang durch keinerlei Einwand von irgend Jemanden aus der Stadt unterbrochen werden ſollte.

Umſonſt ſetzten ſich die Biſchöfe von Limmeric und Emly dagegen; umſonſt bedroheten ſie die Bürger mit dem Kirchenbanne, wenn man zu einem Vertrage fortſchritte, welcher die Geiſtlichkeit irgend einer Züchtigung ausſetzte. Man achtete nicht darauf, und ernannte Commiſſarien zur Unterhandlung. Die Biſchöfe ſprachen ihren Bann aus, und belegten die Stadt mit einem beſtändigen Interdict, wofern man von dem Unternehmen nicht abließe. Der Commandant der Stadt, Hugh O'Neil, widerſetzte ſich gleichfalls der Übergabe. Allein ein gewiſſer Oberſter Fennell, der, nachdem er einen Paß zu Killaloo an den Feind verrathen, ſeine Zuflucht nach Limmeric genommen hatte, erhielt von dem Stadt-Mayor die Schlüſſel; bemächtigte ſich, in Verbindung mit noch mehrern Officieren, zweier Thore; richtete die Kanonen gegen die Stadt; und ließ zwei hundert Mann von den Belagerern herein. In dieſer äußerſten Noth ergab ſich die Stadt auf folgende, ſchon vorher von Ireton angebothenen Bedingungen: Die Beſatzung mußte die Waffen ſtrecken, und durfte dann abziehen, wohin ſie wollte; die Einwohner erhielten drei Monathe Zeit, ihre Perſonen, und noch drei Monathe, ihre Habſeligkeiten aus der Stadt hinweg, und an denjenigen andern Ort des Königreiches zu ſchaffen, den ihnen die Regierung zum künftigen Wohnplatze anweiſen würde. Unter den von der Vorſchonung ausgenom-

menen Perſonen wurden der erwähnte Commandant erſchoſſen, und der Biſchof von Emly gehenkt. Selbſt der Stadt-Mayor, wiewohl er ein Werkzeug der Übergabe geweſen war, konnte dennoch für vorherige Vergehungen der republicaniſchen Strenge nicht entgehen.

Groß und glänzend waren alle dieſe ſchnellen Eroberungen der jungen Republik in Irland; allein groß und unerſetzlich war auch der Verluſt, den ſie um dieſe Zeit durch Ireton's Tod erlitt. Seine Anſtrengungen während der Belagerung von Limmeric hatten ihm eine Krankheit zugezogen, woran er bald nach der Übergabe der Stadt ſtarb. Ireton, einer der vorzüglichſten Männer, welche in der Republik England, und für dieſelbe eine Rolle ſpielten, war der Sohn eines angeſehenen Privatmannes in Nottinghamſhire. Seine erſte und ſchon ſehr frühe Jugendbildung erhielt er als Mitglied des Dreieinigkeits-Collegiums in Oxford, woſelbſt er ſchon in einem Alter von ſechzehn Jahren eine akademiſche Ehrenſtufe beſtieg. Von da an wurde ſeine Erziehung, nach der Weiſe der damahligen Zeiten, in den ſo genannten Rechtshöfen, (Inns of Court,) vollendet. Kaum war der Kampf gegen die Hof-Tyrannei begonnen, als auch Ireton, einer der unerſchrockenſten Widerſacher derſelben, die Waffen ergriff, und ſich unter die Fahne des Parlamentes in der Grafſchaft Weſtmorland ſtellte. Schnell

erhob er ſich vom Hauptmann zum Oberſten eines Regiments-Reiterei, und durch Vorſchub der Independenten wurde er General-Commiſſarius der neu eingerichteten Armee. Seine Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten waren ſo vorzüglich, daß man ihn ganz allein an die Spitze der independentiſchen Angelegenheiten gegen die Presbyterianer ſtellte. Er entwarf alle ſchriftlichen Erklärungen und Vorſtellungen der Armee; er war Verfaſſer jener berühmten „Übereinkunft des Volkes„ für welche die Levellers vergebens kämpften; ſeine männliche und unerſchütterliche Standhaftigkeit trug nicht wenig zur Entſcheidung über das Schickſal des Königs und der Engliſchen Monarchie bei. Er, der als Privatmann der anhänglichſte, zärtlichſte Freund war, verfocht und handhabte dennoch, als Rathsmann, die genaueſte und unparteiiſchte Gerechtigkeit. Weisheit begleitete ihn in die Raths-Verſammlung; unerſchrockene Tapferkeit in das Schlachtfeld. Adel herrſchte in ſeinen Geſinnungen, Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit leiteten ſein Betragen. Raſtlos war er im Dienſte für den Staat; unauslöſchliche Liebe zur Freiheit des Vaterlandes durchglühte ſeinen Buſen.

So lauten von ihm die Zeugniſſe zwar republicaniſch geſinnter, aber doch glaubhafter Schriftſteller; und Thatſachen beſtätigen dieſe Züge ſeines Charakters. Gleichwohl laſſen ſein früher Abtritt von einem Schauplatze, wo die

entſcheidendſten Prüfungen ſeinen Tugenden erſt noch bevorſtanden, ſo wie auch ſeine Familienverbindung mit Cromwell, deſſen Schwiegerſohn er war, das Urtheil der Nachwelt in einiger Ungewißheit. Anti-Republicaner haben freilich, wie ganz und gar nicht zu verwundern iſt, nicht ermangelt, ſeinen Charakter, beſonders des letzten Umſtandes wegen, mit den gehäſſigſten Zügen darzuſtellen. Ihnen zu Folge hatten alle Anſtrengungen ſeines Genius kein höheres Ziel, als das, der Lieblingsſclave eines Deſpoten von ſeiner eigenen Schöpfung zu werden; ihnen zu Folge war er weiter nichts, als ein ehrloſes Werkzeug von Cromwell's Ehrgeitz. Allein dieß ſind denn doch nur Vermuthungen, die bei weiten nicht hinlänglich von Thatſachen unterſtützt werden. Sollte ſich ſeine Tugend in der Folge auch nicht als die reinſte und höchſte bewährt haben, wenn das Zepter der höchſten Gewalt ſich ſeinen Händen erreichbar dargebothen hätte, ſo war er doch ſicher zu großherzig, ſich freiwillig unter irgend ein fremdes Joch zu beugen.

Dankbar gegen die ungemeinen Verdienſte des Verſtorbenen, bewilligte das Parlament von England, auf die Nachricht von ſeinem Tode, der Witwe und den Kindern desſelben ein jährliches Gehalt von zwei tauſend Pfund Sterling aus den verwirkten Gütern des Herzogs von Buckingham. Ein prachtvolles Leichenbegängniß wurde ihm zu

Ehren auf öffentliche Koſten veranſtaltet, und ſein Leichnam zu Weſtmünſter, in der Capelle Heinrich's des Siebenten, beigeſetzt.

Nach Ireton's Tode wurde von und aus den Commiſſarien, welche nach Cromwell's Abrufung das Parlament zu Ireton's Beiſtande nach Irland geſendet hatte, Edmund Ludlow, ein Mitglied des Engliſchen Staatsrathes, zum Oberbefehlshaber der republikaniſchen Macht in Irland beſtellet. Der herannahende Winter that zwar dem Fortgange der Engliſchen Waffen auf eine Zeit lang Einhalt; allein kaum erſchien der nächſte Frühling, als Galway, die letzte Stadt, welche die Rebellen noch inne hatten, belagert und eingenommen wurde. Die Irländer, nachdem ſie in ihrer verzweifelungsvollen Lage ſich umſonſt an den König von Spanien um Hülfe gewendet hatten, bothen dem Herzoge von Lothringen die Schutzherrſchaft über ſich und ihr Land an. Die geringe Unterſtützung an Gelde, die ihnen dieſer Fürſt zu leiſten vermochte, reichte nicht weit hin; und bald ſahen ſie ſich auf das äußerſte gebracht. In dieſer Bedrängniß bathen ſie zu wiederhohlten Mahlen um ein ſicheres Geleit für ihre Abgeordneten, um mit der neuen Republik über die Bedingungen ihrer Unterwerfung zu handeln. Allein die Staats-Commiſſarien gaben ihnen, in Alt-Römiſchem Geiſte, zur Antwort: „Nur dem Parlamente von

England käme es zu, ihrer Nation eine Verfaſſung zu geben; dasſelbe würde diejenigen, welche friedlich uud ſeiner Gewalt unterwürfig gelebt hätten, von denen zu unterſcheiden wiſſen, welche in dem erſten Jahre der Rebellion Mord und Grauſamkeiten an den Proteſtanten verübt oder begünſtigt hätten. Ein ſicheres Geleit könnte ihnen nicht bewilligt werden; diejenigen aber, welche freiwillig die Waffen niederlegen und ſich unterwerfen würden, ſollten ſo günſtig behandelt werden, als ſie es von der Gerechtigkeit erwarten dürften.„ — Auf dieſe entſchloſſene Antwort unterwarf ſich der Oberſte Fitzpatrick mit ſeinem ganzen Regimente. Und ob er gleich von der Geiſtlichkeit, die ſich noch immer guter Bedingungen ſchmeichelte, wenn die ganze Nation zuſammen hielte, in den Kirchenbann gethan wurde, ſo folgten dennoch der Oberſte Odwyer mit ſeiner Brigade, und der Graf von Weſtmeath mit ſeinen in Leinſter unter ſich habenden Irländiſchen Truppen Fitzpatrick's Beiſpiele. Die letzte Geſtalt einer Armee hatte nur Lord Muskerry noch übrig. Allein auch dieſer, obſchon geſchützt durch einen ſehr feſten Platz in der Grafſchaft Kery, unterlag ſehr bald Ludlow's kriegeriſchen Fähigkeiten.

Oliver Cromwell's Beſtallung zum Lord-Lieutenant von Irland, die auf drei Jahre gelautet hatte, erloſch nach dem Ablaufe derſelben. Seine Anhänger im Parlamente

thaten den Vorſchlag, dieſelbe zu erneuern; und, da er ſelbſt anderwärts nöthiger war, an ſeiner Statt Lambert, in der Eigenſchaft eines Deputirten, nach Irland zu ſenden. Dieſem Vorſchlage ſetzten ſich die echten Freunde der Freiheit eben ſo kräftig entgegen, als er dem Geiſte der Republik widerſtritt. Cromwell ſelbſt ließ daher ſeine Anſprüche fahren, und der Vorſchlag wurde verworfen. Nichts deſto weniger mochte er wohl ſeine guten Gründe haben, darauf anzutragen, daß das Parlament, ob es gleich nicht für zuträglich hielte, ferner einen Lord-Lieutenant in Irland zu halten, dennoch, in Rückſicht auf Lambert's Verdienſte, dieſen, in dem Charakter und mit der Gewalt eines Abgeordneten, nach Irland ſenden möchte. Er ſuchte dabei das Parlament zu überreden, daß die Armee daſelbſt unzufrieden ſeyn würde, wenn ſie nicht einen Oberbefehlshaber von Lambert's Eigenſchaften erhielte. Allein Weaver, einer der Staats-Commiſſarien von Irland, zeigte vollkommen den Ungrund von Cromwell's Vorſpiegelungen, und verſicherte dem Parlamente aus eigener Erfahrung, daß alle unbefangenen Einwohner dieſes Landes und die ganze Armee, einige wenige Parteiſüchtige etwa ausgenommen, nicht nur mit den gegenwärtigen Militär- und Civil-Einrichtungen, ſondern auch mit denen, die denſelben vorſtänden, ſehr wohl zufrieden wären. Er that daher den Vorſchlag, die Voll-

machten der letzten auf längere Zeit auszudehnen. Weaver's Vorschlag blieb ohne Wirkung. Denn auf Lambert's Weigerung, in irgend einem andern Charakter, als dem eines Abgeordneten, nach Irland zu gehen, hatte Cromwell Einfluß genug, seinem Schwiegersohne, dem General-Lieutenant Fleetwood, der Ireton's Witwe geheirathet hatte, dasjenige Commando zu verschaffen, welches Ludlow, seit Ireton's Tode, mit eben so großem Ruhme für sich selbst, als mit Vortheil für das Vaterland geführt hatte.

Noch vor dieser Bestallung war eine Parlaments-Acte ergangen, welche die Güter der Irländer nach Maßgabe ihrer Verbrechen confiscirte. Als Fleetwood in Irland ankam, fand er die Eroberung dieses Königreiches dermaßen vollendet, daß auf Befehl des Parlamentes eine auf jene Acte sich beziehende Erklärung bekannt gemacht, und den Einwohnern von England gestattet werden konnte, alle Arten von Getreide, von Vieh und andern Bedürfnissen zum neuen Anbau der verödeten Gegenden von Irland zollfrei einzuführen. Es wurden in den verschiedenen Provinzen peinliche Gerichtshöfe errichtet, um denjenigen den Proceß zu machen, denen Ermordungen der Engländer im ersten Jahre der Rebellion zur Last lagen. Um in Zukunft das Verderbniß und den Nachtheil abzuwenden, welche bisher aus den ehelichen Vermischungen der Engländer mit den

Urbewohnern erwachsen waren, so wurde den Irländern die einzige Provinz Connaught eingeräumt, um daselbst hinfort den Vorschriften und Einschränkungen des Parlaments gemäß zu leben. Wie tief die Irländer durch die republikanische Kraft nunmehr gedemüthigt waren, ist aus folgendem Klageliede ersichtlich, welches der royalistische Geschichtschreiber Clarendon ihretwegen anstimmt: „Nicht nur die ganze Irländische Nation, Wenige ausgenommen, wurde der Rebellion schuldig befunden, und folglich aller ihrer Güter verlustig erklärt, sondern auch der Marquis von Ormond, der Lord Inchiquin, und alle die Englischen Katholiken, und was nur irgend dem Könige Dienste geleistet hatte, wurden für eben so schuldig geachtet, und man bemächtigte sich ihrer Ländereien zum Besten des Staates. Das ganze Königreich wurde vermessen; die Gelder, welche die Unternehmer innerhalb bestimmter Zeit ausgezahlt hatten, und die Löhnung, die man der Armee schuldig war, wurden ausgerechnet; und den Unternehmern, Officieren und Soldaten wurden in den verschiedenen Provinzen solcher Gestalt ihre Ackerantheile zugemessen, als die Parlaments-Acte es mit sich brachte. — Ein großer Strich Landes, ungefähr die Hälfte der Provinz Connaught, der von dem übrigen durch einen langen und breiten Fluß gesondert wurde, lag durch Pest und mancherlei Todtschlag beinahe gänzlich verödet. In die-

ſen Bezirk ſollten ſich alle Irländer auf einen gewiſſen Tag bei Lebensſtrafe begeben; und Alle, Mann, Weib oder Kind, welche nach dieſer Zeit ſich an irgend einem andern Orte des Königreiches betreten laſſen würden, ſollten von Jedermann todt geſchlagen werden dürfen. Die Ländereien innerhalb dieſes Bezirkes, des allerunfruchtbarſten im ganzen Königreiche, wurden, aus Gnade und Barmherzigkeit der Eroberer, den dahin Verbannten in ſolchem Maße zugetheilet, daß ſie unter großen Anſtrengungen höchſtens davon leben konnten. Denjenigen Perſonen, welchen man große Ländereien in andern Provinzen weggenommen hatte, wurden größere Antheile in dieſem Bezirke zugebilligt. Solcher Geſtalt traf es ſich, daß Einige, beſonders wenn ſie mit Wohnungen verſehen waren, von ihrem Looſe zwar hinlänglich leben konnten, allein doch niemahls nur den fünften Theil desjenigen wieder gewannen, was ſie in weit beſſern Provinzen verloren hatten. Und damit ſie ſich dieſes Gnadengeſchenkes nicht überheben möchten, ſo war es eine Bedingung dieſer Ausſöhnung, daß ſie in Betracht deſſen, was ihnen hiermit bewilligt würde, allen ihren vorigen Rechten und Anſprüchen an die ihnen genommenen Grundſtücke entſagen müßten; nnd ſo mußten ſie ſich und ihre Erben auf immer des Rechtes berauben, jemahls an ihr altes Erbtheil wieder Anſprüche zu machen. Auf dieſe Art wurde die Niederlaſſung,

wie man es nannte, von Connaught vollendet, und die ganze Irländiſche Nation in dieſen Bezirk eingeſchloſſen. Das übrige Irland verblieb Theils den Engländern, Theils den alten Lords und rechtmäßigen Eigenthümern, welche alle Proteſtanten waren, (denn kein Römiſchkatholiſcher wurde zugelaſſen,) und entweder das Parlament nie beleidigt, oder ihm gedient, oder ſich wegen ihrer Vergehungen, nach Maßgabe gewiſſer Artikel, mit ihm ausgeſöhnt hatten, Theils den Unternehmern und den Soldaten.„

Dieſe gänzliche Eroberung und neue Einrichtung Irland's vollbrachte die Republik England, ſeit Ormond's zweitem Auftritte daſelbſt, in einem Zeitraume von vier Jahren. Wir wenden uns nun zu den Thaten derſelben gegen die Schottländer, mit welchen ein ſo frühzeitiger Kampf nicht hätte vermuthet werden ſollen, als gleichwohl ſchon vor der vollendeten Eroberung Irland's Statt fand.

In Schottland herrſchte allgemein der eifrigſte Presbyterianismus. Dieſer hatte ſich ſchon ſeit mehrern Jahren gegen die Anmaßungen der Königsgewalt auf das äußerſte geſträubt. Er hatte, als der unglückliche Karl den Verſuch machte, die biſchöfliche Kirchenverfaſſung in Schottland einzuführen, und damit die von den Reformirten des Schweizerlandes entlehnte Einrichtung des Religions- und Kirchenweſens daſelbſt zu verdrängen, ſich in ſeiner ganzen Kraft

dagegen erhoben, und, ungeachtet eines wüthenden Aufſtandes, dennoch mit großer Ordnung, im Jahre 1637 jene Verbindung unter den Mitgliedern dieſer Kirche zu Stande gebracht, welche unter dem Nahmen des Schottiſchen Convenants ſo berühmt iſt. Kraft derſelben hatten alle Theilnehmer nicht nur feierlich dem Pabſtthum, für welches man dem Hauſe Stuart zu viel Gunſt beimaß, entſagt, ſondern ſich auch verpflichtet, allen Neuerungen in Religions- und Kirchenſachen gegen Jedermann den kräftigſten Widerſtand zu leiſten. Geſinnungen und Handlungen der Schottländer, wie dieſe, und Karl's fruchtloſe, ja ſelbſt nachtheilige Waffenverſuche dagegen hatten die Abſichten derjenigen befördert, die auch in England mit ſeiner Regierung mißvergnügt waren. Die Mitglieder des im Jahre 1640 verſammelten Parlamentes, muthig gemacht durch die in der Nähe zu Newcaſtle ſtehende Schottländiſche Inſurgenten-Armee, hatten den König nöthigen dürfen, dieß Parlament für beſtändig zu erklären, oder wenigſtens zu verſprechen, daß er dasſelbe, ohne ſelbſt eigene Einwilligung, nicht aufheben wolle. Dieſe wichtige Einräumung hatte den Knoten zu dem nachfolgenden großen handlungsvollen Schauſpiele geſchürzt, welcher ſich endlich ſo tragiſch für den König löſte. Wiewohl der Convenant ſich nicht eben gegen die Perſon des Königs und deſſen Regierung geäußert, ſondern vielmehr Anhänglich-

keit daran erklärt hatte, so war dieß dennoch nur unter der Bedingung geschehen, daß der Religions- und Kirchenzustand in Schottland unversehrt erhalten würde. Der erwähnte Hader mit den Schotten war zwar längst durch Friedensverträge beigelegt; aber dennoch hatten in den nachmahligen Kämpfen zwischen dem Könige und dem Englischen Parlamente die Schotten nichts weniger, als eine allgemeine Gunst für die Sache des Königs an den Tag gelegt. Als dieser nach seiner bei Naseby durch den Lord Fairfax erlittenen entscheidenden Niederlage, und nach der gänzlichen Zerrüttung seiner Angelegenheiten seine Zuflucht zu der Schottischen Armee zu Newmark genommen, hatten ihn die Schotten zwar mit dem äußerlichen Anscheine der ihm gebührenden Ehrfurcht aufgenommen, allein ihn auch, unter dem Vorwande, seine Person zu schützen, unter die Obhuth einer Wache gesetzt, die ihn in der That zum Gefangenen machte. Die Schotten hatten endlich sogar seine Person an das Englische Parlament ausgeliefert. Der letzte Versuch, den die Schottischen Königsfreunde, auf Betrieb und unter Anführung des Herzogs von Hamilton, gegen das Englische Parlament durch einen Einfall mit zwanzig tausend Mann gemacht hatten, war durch den siegreichen Cromwell gänzlich vereitelt, und dadurch die Königspartei in Schottland ganz unterdrückt worden. Die hef-

tigſten Widerſacher des Königs hatten dadurch das Heft der Schottiſchen Regierung in die Hände bekommen. Alles war nunmehr zur Freundſchaft und Eintracht mit dem Engliſchen Parlamente geſtimmt. Dieſe Stimmung und die friedliche Lage der Angelegenheiten würden vielleicht von Dauer geweſen ſeyn, wenn in den letzten Acten des Schauſpiels die Geſtalt des Engliſchen Parlamentes diejenige geblieben wäre, die ſie in den erſten war. Es beſtand nähmlich damahls dasſelbe aus drei Parteien, aus gemäßigten Royaliſten, aus Presbyterianern und Independenten. Die Erſten, noch immer für die Beibehaltung der Monarchie und biſchöflichen Kirchenverfaſſung geſtimmt, widerſetzten ſich nur den unbefugten Anmaßungen derſelben, und ſtrebten, ihre Gewalt in die gehörigen Schranken zurück zu führen. Die Zweiten arbeiteten zwar nicht gegen die Monarchie, allein deſto mehr gegen die Biſchofsgewalt. Die Dritten waren wider Beide eingenommen, und trachteten nach einer Republik. Lange vermochten die erſten Parteien, beſonders die Presbyterianer, mehr, als die Independenten. Endlich gelang durch Beiſtand der Officiere von der Armee, beſonders aber Cromwell's, der von der Independenten-Partei war, oder zu Erreichung ſeiner damahls noch geheimen ehrgeizigen Abſichten zu ſeyn vorgab, jene berühmte „Säuberung„ des Parlamentes, wodurch die gemäßigten Royaliſten und Presbyteria-

ner ausgetrieben wurden, und die Independenten die Herrschaft allein behielten. Dieser Streich entschied über das Schicksal der Monarchie und des Königs.

Kaum hatten die Schotten, denen weit mehr an ihrem Religions- und Kirchen-System, als an einer noch so vortrefflichen auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Staatsverfassung gelegen war, den Sturz ihrer presbyterianischen Brüder in England vernommen, so gerieth die Bigotterie in heftige Verzuckungen. Die von den Independenten behauptete Gewissensfreiheit, und die nunmehr zu befürchtende gesetzmäßige Duldung waren ihr ein Gräuel. Alles, was nunmehr in England verhandelt wurde, schien ihr das Werk einer sündlichen und gottlosen Ketzerei zu seyn. An die Stelle der kaum noch bestandenen Eintracht traten Widerspruch und Hader. Schottische Abgeordnete erschienen sogleich in England, um gegen den Königsproceß, gegen Ketzerei und Kirchenspaltung zu protestiren, „damit die rechtgläubigen Presbyterianer, wie die Abgeordneten sich ausdrückten, sich fremder Sünden nicht theilhaftig machen möchten.„ Das Englische Parlament zog nicht eher, als nach der Hinrichtung des Königs, die Einreden der Schotten in Erwägung. Es vertheidigte sein Verfahren, als der Englischen Grundverfassung angemessen, und erklärte, daß es der Ausübung seiner Macht durch keine Schotti-

ſchen Ausſprüche Schranken ſetzen laſſen würde. So wie man nicht geſonnen wäre, ſich in Schottland's Angelegenheiten zu miſchen, ſondern die Einrichtung der Regierung daſelbſt dem Belieben ſeiner Einwohner überließe, ſo wären auch die Engländer entſchloſſen, ihre Freiheiten, ſo weit Gott ihnen ſolches geſtattete, zu handhaben. „Sie glaubten, fügten ſie hinzu, daß das gegen den König beobachtete Verfahren, ſo wie auch das, welches ſie noch gegen die übrigen Hauptfeinde ihres Friedens zu beobachten geſonnen wären, zur Wohlfahrt beider Nationen gereichte. Wollten die Schotten von dieſen Umſtänden Gebrauch machen, ihre Freiheiten und Gerechtſame zu behaupten, ſo wären die Engländer bereit, ihnen allen freundnachbarlichen Beiſtand zu leiſten. Übrigens forderten ſie ſelbige auf das ernſtlichſte auf, Alles vorher auf das reiflichſte zu überlegen, ehe ſie einen Hader anfingen, der ihnen keinen Vortheil bringen, wohl aber ſie ſelbſt und ihre Nachkommenſchaft in das Elend eines langwierigen Krieges ſtürzen, und zuletzt unter das Joch eines Tyrannen und ſeiner Abkömmlinge beugen könnte.„

Die Antwort auf die freundliche Erklärung und Warnung war ſo bitter, ſo beleidigend, ſo anmaßend, daß das Parlament die Schottiſchen Abgeordneten in Verhaft nahm, „um, wie es ſich ausdrückte, ihre Perſonen vor den Gewaltthätigkeiten des Pöbels ſicher zu ſtellen, und ih-

nen den Umgang mit allen denen abzuſchneiden, welche das in ihren Schriften enthaltene Gift des Aufruhrs weiter zu verbreiten Luſt haben möchten.„

Das Schottiſche Parlament hieß nicht nur Inhalt und Ausdruck der Erklärungen ſeiner Abgeordneten gut, und beklagte ſich über das an ihren Perſonen verletzte Völkerrecht, ſondern nahm auch keinen Anſtand, den Karl Stuart, älteſten Sohn des hingerichteten Königs, zum Erben und Thronfolger in dem Königreiche Schottland unter der Bedingung zu erklären, daß derſelbe, bevor er zur wirklichen Ausübung der königlichen Gewalt zugelaſſen würde, das Königreich in Anſehung alles desjenigen, was die Sicherheit der Religion, die Vereinigung beider Königreiche und die Wohlfahrt und den Frieden von Schottland, der feierlichen National-Verbindung des Convenants gemäß, beträfe, zufrieden ſtellte.

Die unmittelbare Frucht dieſes unweiſen Verfahrens war, daß ſich ein zahlreiches Corps Royaliſten unter Middleton verſammelte, um dem Könige ſogleich bei ſeiner Ankunft dienſtbar zu ſeyn und vermuthlich die Bedingungen vernichten zu helfen, unter welchen er ernannt worden war. Das Schottiſche Parlament ſah ſich daher genöthigt, unter Lesley ein Heer gegen dieſe Dienſtbefliſſenheit der Höflinge aufzuſtellen. Die Kirche machte eine Erklärung bekannt, den König, ungeachtet ſeines anerkannten Rechtes der Nach-

folge, dennoch nicht eher aufnehmen zu wollen, als bis er den Convenant unterzeichnet, ſich der Kirchenzucht unterworfen, und ſo wohl den Sünden ſeines väterlichen Hauſes, als der Gottloſigkeit ſeiner Mutter entſagt hätte. Karl aber verſprach ſich damahls noch allzu feſt die Erhaltung des Königreichs Irland, und durch dasſelbe eine ſo kräftige Unterſtützung ſeiner Sache, daß er nicht nöthig zu haben glaubte, ſich von ſeinen neuen Unterthanen Bedingungen vorſchreiben zu laſſen.

Während die Schotten auf dieſe Weiſe den Samen zu neuen bürgerlichen Unruhen und zu Fehden mit dem Auslande ausſtreueten, ſuchte das Engliſche Parlament durch kräftige Maßregeln, nicht nur einen feſten Grund zu der künftigen Verfaſſung zu legen, ſondern auch derſelben bei Auswärtigen Ehrfurcht zu verſchaffen. Nachdem die Levellers unterdrückt waren, wurde es durch eine Parlaments-Acte für Hochverrath erklärt, die gegenwärtige Regierung für tyranniſch, angemaßt und unrechtmäßig auszugeben; den Gemeinen im Parlamente die oberſte Staatsgewalt abzuſprechen; nach dem Umſturze der gegenwärtigen Regierung zu trachten; Meutereien unter den Soldaten anzuſtiften; ſich mit denen zu vereinigen, welche England oder Irland angriffen; ſich gegen das Parlament zu empören, ſeinen fremden oder einheimiſchen Feinden anzuhangen; oder das große

Siegel nachzumachen. Alle Mitglieder des Parlaments, ſo wie auch alle diejenigen, welche irgend ein bürgerliches, geiſtliches oder militäriſches Amt innerhalb des Britiſchen Gebiethes bekleideten, mußten ſich verpflichten, der Republik England treu, hold und gewärtig zu ſeyn. Eben dieſe Verpflichtung wurde, durch eine nachherige Acte, Allem, was achtzehn Jahre alt war, auferlegt. Reynoldſon, der Lord-Mayor von London, welcher ſich geweigert hatte, die Acte bekannt zu machen, welche die königliche Regierung abſchaffte, wurde in zwei tauſend Pfund Sterling Strafe genommen, ſeines Amtes entſetzt, und auf einen Monath eingekerkert. Vier andere Aldermänner wurden ihrer Poſten unfähig erklärt. Das republikaniſche Intereſſe gewann, bei der neuen Beſetzung der obrigkeitlichen Ämter, die Oberhand. Dieſer Umſtand verſchaffte der Regierung ein ſolches Zutrauen, daß ſie ein hundert und zwanzig tauſend Pfund Sterling von der Stadt borgen, und die Zinſen von acht auf hundert zu ſechs herabhandeln konnte. Zum Beweiſe der Eintracht zwiſchen der Bürgerſchaft und der regierenden Macht gab jene bei der Rückkehr des Generals von der Unterdrückung der Levellers dem Parlamente ein koſtbares Feſt. Das Parlament, um das Volk mit ſeinen Handlungen auszuſöhnen, die Factionswuth zu beſänftigen, und das Gift papiſtiſcher, prälatiſtiſcher und presbyterianiſcher Bigotterie zu mildern,

ließ verſchiedene Erklärungen ausgehen, worin dasſelbe, nach Maßgabe der richtigſten Staatsgrundſätze und der Erfahrungen aus den Zeiten monarchiſcher Sclaverei, ſein Verfahren in Anordnung der neuen Regierungsform vertheidigte. Es verhieß dem Volke die ganze Erfüllung ſeiner wärmſten Wünſche in Anſehung der Freiheit, der Beförderung der echten proteſtantiſchen Religion, einer dauerhaften Kirchenverfaſſung, und der allgemeinen Wohlfahrt von England und Irland. „Da man ſich, hieß es, in die Regierungs-Angelegenheiten fremder Königreiche und Staaten weder bisher gemiſcht, noch auch künftig zu miſchen gedenke, ſo verſpräche man ſich von außen her ein Gleiches, und hoffe nicht, daß diejenigen, denen es nicht gebühre, ſich in England's Angelegenheiten miſchen würden. Sollte aber gleichwohl eine ſolche Beleidigung vorgehen, ſo hoffe man, durch den Muth und die Kraft der Engliſchen Nation, unter göttlichem Beiſtande, ſeine Gerechtſame vollkommen vertheidigen zu können.„

Dieſes republikaniſche Muth- und Kraftgefühl äußerte ſich nicht nur in Worten, ſondern auch in Thaten. Durch ausgeſendete Geſchäftsträger ſuchte das Parlament ein freundſchaftliches Verkehr mit den übrigen Mächten von Europa zu unterhalten. Zwei derſelben fielen durch die Hände royaliſtiſcher Meuchelmörder. Dorislaus im Haag, und Aſham zu Madrid. Beider Örter Regierungen thaten der

Gerechtigkeit gar wenig Genüge. Das Parlament beſchwerte ſich darüber nicht nur in ſehr hohem Tone, ſondern ließ auch zur Wiedervergeltung und zum Schrecken dieſer giftigen Partei ſechs royaliſtiſchen Verbrechern, die noch keine Verzeihung erhalten hatten, ſogleich den Todesproceß machen.

Der junge König der Schotten hatte ſich bisher im Haag aufgehalten. Mit ſo ungünſtigen Blicken auch die Holländer der Kraft entgegen ſahen, wozu die junge Republik bald empor zu wachſen verſprach; ſo ſehr ſie daher aus Grundſätzen der Selbſtvertheidigung der Königsſache geneigt ſeyn mochten: ſo ſtand es ihnen doch nicht an, durch einen längern Aufenthalt des Königs in Holland das beſondere Ziel des Mißvergnügens des Parlamentes zu werden. Sie legten es daher, beſonders nach Dorislaus Ermordung, dem Könige ſo nahe, ſich hinweg zu begeben, daß dieſer nicht mehr umhin konnte, förmlichen Abſchied von der daſigen Regierung zu nehmen, und nach Frankreich zurück zu kehren. Der hierſelbſt nach Richelieu's Tode an das Staatsruder getretene Cardinal Mazarin hatte zu viel gegen einheimiſche Widerſacher ſeiner Perſon und Macht zu kämpfen, als daß er ſich auch noch in fremde Händel zu verwickeln Luſt gehabt hätte. Da alſo Karl an dem Franzöſiſchen Hofe keine Unterſtützung fand, ſo begab er ſich bald von dannen

nach der Britiſchen Inſel Jerſey, welche ſich der neuen Regierung noch nicht unterworfen hatte. Zu Jerſey bath Winram, Laird von Liberton, der Schottiſche Abgeordnete, ihn auf das dringendſte, die Regierung des Königreiches unter den vorgeſchlagenen Bedingungen anzunehmen. Da nun ſeine bisherigen Hoffnungen, Irland zu erhalten, durch die Fortſchritte der parlamentariſchen Waffen daſelbſt gänzlich gelähmt wurden, ſo fing er allmählig an, den Schottiſchen Anerbiethungen ein geneigtes Ohr zu leihen. Liberton bekam eine höfliche Antwort, und die Stadt Breda wurde zu einer Zuſammenkunft der Schottiſchen Abgeordneten mit dem Könige beſtimmt, um daſelbſt dieſe Angelegenheit zur Zufriedenheit der Schotten in Richtigkeit zu bringen. Beide Theile kamen wirklich in Breda zuſammen, und die Unterhandlung wurde eröffnet. Da aber die unnachlaßlichen Bedingungen der Schottiſchen Abgeordneten zum Theil von ſolcher Beſchaffenheit waren, daß Karl's Engliſche Anhänger und Rathgeber ihre Rechnung dabei nicht fanden, ſo ſetzten ſich dieſe mit allen Künſten ſophiſtiſcher Überredung dagegen, und erfüllten den König mit Hoffnungen, auch wohl ohne Bedingungen mit den Schotten noch fertig zu werden. Dieſe verfehlten keinesweges ihr Ziel bei einem jungen leichtſinnigen Menſchen, der ganz von allen Grundſätzen entblößt war, die ihn ſelbſt hätten leiten ſollen, und

welcher zu wenig Religion und Sittlichkeit hatte, um auch die ſchlechteſte Rolle von ſich abzulehnen, wenn ſie nur egoiſtiſchen Abſichten beförderlich zu ſeyn ſchien. Anſtatt jedoch ein redliches und offenherziges Nein den Schottiſchen Abgeordneten zu antworten, und dann ohne Hehl, wie es einem edeln und tapfern Manne geziemet, zu verfahren, zog er vielmehr, mit eben der verächtlichen Hinterliſt und Schlauheit, womit auch ſein Vater bei ähnlichen Gelegenheiten zu verfahren gewohnt war, die Unterhandlung unentſchieden in die Länge; ſuchte aber gleichwohl indeſſen ſein königliches Anſehen durch Waffen in Schottland herzuſtellen. James Graham, Marquis von Monroſe, der giftigſte und gefährlichſte Schwärmer für die Königsſache, der ſchon ehedem ſeine Rolle, wiewohl mit ſchlechtem Erfolge, in Schottland als General-Capitän geſpielt, und ſich, aus mancherlei Urſachen, den Haß aller Parteien daſelbſt zugezogen hatte, war von ihm in dem vorigen Poſten von neuen beſtätigt worden, und er hatte bereits im Haag Maßregeln gegen Schottland mit ihm verabredet. Als Karl dem Vertrage mit den Schotten zu Breda nicht mehr ausweichen zu können glaubte, ſchrieb er einen ſehr dringenden Brief an Monroſe, ſeine Zubereitungen zu einer Landung in Schottland zu beſchleunigen, um den Schluß des Vertrages, wie er ſich ausdrückte, noch abzuwenden, Falls es Gott

gefiele, ihn mit gutem Erfolge zu ſegnen. Monroſe hatte, der Verabredung gemäß, bei'm Kaiſer, ingleichen bei den Höfen von Dänemark und Schweden um Unterſtützung mit Geld, Waffen und Mannſchaft angehalten. Da aber dieſe Unterſtützung Theils ſpät einlief, Theils ſeinen hochfliegenden Erwartungen nicht entſprach, und Monroſe nunmehr fürchtete, daß der König zu einem ſolchen Vertrage mit den Schotten genöthigt werden möchte, der ihn ſeiner Stelle und mithin der Gelegenheit beraubte, ſeine vermeinte Heldenrolle fort zu ſpielen, ſo ſegelte er mit nicht mehr, als fünf hundert Mann, die er im nördlichen Holland und Deutſchland zuſammen gerafft hatte, nach den Orkney-Inſeln ab.

Dieſer abenteuerliche Ritterzug mißlang, wie nicht anders zu erwarten war. Monroſe'ns Häuflein, das nirgends, ſelbſt bei den Königlichgeſinnten keine Unterſtützung fand, wurde bald durch Lesley zerſprengt; Monroſe ſelbſt gefangen genommen; mit einem ſchaudererweckenden Schaugepränge nach Edinburg gebracht, und nach einem kurzen Proceſſe daſelbſt öffentlich hingerichtet.

Mit der Nachricht hiervon ſanken Karl's Hoffnungen, die Schotten nach ſeiner Willkür zu behandeln. Er weigerte ſich nicht länger gegen ihre Bedingungen; ging, unter einer Bedeckung von ſieben Holländiſchen Kriegsſchiffen, un-

ter Segel; und kam wohlbehalten zu Frith in Cromarty an. So viele Zuneigung ihm die Schotten auch bewieſen haben würden, wenn ſein Betragen bei und während der Unterhandlung redlich und offenherzig geweſen, und ſo Manches nicht vorgegangen wäre, was ſich bei dieſer Lage der Dinge nicht geziemte, ſo war doch nunmehr ein ſolches Mißtrauen bei ihnen rege geworden, daß ſie ihn nicht eher an das Land kommen laſſen wollten, als bis er den Convenant unterzeichnet hätte. Keiner von ſeinen Engliſchen Begleitern, als nur der Herzog von Buckingham, durften um ſeine Perſon und im Königreiche bleiben.

Während dieſer Verhandlungen hatte zwar das Engliſche Parlament nichts unverſucht gelaſſen, die Schottiſchen Anhänger des Convenants zu überführen, wie widerſprechend und thöricht es wäre, ihr Intereſſe mit dem Intereſſe des Stuartiſchen Hauſes zu vereinigen. Als es aber ſah, daß Alles nichts half, und die Unterhandlung ſich zur Ausſöhnung neigte, ſo rüſtete es ſich zu einem Kriege, der bei einem ſolchen Ausgange unvermeidlich zu ſeyn ſchien. Fairfax, der noch immer die Stelle eines General-Capitäns über die republikaniſche Armee bekleidete, war wegen ſeiner Enthaltſamkeit, bei dem ununterbrochenſten Glücke, und bei ſeinen allgemein anerkannten kriegeriſchen Fähigkeiten der einzige Befehlshaber, dem die junge Republik wichtige Unter-

nehmungen anvertrauen konnte, welche, wenn ein glücklicher Erfolg ſie krönte, nothwendig Macht, Ruhm und Volksgunſt erwerben mußten. Allein ein Kampf mit den Schotten, an deren Spitze der natürliche Feind der Engliſchen Republik ſtand, hatte zu viel Reitz für Cromwell's rege und täglich wachſende Ehrſucht, um nicht eine Rolle dabei zu verlangen. Der Ruhm, welchen er durch ſeine ſchnellen Siege in Irland erworben hatte, gab den Freunden und Geſchöpfen ſeines Anſehens einen ſcheinbaren Vorwand zu dem Antrage, daß er von der Befehlshaberſchaft in dieſem Königreiche abgerufen werden möchte, um die kriegeriſchen Zurüſtungen in England leiten zu helfen. Der Groll zwiſchen den Independenten und Presbyterianern trug das Seinige bei, daß der Antrag durchging. Cromwell wurde, wie ein ſiegreicher General, mit mehr Ehrenbezeigungen von dem Parlament empfangen, als ein ſo ſelbſtſüchtiger Charakter ohne Nachtheil der öffentlichen Wohlfahrt ertragen konnte. Auf die Nachricht, daß man in Schottland ein großes Heer errichtete, und bereits Truppen nach den Grenzen gegen England anrücken ließe, indeſſen ſich die Royaliſten hierſelbſt zum Aufſtande anſchickten, beſchloß das Parlament, nicht nur ſeine verdächtigen Nachbarn zuerſt anzugreifen, ſondern traf auch die Verfügung, daß Beide, Fairfax und Cromwell, ſeine Armee anführen ſollten.

So ſehr es auch der Staatsklugheit und der Würde der Republik gemäß ſeyn mochte, den Krieg in des Feindes Land zu ſpielen, und ihn zu entwaffnen, ehe er ſeine Zurüſtungen zum Anfalle vollendet hatte, ſo waren doch jetzt viele der eifrigſten Republikaner dawider, die Nation ſo ſchnell in dieſen Krieg zu jagen, weil ſie eines Theils Cromwell's Einfluß bei der Armee, andern Theils die Koſten ſcheueten, welche nothwendig die Auflagen vermehren mußten, worüber ohnehin ſchon gemurrt wurde. Beſonders laut erhoben die Presbyterianer ihre Stimmen gegen das Vorhaben, ihre Brüder anzugreifen, mit welchen ſie durch die geheiligten Bande des Convenants vereinigt wären. Fairfax, auch ein Presbyterianer, ſtimmte um ſo mehr mit ein, da er mit der neuen Verfügung, wodurch Cromwell ihm an die Seite geſetzt wurde, mißvergnügt war. Fairfax war zwar, ungeachtet ſeines Presbyterianismus, in Anſehung ſo wohl politiſcher, als religiöſer Gegenſtände, ein Mann von einer ungleich edlern Unbefangenheit der Geſinnungen, als der größte Theil ſeiner Glaubensverwandten. Er hatte gegen eine republikaniſche Verfaſſung nichts einzuwenden, wofern ſie nur von einem echten Geiſte der Freiheit und Gerechtigkeit belebt würde. Eben ſo wenig war er auch ein Feind der Duldung, wofern die äußere Verfaſſung nur presbyterianiſch bliebe. Gleichwohl, gekränkt durch die gänzliche

Ausschließung seiner Secte von aller geist- und weltlichen Landesregierung; täglich angestachelt von seinem ungestümen herrschsüchtigen Weibe, einer engbrüstigen, von Priestern geleiteten Calviniſtinn; dabei zu gewissenhaft, die öffentliche Treue zu verletzen, und zu unwillig über die, auf seine Kosten von dem Parlamente an Cromwell verschwendeten Ehrenbezeigungen: gerieth er unglücklicher Weise in eine so widerwärtige Gemüthsstimmung, daß er sich selbst eine Gewalt entschlug, die nothwendig in so rechtschaffenen Händen, wie die seinigen, bleiben mußte, wenn die junge, noch nicht zur vollen Kraft ausgewachsene Freiheit nicht der Selbstsucht ihrer minder tugendhaften Bekenner zum Raube werden sollte. Er erklärte der Commission des großen Siegels, wie er seine vorige Bestallung durch die neue Verfügung für erloschen ansehe, und sich solcher Gestalt seiner Pflichten entbunden achtete; wie ihm seine schwache Gesundheit und sein Gewissen verböthen, von neuen ein so großes und wichtiges Amt zu übernehmen; und wie er daher bäthe, ihn bei dem Parlamente bestens zu entschuldigen.

So bald das Parlament den Bericht hiervon erhalten hatte, verordnete dasselbe, daß ein Ausschuß des Staatsrathes sich bemühen sollte, dem General seine Bedenklichkeiten zu benehmen, und ihn zur Verwendung seiner Dienste bei einer so wichtigen Angelegenheit zu bewegen. Allein

umſonſt beſtrebten ſich die dazu ernannten Mitglieder, Cromwell, Lambert, Harriſon, St. John und Whitlock, die von Fairfax aufgeſtellten Einwürfe zu widerlegen. Fairfax fuhr immer fort, die Zärtlichkeit ſeines Gewiſſens vorzuſchützen, und blieb unwandelbar bei ſeinem Entſchluſſe, den Befehlshaberſtab nicht anzunehmen, obgleich Cromwell, der die Unbiegſamkeit ſeines Gemüthes, ſo bald er ſich einmahl irgend wozu entſchloſſen hatte, wohl kannte, das Heuchelſpiel der Zuredung ſo weit trieb, daß er ſelbſt Thränen dabei vergoß. Zum großen Verdruſſe, und zur nicht geringen Beſorgniß aller echten Freunde der Freiheit, die hinter dem blauen Dunſte der Heuchelei Cromwell's unredliche Abſichten wohl wahr zu nehmen vermochten, und ſich nur auf Fairfax Tugend verließen, entſagte dieſer ſeiner Beſtallung, und Cromwell wurde zum Oberbefehlshaber der ganzen Engliſchen Macht angeſtellet. Verwegnern und gefährlichern Händen konnte eine Republik, die bisher faſt allein durch die Gewalt der Waffen beſtand, ein ſo wichtiges Commando nicht anvertrauen.

Im Anfange des Monaths Julius, 1650, rückte Cromwell mit einem Heere von ſechszehn tauſend Mann in Schottland, nachdem das Parlament zuvor, in der Abſicht, die presbyterianiſchen Gewiſſen zu beruhigen, eine Erklärung ausgehen laſſen, welche die Gründe und Urſachen dieſes An-

griffes in's Licht ſetzte. Die Schotten hatten es an den nöthigen Gegenrüſtungen gleichfalls nicht ermangeln laſſen. Ein Heer von zwölf tauſend Mann, angeführt von Lesley, lag verſchanzt zwiſchen Edinburg und Läth. Lesley, anſtatt ſich mit einem ſo erfahrnen und glücklichen Feldherrn, wie Cromwell, in eine offene Feldſchlacht einzulaſſen, ſuchte vielmehr erſt durch kleinere Gefechte den Muth und die Kräfte ſeiner noch ungeübten und verzagten Truppen zu beleben. Durch eine genaue Befolgung dieſer weiſen und behuthſamen Maßregel gelang es ihm, ſein Heer nicht nur an Zahl, ſondern auch an Kraft zu verſtärken.

Die Schottiſchen Puritaner hatten ſich durch ihre letzten Schritte in ſolche Schwierigkeiten verwickelt, daß, während ſie auf der einen Seite ihren feierlichen Convenant gegen eine Engliſche Heeresmacht zu vertheidigen hatten, ſie auf der andern noch weit mehr von ihren natürlichen Feinden, nähmlich ihrem neu erwählten Oberherrn und ſeinen Anhängern, befürchten mußten. Vier tauſend Königsfreunde, damahls durch die Nahmen der „Übelgeſinnten und Anwerber„ (Malignants and Engagers,) ausgezeichnet, nebſt dem Könige ſelbſt, welcher die Herzen der Soldaten durch kriegeriſche Unternehmungen für ſich einzunehmen geſucht hatte, mußten das Lager verlaſſen. Und da der König bisher noch immer der Ablegung eines öffentlichen Zeugniſſes von der

Aufrichtigkeit ſeiner, neuerdings angenommenen Geſinnungen ausgewichen war, ſo ließen nicht nur die allgemeine Verſammlung, ſondern auch, nach deren Beiſpiele, der Staatenausſchuß und die Armee Erklärungen ausgehen, worin ſie betheuerten, daß ihre Sache keinesweges die Sache der „Übelgeſinnten„ wäre, daß ſie feſt ihren vorigen Grundſätzen anhingen, und nur für dieſe die Waffen führten. Sie ſagten ſich von der Schuld ihres Beherrſchers und ſeines Hauſes los, und behaupteten, daß ſie ſich ſeiner Perſon und Sache nicht anders annähmen, als in ſo fern er dieſe der Sache Gottes unterordnete, dieſelbe anerkennte und beförderte, und die Sünde ſeines Hauſes ſo wohl, als auch ſeine eigene vorige Aufführung bereuete.

Da Karl, welcher den Convenant angenommen, an welchen er nicht glaubte, und feierlich geſchworen hatte, etwas zu erhalten, was er bei der erſten günſtigen Gelegenheit zu vernichten gedachte, endlich ſah, daß bloße Privatverſicherungen, ohne das von ihm verlangte öffentliche Zeugniß der Aufrichtigkeit, die Anhänger des Convenants nicht beruhigen würden, ſo entſchloß er ſich endlich zu dem folgenden mehr kundbaren, aber auch deſto entſcheidendern Denkmahle ſeiner Verſtellung. Er dankte in einer öffentlichen Erklärung für die gnädigen Fügungen der Vorſehung, wodurch er aus den Schlingen böſer Rathgeber erlöſet, wodurch er nunmehr von

der Rechtmäßigkeit des Convenants vollkommen überzeugt, und ſo feſt beſtimmt worden wäre, ſich und ſeine Sache ganz allein Gott anheim zu ſtellen. Er gab vor, tief gebeugten und zerſchlagenen Geiſtes darüber zu ſeyn, daß ſein Vater ſo böſen Rathſchlägen gefolgt wäre, daß er ſich dem Convenant und dem Reformations-Werke widerſetzt, und das Blut des Volkes Gottes in allen Bezirken ſeiner Herrſchaft vergoſſen hätte. Er beklagte die Abgötterei ſeiner Mutter, und die Duldung derſelben in ſeinem väterlichen Hauſe. „Ein großes Ärgerniß, — ſo lauteten ſeine eigenen Worte, — für alle proteſtantiſchen Kirchen, und eine große Beleidigung desjenigen, der ein eifriger Gott iſt, und die Sünden der Väter an ihren Kindern heimſucht!„ Er erklärte, keine anderen Feinde haben zu wollen, als die des Convenants; er behauptete ſeinen Abſcheu gegen Pabſtthum, Aberglauben, Prälatenſchaft, Ketzerei, Religionsſpaltung und Ruchloſigkeit, und gab vor, wie er feſt entſchloſſen wäre, von dem Allen nichts in ſeinem Gebiethe zu begünſtigen, oder zu dulden. Er gelobte, nimmermehr denen wohl zu wollen, welche ihren Vortheil dem Evangelium und dem Königreiche Chriſti verzögen. Er bekannte, in ſeinem Gewiſſen von der ausnehmend großen Sündlichkeit und Unrechtmäßigkeit des mit den blutigen Irländiſchen Rebellen eingegangenen Friedensvertrages überzeugt zu ſeyn; und, ſo wie er denſelben

für ganz ungültig erklärte, ſo verſicherte er auch, daß er es tief vor dem Herren bereue, eine ſo widerrechtliche Hülfe zur Wiedererlangung des Thrones geſucht zu haben. Trübſal ſollte ihm künftig lieber, als Sünde ſeyn; und auf dieſe Weiſe hoffte er, daß, was für Unglück auch ſeine vorige Verſchuldung über ſein Haupt gebracht haben möchte, dennoch nunmehr, da ihm die Gnade widerfahren wäre, auf Gottes Seite zu ſtehen, und den Vorzug der Sache ſeines Schöpfers vor der ſeinigen zu erkennen, die göttliche Vorſehung ſeine Waffen mit Glück krönen würde. — Und dieſe ganze Erklärung war Lug, wie er ſelbſt, zur Zeit der Unterzeichnung, gegen den Dechanten von Tuam in Irland erklärte. So pflicht- und ehrvergeſſen können Menſchen ſeyn, wenn es um Kronen zu thun iſt!

Karl I. ſuchte, bei ſeiner Verſtellungskunſt, durch Jeſuitiſche Ausflüchte doch wenigſtens den Schein der Ehrlichkeit beizubehalten. Deſſen weit leichtſinnigerem Sohne verurſachte es kein Bedenken, ſeine eben ſo böſen Abſichten hinter einem Betruge zu verbergen, der keinerlei Ausflucht zur Ehrenrettung ſeines Charakters mehr übrig ließ. Gleichwohl beſaß er nicht Verſchlagenheit genug, die Nichtswürdigkeit ſeiner Geſinnungen ſo tief zu verſtecken, daß man ſich auf ſeine, durch die Zeitumſtände veranlaßte Nachgibigkeit, und auf die Feierlichkeit ſeiner Eidſchwüre und Verheiſſun-

gen überall verlaſſen hätte. Die Schottiſchen Convenants-Genoſſen, mehr, um ihre Brüder, die Engliſchen Presbyterianer, zu beruhigen, welche das Parlament überredet hatte, daß die Schotten durch Karl's Erhebung von ihren Grundſätzen abgewichen waren, als weil ſie etwa mehr Sicherheit gehofft hätten, wenn ſie dem Gewiſſen des Leichtſinnigen neue Feſſeln anlegten, leiteten einen Proceß gegen ihn ein, der noch weit furchtbarer und kränkender war, als der, unter welchem ſein Vater erlag. Anſtatt der Krönungsfeier, die vor der Hand noch ausgeſetzt wurde, verurtheilten ſie ihn zu einer öffentlichen Demüthigung und Buße vor allem Volke für ſeine, ſeines Vaters und Großvaters Sünden und für die Abgötterei ſeiner Mutter.

Während die Schottiſchen Convenants-Genoſſen bemüht waren, durch ſolche öffentlichen Ausſtellungen der Unzuverläſſigkeit ihres Königs ſich ſelbſt und Andere zu täuſchen, behauptete Lesley, ihr General, durch ſeine Stellung das Übergewicht über Cromwell im Felde. Aus den Grafſchaften Meoſſe und Loth war Alles entfernt worden, was zum Unterhalte der Engliſchen Armee hätte dienen können; und Cromwell, der es verſäumt hatte, auf den Nothfall hinlängliche Vorräthe zur See herbeiführen zu laſſen, ſah ſich in einer ſolchen Verlegenheit, daß er ſich nach Dunbar zurück ziehen mußte. Hierher folgte ihm Lesley ſogleich

nach, und lagerte ſich, nachdem er die ſchwierigen Päſſe zwiſchen Berwick und Dunbar eingenommen hatte, auf den Anhöhen von Lammermure, von wo aus man dieſe Stadt überſchauet. Cromwell war dermaßen auf das äußerſte gebracht, daß er ſchon alle ſein Fußvolk und ſein Geſchütz über Meer nach England zurück ſenden, und nur mit ſeiner Reiterei durch die feindliche Armee ſich durch zu ſchlagen verſuchen wollte, als der Unſinn und die Raſerei der Schottiſchen Geiſtlichkeit ſeine Schmach in Ruhm, ſeine Verzweifelung in Triumpf verwandelten. Voll Zuverſicht auf die eingebildete Verdienſtlichkeit ihrer Sache, und die hohe Gnade, worin ſie deßhalb bei Gott ſtänden, und voll des Wunſches, die Angreifer nicht ungeſtraft entkommen zu laſſen, behaupteten dieſe kriegeriſchen Prieſter, Offenbarungen zu haben, daß dieſes Heer von Sectirern und Ketzern, ſammt Agag, ſeinem Feldherrn, von Gott ſelbſt zum Rachopfer geweiht wäre. Durch die Stärke ſolcher Verſicherungen zwangen ſie ihren Anführer, eine Stellung zu verlaſſen, die ihm die Eroberung zuſicherte, und hernach mit ungleichen Waffen um den Sieg zu kämpfen. Cromwell, der durch ein Fernglas das Schottiſche Lager beobachtete, und dieſe unerwartete Bewegung wahrnahm, rief freudig aus: „Der Herr hat den Feind in unſere Hände gegeben!„ Und ſogleich gab er Befehl zum Angriffe. Weder die überwiegende Anzahl, noch der

Rauſch der Schwärmerei, noch die Wuth der Bigotterie vermochten, die Schotten ſtandfeſt gegen den Anfall von Cromwell's Veteranen zu erhalten. Kaum angegriffen, flohen ſie, verfolgt mit großem Gemetzel. Mehr, als vier tauſend fielen auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht; zehn tauſend, und unter dieſen viele angeſehene Officiere, wurden gefangen genommen; und alle ihre Fahnen, Geſchütz, Waffen, Ammunition, Zelte nnd Gepäcke fielen in die Hände des Siegers.

Die puritaniſchen Convenants-Genoſſen in Schottland geriethen durch die Niederlage bei Dunbar in eine ſo ſeltſame Lage, daß nicht nur ihre erklärten Feinde, die Engliſchen Independenten, ſondern ſelbſt ihre mitverbundenen Freunde darüber triumphirten, und ſich in ihrem Geiſte erhoben. Zwar ließ ihre Geiſtlichkeit eine Erklärung ausgehen, worin ſie die Schuld des Unglücks auf mancherlei Weiſe von ſich abzulehnen ſuchte. Die noch unbereueten Sünden des Königlichen Hauſes, hieß es; der heimliche Eindrang der „Übelgeſinnten„ in Hof und Lager; die Zulaſſung einer übelgeſinnten und gottloſen Garde zu Pferde bei dem Gefechte; die Herabwürdigung der Sache der Religion und Freiheit unter die Sache des Königs, die ſich ſo viel zu Schulden kommen laſſen, hätten die Niederlage veranlaßt. Allein, Trotz dieſen Beſchönigungen, ſah doch nunmehr die Partei

ſich nicht nur genöthigt, dem Könige mehr Anſehen, als bisher, einzuräumen, ſondern ſich ſogar an ihn um Unterſtützung zu wenden. Das Schottiſche Parlament, welches ſich zu St. John's Town verſammelte, hob die Einſchränkungen auf, unter welchen es bisher die Faction der Engager gehalten hatte. Unter der Bedingung, daß ſie öffentliche Buße thäten, und Reue über ihre letzten Übertretungen bezeigten, ſollten ſie ſo wohl im Lager, als bei Hofe gelaſſen werden; und die Erniedrigung und Buße des Königs wurde in eine Krönungsfeier verwandelt, welche mit großer Pracht zu Scone vollzogen wurde.

Die Annäherung des Winters und ein Fieber, welches Cromwell'n befiel, verhinderten ihn, die durch den Sieg bei Dunbar erlangten Vortheile weiter zu verfolgen. Noch immer blieb der Feind im Beſitze des Paſſes bei Stirling; und ſo bald es nur die Jahrszeit geſtattete, wurde ein neues Heer zuſammen gebracht, über welches, ungeachtet der bewährten Fähigkeiten des Generals Lesley, Hamilton den Oberbefehl hatte. Dem Könige wurde geſtattet, ſich in der Eigenſchaft eines Generals im Lager mit aufzuhalten. Dieſe Verfügungen machten die Einwohner der weſtlichen Grafſchaften ſo unzufrieden, daß ſie ſich weigerten, zu einer Armee zu ſtoßen, welche ſo weit von den echten Grundſätzen abgewichen wäre, daß ſie ſich nicht allein von „Anwerbern und

Übelgesinnten, Beistand leisten, sondern sogar von solchen anführen ließe. Sie versammelten sich daher zu einem eigenen besondern Corps, und ließen sich von einem Officier, Nahmens Ker, anführen. Der König von Schottland lagerte sich mit seinem Heere zu Torwood, wo ihn von vorn starke Verschanzungen, und von hinten die Stadt Stirling deckten. Da seine Generale unablässig eben die Maximen befolgten, welche Lesley in dem vorigen Feldzuge, so lange es in seiner Macht war, beobachtet hatte, so lockte sie Cromwell nur vergebens, sich mit ihm in ein Gefecht einzulassen. Nach manchen fruchtlosen Versuchen sendete der Englische Heerführer, in der Absicht, den Schotten die Zufuhr abzuschneiden, einen abgesonderten Haufen unter Lambert's Anführung über den Firth nach Fife. Lambert schlug ein starkes Corps Schotten unter Holbourne und Browne; bemächtigte sich aller Pässe am Firth; und verschaffte auf diese Weise dem ganzen Heere einen sichern Übergang. Da nun dasselbe zwischen den Feind und die nördlichen Provinzen zu stehen kam, von diesen aber dessen meiste Stärke und die Zufuhr der Lebensmittel abhing, so konnte er nicht länger mit Sicherheit seine vorige Stellung behalten.

Jetzt schmeichelte sich Cromwell, die Schotten zum Gefechte genöthigt zu haben. Allein, anstatt dieses Wagestück

zu unternehmen, brachen sie, zu seinem unaussprechlichen Erstaunen, ihr Lager ab, und wendeten sich, vierzehn tausend Mann stark, mit starken Märschen gerade nach England. Cromwell wurde durch diese unerwartete Wendung zwar überrascht, aber nicht außer Fassung gesetzt. Er sandte sogleich Befehle zu Truppenversammlungen in die nördlichen Grafschaften von England, um sich dem Einfalle entgegen zu setzen; er fertigte einen Haufen Reiterei unter Lambert ab, um des Feindes Nachtrab zu beunruhigen, und seinen Marsch zu verzögern; sieben tausend Mann ließ er unter Monk's Anführung zur Bezähmung Schottland's zurück; er selbst zog mit dem übrigen Theile seines Heeres mit aller möglichen Eile dem Könige nach; und, um keinen Vorwurf gegen sich aufkommen zu lassen, als habe er das Land einer Gefahr ausgesetzt, welche hätte abgewendet werden können, rechtfertigte er, in seinem Briefe an das Parlament, sein Betragen. Er behauptete darin, daß, wenn die Regierung nur das Ihrige thäte, den König hinzuhalten, und die haltbaren Päſſe zu vertheidigen, alsdann unstreitig sein ganzes Heer aufgerieben werden würde; da hingegen durch einen Winterfeldzug in Schottland die Parlaments-Armee hätte zu Grunde gehen können, indem die dasigen Eingeborenen weit mehr, als die Engländer, zu Beschwerden und Mühseligkeiten abgehärtet wären. Das, was Cromwell solcher

Geſtalt zur Rechtfertigung ſeines militäriſchen Verfahrens, und zur Stärkung des Muthes ſeiner Landsleute prophezeiet hatte, traf pünctlich ein. Karl ſah ſich bei ſeiner Ankunft in England gänzlich in ſeinen Hoffnungen betrogen, daß nicht nur alle ſeine Anhänger, ſondern auch alle mit der gegenwärtigen Regierung Unzufriedenen ſogleich ſeinen Fahnen zuſtrömen würden. Die Engliſchen Presbyterianer waren nicht nur ganz unvorbereitet, ſich in ein ſo plötzliches und unerwartetes Abenteuer einzulaſſen, ſondern auch unwillig über die lange Weigerung des Königs, ſich öffentlich und auf gehörige Weiſe zu Gunſten des Convenants zu erklären. Die Royaliſten, obgleich von mehr Eifer belebt, wurden dennoch durch einen ausgelaſſenen Miniſterial-Befehl, daß Jeder, der zugelaſſen werden wollte, zuvor den Convenant unterzeichnen müßte, abgeſchreckt, ſich zu dem Schottiſchen Heere zu ſchlagen. Aus dieſen und andern hinzutretenden Urſachen war der Zuwachs desſelben nicht nur ſehr unbedeutend, ſondern auch viele Schotten waren auf dem Marſche davon entwichen, entweder, weil ihnen aus politiſchen Urſachen die ganze Unternehmung mißfiel, oder weil das Wageſtück ſie ſchreckte, England anzugreifen, und eine Engliſche Armee im Rücken zu haben. Als daher der König mit ſeinem abgematteten Heere zu Worceſter anlangte, fand er dasſelbe nicht zahlrei-

cher, als es ſchon bei ſeinem Aufbruche von Torwood geweſen war.

Während auf dieſe Weiſe das Glück die Abſichten des Feindes vereitelte, und ſeine anmaßenden Hoffnungen in Verzweifelung verwandelte, hatten die Verfügungen des Parlamentes gegen dieſen Einfall den beſten Erfolg. Männer von jeder Nationalpartei, Royaliſten nur ausgenommen, ergriffen freiwillig die Waffen zur Vertheidigung der gegenwärtigen Regierung gegen die Anmaßungen des Königs der Schotten. Sogar einige der ausgeſchloſſenen Parlaments-Glieder traten bei dieſer Gelegenheit wieder auf, und der Eifer des Volkes für die Republik war ſo allgemein, daß Viele bloß die Freiwilligen ſchon für hinreichend hielten, die Schotten, ohne Beiſtand der Armee, aus dem Felde zu ſchlagen.

Unter den wenigen Wagehälſen, die Karl Stuart's Sache verfochten, war der Graf von Derby derjenige, auf welchen ſich die Royaliſten am meiſten verließen. Dieſer hatte bisher noch die Inſel Man inne behalten, und der Macht der Republik ſo wohl zu Lande, als Waſſer Widerſtand geleiſtet. Um die Zeit, da die Schotten in England einbrachen, unternahm er, an der Spitze von funfzehn hundert Mann Reiterei, eine Landung in Lancaſhire. Allein, ehe es ihm noch gelang, eine beträchtliche Verſtärkung an ſich zu ziehen,

wurde er von dem Oberſten Lilbourn bei Vigan angegriffen und auf das Haupt geſchlagen. Er ſelbſt rettete ſich, wiewohl verwundet, mit kaum noch dreißig Reitern nach Worceſter, und erweckte daſelbſt böſe Vorahndungen der Zukunft.

Man ging darüber zu Rathe, ob Karl unverzüglich auf die Hauptſtadt losgehen ſollte. Allein ein Hinderniß, welches Lambert, durch ſeine auf der Londoner Straße genommene Stellung, verurſacht hatte; die Ermüdung des Heeres; die Annäherung Cromwell's; und die Zuneigung der Stadt Worceſter, welche allein von allen dem Parlamente ſich noch nicht ergeben hatte, und dem Könige jetzt die Thore willig eröffnete, entſchieden für den Entſchluß, hier zu bleiben, und abzuwarten, was für günſtige Gelegenheiten die vielen Empörungen, worauf man hoffte, etwa darbiethen möchten. Entweder aus Nachläſſigkeit, oder aus Mangel an Zeit, hatten es die Schotten unterlaſſen, die gehörigen Anſtalten zur Vertheidigung der Stadt zu treffen, als die Nachricht einlief, daß der furchtbare Cromwell, deſſen Heer auf ſeinem Zuge von allen Seiten her Verſtärkung erhalten hatte, kaum noch eine halbe Tagereiſe entfernt wäre. Jetzt war es zu ſpät, noch auf Befeſtignng zu denken. Cromwell verlor bei ſeiner Ankunft keinen Augenblick, die gehörigen Anordnungen zum Angriffe zu machen, und ſicherte zu

dem Ende ſeinen Truppen den Übergang über den Fluß Severn. So bald die Landmiliz von Eſſex, Cheſhire und Surry, bei vierzig tauſend Mann ſtark, und von ſtarken Corps regulärer Truppen unterſtützt, angerückt war, drang er am 3. September, 1651, dem Jahrstage der Schottiſchen Niederlage bei Dunbar, von allen Seiten her auf die Schotten ein. Dieſe wurden, nach einem Gefechte von wenigen Stunden, in einer ſolchen Unordnung und Verwirrung in die Stadt zurück getrieben, daß es den Engländern gelang, mit ihnen hinein zu dringen. Die von Lesley angeführte Reiterei, die ſich außer dem Gefechte hielt, ſuchte ihr Heil in der Flucht, und überließ das Fußvolk der Willkür des Siegers.

In dieſem Treffen wurde das ganze Schottiſche Heer, ſammt hohen und niedern Officieren ſo wohl, als Gemeinen, wenige Einzelne ausgenommen, entweder niedergemacht, oder gefangen genommen. Denn auch die Reiterei wurde eingeholt, noch ehe ſie Lancaſhire erreichte. Dem Könige, dem Herzoge von Buckingham, und einigen wenigen glücklicheren Abenteurern gelang es, aller Nachforſchungen ungeachtet, aus dem Königreiche zu entkommen.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.

G. A. Bürger's

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Siebenter Band.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Chriſtiani.
1824.

G. A. Bürger's

vermiſchte Schriften.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Fünfter Theil.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Chriſtiani.
1824.

Vorrede des Herausgebers.

In der Vorrede zum dritten Bande dieſer Sammlung von Bürger's ſämmtlichen Werken, die mit dem gegenwärtigen ſiebenten beendigt iſt, habe ich an die Theilnahme erinnert, welche des Verfaſſers Ankündigung und Proben einer jambiſchen Überſetzung der Ilias in Weimar gefunden hatten. Meine Angaben waren nicht vollſtändig, wie aus dem folgenden Briefe an mich von verehrter Hand erhellt.

„Ew. Hochwohlgeboren haben Ihro Königl. Hoheit, dem Großherzog von Weimar, meinem gnädigſten Herrn, zwei Bände nachgelaſſener Bürgeriſchen Werke *) vor einiger Zeit überſendet, wo in einem

*) Den dritten und vierten, nachdem ich in einem eigenen ſchmeichelhaften Schreiben den Beweis erhalten hatte, daß die beiden erſten von dem erhabenen Freunde, Kenner

Vorberichte das Andenken einer im Jahre 1776 zu Gunſten Bürger's unternommenen Subſcription erneuert wird. Ich konnte hierüber bei treuem Gedächtniß genugſame Auskunft geben, welche Denenſelben mitzutheilen höchſten Ortes befehligt bin.

Mit der im dritten Bande der ſämmtlichen Bürgeriſchen Werke, und zwar in der Vorerinnerung Seite IX und in den Anmerkungen S. 223 — 5, eingeführten Weimariſchen Subſcription hat es ſeine völlige Richtigkeit. Der damahls ſchon lebhafte und nachher ſo viele Jahre ſich immer gleich gebliebene Trieb, von Weimar aus alles Löbliche und Gute zu fördern, mußte bei dem Anerbieten Bürger's rege werden, als er Luſt bezeigte, den Homer zu überſetzen. Wie ein ſolches an- und eingeborenes Talent ſich auch in dieſem Falle benehmen, was es leiſten würde, unterlag keiner genauen Unterſuchung, weil man gewiß war, daß am Ende Sprache und Literatur dadurch um Manches würden gefördert ſeyn.

---

und Beförderer alles Guten und Schönen mit gewohnter Huld aufgenommen waren.

D. H.

Man begnügte ſich auch nicht mit dieſer ſchriftlichen Zuſage, ſondern man legte die Summe von fünf und ſechzig Louisd'or in meine Hände. Allein weder die Theilnahme des Publicums, noch Bürger's Beharrlichkeit ſtimmten in den wohlmeinenden Vorſatz; die Sache gerieth in Schwanken und Stocken, wo denn zuletzt wenig Hoffnung übrig blieb.

Da aber einmahl das Geld zu Bürger's Gunſten beſtimmt worden, der ſich aus kümmerlichen Umſtänden nie zu erhohlen wußte, ſo beſchloß die anſehnliche Geſellſchaft, ihm dieſe bedeutende Unterſtützung angedeihen zu laſſen, wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich ſendete ihm das Geld, erhielt ſeinen Dank, und richtete ihn aus.

So viel weiß ich mich genau zu erinnern; ja, ich wollte noch Ort und Stelle angeben, wo das Verſchiedene beſchloſſen, realiſirt und ausgeführt wurde. Schriftliche Zeugniſſe haben die Jahrs- und Begebenheitswechſel mit aufgezehrt.

Indem ich nun durch Mittheilung des Vorſtehenden mich des erhaltenen gnädigſten Auftrags entledige, ſo kann ich nur noch den Wunſch hinzufügen,

daß die von Ew. Hochwohlgeboren übernommene Bemühung auch vom Deutſchen Publicum möge anerkannt werden, welches freilich mit täglichen Neuigkeiten ſo überhäuft iſt, daß es kaum einen Blick rückwärts zu thun geneigt ſeyn möchte. Indeſſen kann doch keine Bücherſammlung eines echten Literatur-Freundes auch nur in hiſtoriſcher Hinſicht einer ſo intereſſanten Mittheilung entbehren.

Mit u. ſ. w.

Weimar, den 2. Januar, 1824.

J. W. v. Goethe.„

Ich habe die Erlaubniß erbethen, von dieſer gütigen und belehrenden Zuſchrift hier Gebrauch zu machen. In dem Schluſſe derſelben finde ich zugleich eine erfreuliche Belohnung für die auf die Herausgabe dieſes Werkes verwendete Zeit und Sorgfalt, wie denn auch das Urtheil des großen Mannes dem allerdings gewagten Unternehmen bei dem ganzen Deutſchen Publicum zur gültigſten Empfehlung gereichen muß.

Berlin, am 22. September, 1824.

Inhalt des siebenten Bandes.

Vermischte Schriften. Fünfter Theil.

I. Zwei Vorreden.
1. Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte. . . . . Seite 5
2. Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte. . . . . " 20

II. Kritische Blätter.
1. Briefwechsel mit Boie über die Lenore. Mit Anmerkungen von Voß. . . . . " 51
2. Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus. . . . . " 90

III. Vermischte Blätter, Deutsche Sprache und Schreibart betreffend.
1. Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine. . . . . " 193
2. Über die Deutsche Rechtschreibung. An Lichtenberg. . . . . " 201
3. Über Deutsche Sprache. An Adelung. " 204
4. Wider die majestätische Länge. . . . . " 214
5. Wissenschaft des Styls. . . . . " 218
6. Geschäfts-Styl. . . . . " 220
7. Vollkommenheit des Styls. . . . . " 222

IV. Vermischte Blätter, die poetische Kunst betreffend.
1. Hübnerus redivivus. Das ist: Kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten. . " 225
2. Über die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst. . . . . " 259
3. Von der Popularität der Poesie. . . . . " 266

V. Zur Lebensgeschichte des Verfassers.
1. Verantwortung an die Regierung in Hannover. . . . . " 279
2. Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will. . . . . " 323

Druckfehler.

Im ersten Bande.

Seite 312, Zeile 4, statt vierte, lies siebente.

Im dritten Bande.

Seite 14, Zeile 5, statt Shakespear, lies Shakspeare.

Im siebenten Bande.

Seite 6, Zeile 1 v. u., statt das, lies daß.
" 21, " 6, st. woherzogenen, l. wohlerzogenen.
" 70, v. u., l. Überflüssiges, st. Überflssiges.
" 99, " 1 v. u., l. nach piepen ein Comma.
" 208, " 9, st. ihres, l. Ihres.

Vermiſchte Schriften.

Fünfter Theil.

I.

Zwei Vorreden.

1.

Vorrede zur erſten Ausgabe der Gedichte *).

Einige meiner bisher einzeln erſchienenen Gedichte haben, das weiß ich gewiß, vielen wackern Leuten gefallen, und von andern, wofern eigenes Urtheil nicht gänzlich fehlt, darf ich ein Gleiches vermuthen. Der Entſchluß alſo, ſie in einen eigenen Band für meine Freunde zu ſammeln, ſcheint keiner Entſchuldigung weiter zu bedürfen. Denn warum ſollte ich nicht in ein Haus gehn, wo ich nicht ungern geſehen zu werden hoffen darf?

Darum aber iſt es mir noch lange nicht gemüthlich, mit der Geberde des Dünklings, der ſich oft ſo gern für edeln Stolz verkaufen möchte, mein ſelbſtzufriedenes Ich hier vor mir her zu lächeln, oder zu ſchnauben. Denn, wenn auch der Beifall, der mir widerfährt, wohlverdient und von unvergänglicher Dauer wäre, ſo weiß und fühlt es doch gewiß und wahrhaftig keiner meiner Brüder lebhafter, als ich, daß es noch andere Verdienſte zu Tauſenden in der Welt gebe, denen das Verdienſt, gute Verſe zu machen, die Schuhrie-

*) Göttingen. 1778. D. H.

men auflöſen muß; wiewohl es nun freilich unläugbar der Lauf irdiſcher Dinge mit ſich bringt, daß das Ehrenſiegel auf der Stirn des Dichters heller und dauerhafter ausgedruckt iſt, als auf den meiſten andern. Ich ſelbſt habe daher nie, weder mit Mund, noch Herzen, das Aufheben davon gemacht, welches meine gütigen Freunde davon zu machen beliebt haben. Das werden mir alle diejenigen bezeugen, die je mit mir umgegangen ſind, und ein ſcherzendes Eigenlob, womit ich wohl bisweilen zu ſpielen pflege, von dem ernſtlichen zu unterſcheiden wiſſen. Über dieß weiß ich auch ſehr gut, wie leicht Einem der Wind der Laune und Mode, ſelbſt wider Verdienſt, Beifall entgegen wehen, und wie geſchwinde ſich dieſer oft wenden könne. Ich weiß ſehr gut, daß nicht alle meine Gedichte Allen, ja ſelbſt meine beſten nicht Allen gefallen werden. Manche verdienen und erhalten vielleicht gar keinen Beifall. Denn der Geiſt hat, wie der Leib, ſeine Anwandelungen von Schwachheit; und nicht aller Menſchen Seelen ſind mit einerlei Saiten bezogen, nicht alle haben gleiche Stimmung.

Darum aber iſt es mir wiederum noch lange nicht gemüthlich, in dünnethuender Demuth, auf allen Vieren, vor den Schämel der Kritik, ſie ſey, welche ſie wolle, zu kriechen, und für irgend eins meiner Werke um Gnade zu betteln. Denn ich lebe und ſterbe des Glaubens, das keinem

darſtellenden Werke, welchem die Natur lebendigen Odem in die Naſe geblaſen hat, tauſend und abermahl tauſend Schämelrichter, — was, Schämelrichter? ſelbſt Thronrichter nicht! nur ein Härchen krümmen können. Ich lebe und ſterbe des Glaubens, daß tauſend und abermahl tauſend Schämel- und Thronrichter zu ohnmächtig ſind, ein an ſich ſieches Werk zu Geſundheit und Leben zu befördern. Mithin habe ich an dieſe Herren ſchlechterdings nichts zu beſtellen.

Wandelt demnach hin, Ihr Kinder meines Geiſtes und Herzens, ſchon von Haus aus mit euerm unvermeidlichen künftigen Schickſale geſchwängert! Wandelt hin, entweder ſelbſtſtändig in angeborenem Vermögen, oder hinfällig durch eigene innere Schwachheit! Niemand kann euch nehmen, was ich euch gab; Niemand geben, was Ihr von mir nicht empfinget. Nicht alle werdet Ihr ſterben; das weiß ich, das darf ich ſagen, deſſen darf ich mich freuen. Nicht alle werdet Ihr im Strome der Zeit oben bleiben; das weiß ich eben ſo gut, und darf es nicht verſchweigen. Sollte ich aber drob zagen und trauern? Keinesweges! Um eurer geſunden Brüder willen mag man euch verzeihen. Und wenn Ihr nun auch dahin ſinkt, was iſt es denn mehr? — Tauſende ſind vor euch verſunken; Tauſende werden euch nachfolgen, ohne von geſunden wackern Brüdern zu Grabe geſungen zu werden.

Erreicht habe ich mein Ziel, worauf ich, seit der Zeit, da die Begriffe von Natur und Wesen darstellender Bildnerei etwas mehr in meinem Kopfe sich aufgeklärt haben, meistens losgesteuert bin, wenn meine Lieblingskinder den Mehrsten aus allen Classen anschaulich und behaglich sind. Und warum sollte mich es nicht freuen, daß es bei verschiedenen, wo ich dieß Ziel mit Vorbedacht scharf auf das Korn genommen hatte, und welche durch das ganze Volk, — worunter ich mit nichten den Pöbel allein verstehe, — gäng' und gebe geworden sind, mir gelungen ist, zu bestätigen die Wahrheit des Artikels, woran ich festiglich glaube, und welcher die Axe ist, woherum meine ganze Poetik sich drehet: Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig seyn. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit!

Ich war erst Willens, mein ausführliches Glaubensbekenntniß hierüber an diesem Orte in das Archiv meines Zeitalters, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner gelehrten verskünstelnden Zeitgenossen, für die Nachkunft nieder zu legen. Da mir dieß aber unter andern auch die Enge des vorgesetzten Raums verbiethet, so bleibt es mir auf ein anderes Mahl bevor, zu zeigen, wie eigentlich Volks-Poesie, die ich als die einzige wahre anerkenne, und über alles andere poetische Machwerk erhebe, beschaffen und mög-

lich ſey. Vielen von denen, die jetzt leben, iſt das freilich Ärgerniß oder Thorheit. Aber Geduld! Das Joch,

Nicht auf immer laſtet es! Frei, o Deutſchland,
Wirſt du dereinſt! Ein Jahrhundert nur noch,
So iſt es geſchehen, ſo herrſcht
Der Natur Recht vor dem Schulrecht.

Ich darf nicht ſchließen, ohne Eins und das Andre, was dieſe Sammlung im Einzelnen betrifft, erſt noch zu ſagen.

Man hat mir erzählt, — denn ich leſe ſolches Geſchreibſels blutwenig, und höre überhaupt lieber, was man hier und da ſagt, als ich leſe, was ein Stubenſchwitzer ſchreibt, — erzählt hat man mir, daß hypochondriſche oder hyſteriſche Perſonen in einigen meiner Gedichte Anſtoß und Ärgerniß gefunden haben. Nachdem ich ſolche Stellen genau vor meinem Kopfe und Herzen geprüft, ſo habe ich befunden, daß das Ärgerniß nicht ſo wohl gegeben, als genommen war. Da es mir nun erlaubt ſeyn wird, dafür zu halten, daß mein Kopf keinem Schafe, und mein Herz keinem Schurken gehöre, ſo habe ich ſolche Stellen getroſt ſtehen laſſen. Eine weitläuftige Apologie dafür zu ſchreiben, hieße dem geſunden Menſchenverſtande ein Ärgerniß *geben*. Denn es leuchtet ſchon an ſich in jedes geſunde Auge, daß es jämmerliche Dummheit ſey, die Mutter Gottes, oder gar den

Weltheiland, für entehrt zu achten, wenn ein Dichter zur Erhöhung ſeines darzuſtellenden Ideals von vollkommener Weibesſchönheit und Tugend hinzuſetzt:

Heiliger und ſchöner war
Nur die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.

In der erſten Leſeart ſtand zwar kaum, für nur; aber das iſt nach Sinn und Sprache einerlei. Wenn der Mutter Gottes die höchſte weibliche Schönheit und Tugend beigelegt wird, ſo dächte ich, ſelbſt der ſtrengſte Katholik könnte nicht mehr verlangen. Eine Perſon aber muß ſchlechterdings in der Welt geweſen ſeyn, die ihr hierin am nächſten gekommen iſt. Iſt es denn nun wohl Sünde, wenn der Dichter ſein Ideal auf die nächſte Stufe unter ihr ſtellt? — Aber ich weiß wohl, woher ſich ſo manche unſinnige Urtheile entſpinnen. Es ſingt wohl kein Dichter ein Liebeslied, das die Einfalt nicht ſeinen wirklich erlebten Liebesgeſchichten anpaßt. Irgend ein Pinſel weiß vielleicht, daß der Dichter dieß oder jenes Mädchen liebt, oder geliebt hat. Nun fängt er an, zu vergleichen, und da muß es denn freilich auffallend ſeyn, das wirkliche Mädchen dem beſungenen Mädchen der Einbildungskraft ſo weit nachſtehen zu ſehn. Aber wer heißt euch denn vergeſſen, daß Dichter — Dichter ſind? Petrar-

ca's Laura iſt gewiß und wahrhaftig das nicht geweſen, was die unſterblichen Lieder des Dichters aus ihr gemacht haben. Mein erwähntes Lied iſt eine Phantaſie, im Geiſte der Provenzal- und Minnedichter. Die Geſchichte erwähnt nichts davon, daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ein Dichter über Stellen in den Bann gethan worden wäre, worüber den Zeloten des achtzehnten die dummen Augen zum Kopfe heraus ſchwellen.

Ja, wird man mir nun einwenden, dem geſunden Verſtande haſt du freilich kein Ärgerniß gegeben; aber, Dichter, du ſollteſt doch auch der Schwachheit ſchonen. Ich antworte hierauf: Es iſt zwar wider meinen Charakter, die Schwachheit nur unſchuldiger Weiſe zu ärgern; aber ſich auch immer und ewig nach ihr zu geniren, gibt der Menſchheit kein Gedeihen. Ich hüthe mich vor den Krankenſtuben; wer heißt die Kranken zu mir kommen und von meinen Speiſen naſchen? Was iſt wohl, ich will nicht ſagen, Gleichgültiges, ſondern ſelbſt ausgemacht Gutes und Vortreffliches in der Welt, worüber ſich ſchlechterdings keine ſchwache Seele ärgerte? Der Gläubige ärgert ſich über den Ungläubigen; und der Ungläubige über den Gläubigen. Selbſt über dich, — wer ſteht dafür, daß nicht ſelbſt über dich, o Johann Ahrend's wahres Chriſtenthum, Tauſende ſich ſchon geärgert haben, Tauſende noch ärgern werden?

Um derjenigen willen, die von der Originalität eines darſtellenden Werks und dem Verdienſte ſeines Verfaſſers, Gott weiß! was für ſeltſame Begriffe haben, muß ich offenherzig geſtehen, daß ich den Inhalt zu einigen Gedichten aus fremden Sprachen entlehnt habe. Man bilde ſich aber nicht ein, als ob ich in ſolchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile bei Zeile verdolmetſchet hätte. Öfters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren geleſen; ſein Inhalt war meinem Gedächtniſſe gegenwärtig geblieben; dieſen ſtellte ich Deutſch dar, und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen. Wer von dem Verhältniſſe dieſer meiner Deutſchen Umbildungen zu den Originalen ſich einen Begriff machen will, und etwa die wenigen Engliſchen und Franzöſiſchen Stücke nicht bei der Hand hat, der vergleiche nur meine Nachtfeier der Venus mit dem Lateiniſchen Pervigilium Veneris; oder noch näher, mein Zechlied mit ſeinem der Rarität und Schnurrigkeit wegen vorangeſetzten Originale. So viel ich hier ungefähr dem Lateiner ſchuldig bin, ſo viel, oder nicht viel mehr, bin ich anderwärts dem Briten und Franzoſen ſchuldig geworden. Indeſſen will ich doch, um die Literatoren der undankbaren Mühe des Nachſpürens zu überheben, Alles, was nicht ganz mein eigen iſt, getreulich hier anzeigen. Die Nachtfeier, das Lied an Themire, und das Zechlied führen das Bekenntniß an der Stirne.

Das harte Mädchen, ſo wie das Lied an den Traumgott, haben, wenn ich mich recht erinnere, nur einige Stellen aus einem Engliſchen Dichter, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, aus welchem? entlehnt. Es iſt aber immer auch möglich, daß ſie ganz mein eigen ſind. Adeline iſt, dünkt mich, nach Parnell; das Dörfchen nach Bernard; die beiden Liebenden nach Rochon de Chabannes; das vergnügte Leben nach Grecourt; der Bruder Graurock, die Entführung, und des Schäfers Liebeswerbung ſind nach Alt-Engliſchen Gedichten in Percy's bekannter Sammlung; und endlich zu der Umarmung hat, wenn mir recht iſt, eine Elegie des Johannes Secundus Anlaß gegeben. So lang, und nicht länger iſt meine ganze Beichte. Kaum wär' ich ſchuldig geweſen, ſie ſo gewiſſenhaft abzulegen. Allen übrigen wird der ſchärfſte literariſche Spürhund nichts Fremdes abriechen, es müßte denn ſeyn, daß die Geſchichte von Lenardo und Blandine in alten Novellen, unter dem Nahmen Guiscardo und Gismunda, ähnlich, die Schnurre der Weiber von Weinsberg aber in alten Chroniken vorkommt; und endlich die Handlung des braven Mannes als wahr erzählt wird. Wenn aber dieß der Originalität Eintrag thut, ſo bleibt, — si parva licet componere magnis, — ſelbſt Shakſpeare der poetiſche Schöpfer nicht mehr. Einige wenige meiner Lieder ſind in Ramler's Lyriſcher Blumenleſe anders erſchienen, als ich ſie zuerſt in

den Almanachen gegeben hatte. Was ich für Verbeſſerung hielt, das habe ich hier aufgenommen. Wo mir aber die neue Leſeart bloß Veränderung ſchien, da glaubte ich berechtigt zu ſeyn, die meinige vorzuziehen. Vielleicht irre ich, ſo wohl hier, als dort.

Zum Beſchluſſe muß ich noch etwas von meiner Rechtſchreibung erwähnen, wiewohl mir die lange Vorrede ſchon ſelbſt fatal zu werden anfängt. Ich nehme Klopſtock's Satz, der auch der Satz der geſunden Vernunft iſt, an: Man ſchreibt nicht für das Auge, ſondern für das Ohr, und muß daher nicht mehr ſchreiben, als man ausſprechen hört. Klopſtock fügt hinzu: Auch nicht weniger! Wogegen ich aber doch einiges Bedenken zu äußern habe. — Bin ich aber der Hauptregel überall nachgekommen? — Nein! Und zwar aus der Vorſicht, die ebenfalls Klopſtock aus gutem Grunde empfiehlt. Man muß nicht Alles auf Ein Mahl thun wollen, wenn es glücklich von Statten gehen ſoll. Die Mißbräuche eines Tyrannen, wie der Sprachgebrauch iſt, laſſen ſich nur nach und nach untergraben und auswurzeln. So bald aber die geſunde Vernunft ſie wirklich für Mißbräuche erkennt, ſo muß man es nicht immer gleichgültig oder zaghaft bei dem Alten bewenden laſſen, ſondern anfangen, fortfahren und enden. Klopſtock hat angefangen; manche wackere Leute ſind ſchon fortgefahren; ich habe das Nähmliche gethan, und

wünſche gedeihliche Nachfolge. Ich habe noch mehr ungehörte Buchſtaben, als Klopſtock, und das Undeutſche y mehrentheils verbannt. Das die Dehnung anzeigende h kann überall und muß zunächſt aus ſolchen Sylben wegbleiben, die man ohnehin dehnt, und dehnen muß. Das ß iſt ein höchſt alberner Buchſtab. Ein reines s oder ſſ kann uns die nähmlichen Dienſte, wie andern Sprachen, thun. Wo ein ſſ gehört wird, da kann man es ja, ſtatt des buckeligen ß ſetzen, weil es wohl urſprünglich und im Grunde nichts anders, als ein durch Schreibverkürzung verändertes ſſ iſt. Die überflüſſigen Doppel-Conſonanten am Ende habe ich faſt überall weggelaſſen. Die grammatiſche Regel kann ja heißen: In der Umendung wird der Conſonans verdoppelt. Z. B. das Ros, des Roſſes, der Fus, des Fuſſes, der Schrit, des Schrittes. Freilich will es das Auge oft übel nehmen, und hierin wie ein Kind gehalten ſeyn. Ich läugne nicht, ſelbſt das meinige macht mir oft Kindereien. Eben darum aber muß man es nur nach und nach daran gewöhnen, da einen unnöthigen Buchſtaben zu miſſen, wo es ſonſt einen zu ſehen gewohnt war. Und die tägliche Erfahrung lehrt, wie geſchwinde es ſich daran gewöhnen könne, und wie es ihm nachher eben ſo auffallend ſey, den verbannten Buchſtaben wieder da ſtehn, als vorher, ihn mangeln zu ſehen. Auch darf man ſich wahrhaftig an dasjenige nicht kehren, was

die alten Salbader und Pfalbürger bis zum Ekel dagegen von ſich zu geben pflegen. Die bleiben gemeiniglich unheilbar bei ihren fünf Augen, ob ihre Gründe gleich keinen Pfifferling werth ſind. Allein ſie ſind es auch wahrlich nicht, die zur Bildung der Sprache berufen ſind. Jeglichen ihrer Gründe kann man mit irgend einem Gegenbeiſpiele aus der Sprache, welchem ſie ſelbſt folgen, zu Boden ſtoßen. Wenn ſie meinen, man müſſe einen ungehörten Buchſtaben wegen unterſchiedlicher Bedeutung einiger Wörter, die einerlei Klang haben, ſchreiben, ſo kann man ihnen, ſo wohl aus unſerer, als allen andern Sprachen, hundert Beiſpiele darlegen, da Wörter von ſehr verſchiedener Bedeutung von ihnen ſelbſt mit einerlei Buchſtaben geſchrieben werden. Sie ſchreiben lecken, lambere, wie lecken, exsultare. Warum könnte nun nicht war, erat, und wahr, verum, beides ohne h geſchrieben werden, da die Ausſprache vollkommen einerlei iſt? Im Grunde widerſpricht bloß das Auge, welches doch allenfalls ſchon Warheit, ſtatt Wahrheit, duldet. Kommt mir nicht mit der Undeutlichkeit aufgezogen! Das iſt die albernſte Ziererei, die ich kenne. Ein Deutſcher verſteht ſeine Sprache, oder ſollte ſie doch verſtehen. Alle Sprachen haben das an ſich, daß man oft nicht den Sinn aus einzelnen Wörtern, ſondern dem ganzen Zuſammenhange aufgreifen muß. Schreibt man ferner einem ſolchen Pfalbürger Rat für Rath,

ſo iſt es luſtig, ſeine Maulgrimaſſen zu ſehen, wenn er behauptet, daß man das Wort, ohne h, nicht anders, als Natt ausſprechen könne. Dennoch ſchreibt der Geck ſelber, er trat, er bat, ohne h, und ſpricht nicht, er tratt, er batt aus. Schreibe ich ihm wiederum für matt, mat, ſo grimaſſirt er von neuen, und ſpricht maat aus, wiewohl er hat, habet, ganz richtig auszuſprechen weiß. — Liebe Brüder, wenn Ihr eure Sprache lieb habt, ſo tretet dem Schlendrian auf den Kopf, und richtet euch nach den Regeln der Vernunft und einfachen Schönheit, nach welcher ſich ſchon größten Theils die Minneſinger richteten, ehe die nachfolgenden plumpern Jahrhunderte die Sprache mit ſo vielen unnöthigen Buchſtaben überluden. Jene ſchrieben faſt gar kein Dehnungs-h; und das gibt der Sprache ein noch ein Mahl ſo einfaches, reines und ſchönes Anſehen.

Klopſtock ſchlägt, nächſt der Verbannung ungehörter Buchſtaben, zum Behufe richtiger Ausſprache in Anſehung der Dehnung und Verkürzung, ein allgemeines die Augen am wenigſten beleidigendes Dehnungszeichen vor. Ich kann mir keines denken, das nicht die reine einfache Schönheit im Schreiben und Drucken beſchmitzen ſollte. Die Accente und Circumflexe im Griechiſchen, ſo klein ſie auch für das Auge ſind, ſind mir dennoch ſehr zuwider, weil dadurch der ſchöne, weiße, helle Raum ohne Symmetrie voll geſchnörkelt

wird. Weit beſſer, wir hätten, wie die Griechen, unterſchiedene Figuren für die langen und kurzen Selbſtlaute. Wozu iſt im Grunde ein ſolches Zeichen nöthig? Es iſt überflüſſig. Wir entbehren es ſchon in vielen Wörtern, ohne den geringſten Nachtheil. Ein Deutſcher weiß, und muß es ohnehin ſchon wiſſen, wie er ſeine Sprache auszuſprechen habe. Die Fremden, denen daran gelegen iſt, ſie zu lernen, mögen, wie ſo vieles Andere, auch dieß mit lernen. Wer mahlt uns bei dem Lateiniſchen die Quantität, die Dehnung, oder Verkürzung, wer bei allen andern Sprachen die Ausſprache vor? Lernen müſſen wir ſie, und lernen ſie auch. So etwas dem Ausländer vorzuzeichnen, wäre eben ſo viel, als jedem Deutſchen Buche für den Franzoſen oder Briten eine Versionem interlinearem beizufügen. Will man ja dem Ausländer durch ſolche Zeichen zu Hülfe kommen, ſo geſchehe es doch nirgends, als höchſtens in der Grammatik, oder in dem Lexicon.

Hiermit hoffe ich mich einſtweilen hinlänglich erklärt und dem Argwohn vorgebeugt zu haben, als ob ich bloß aus Eigenſinn, Neuerungs- oder Genieſucht, — daß ich mich dieſes von Crethi und Plethi ſo — ſehr ausgemergelten Spottworts bediene, — ſo, und nicht anders geſchrieben hätte. Ich bin ſonſt keinesweges ein Feind der Mode und des Schlendrians; habe nicht gern ein Abzeichen an mir; ſetze meinen Hut, trage meine Haare und Kleider, kurz, von

Haupt bis zu Fuße trage und geberde ich mich immer gern, wie die meiſten andern wackern Geſellen von meinem Schlage, und freue mich, wenn ſie mich für ihrer Einen halten, ſo lange Mode und Schlendrian nur gut, oder wenigſtens gleichgültig ſind. Wo ſie aber demjenigen, was mir beſſer ſcheint, das Widerſpiel halten, da folge ich herzhaft meinem mir angeborenen Freiheitsſinne.

Geſchrieben im Aprill, 1778.

2.

Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte *).

Weiſe Männer trauen der Dichtkunſt das Vermögen zu, nicht nur den Ohren und Herzen der Edeln zu ſchmeicheln, ſondern auch manche wichtige Kraft der Menſchennatur zum Anbau und Genuß des Schönen und Guten zu erhöhen. Sollte dieſe Wirkung einige Töne dieſer Lieder begleiten, ſo würde das den Sänger des „Blümchens Wunderhold,„ der von der göttlichen Kunſt groß, von ſich ſelbſt aber ſehr mäßig denkt, freilich noch nicht berechtigen, in Proſa nun eben ſo zu ſtolzieren, als es in Verſen bisweilen wohl kleiden mag. Allein er dürfte doch einen beſcheidenen Muth gegen diejenigen faſſen, vor welchen auch der beſte Dichter, vermuthlich, weil er ſo titel- und brotlos iſt, ein ſehr überflüſſiges Nebengeſchöpf zu ſeyn ſcheinet. Der Niedergeſchlagene, zwar weit entfernt, auf Sonnenrang Anſpruch zu machen, brauchte ſich doch alsdann in der großen Welt- und Weſenkette nicht für unnützer und verdienſtloſer, als wenigſtens den Zephyr zu halten. Der Flatterer, der Tändler, der Gauckler, oder

*) Göttingen. 1789.

D. H.

wie er ſonſt noch geſcholten werden mag, treibt zwar weder Kriegs- und Handelsſchiffe, noch große Mühlen zur unmittelbaren Leibesnahrung und Nothdurft; allein er hilft doch Blumen aus den Knoſpen ſchmeicheln und ſüße Früchte zur Reife bringen, Blumen und Früchte, welche vielen wohlgeborenen und woherzogenen Gemüthern große Freude machen und ungemein wohl bekommen. Er wehet den Lieblingen der Natur nach des Tages Laſt und Hitze die Wohlgerüche des Frühlings zu; er trocknet dem Wanderer die Pfade, dem Müden die naſſe Stirn ab; er kühlt dem Schnitter die glühenden Wangen, erquickt entathmete Buſen, und ſtärkt erſchlaffte Nerven zu neuen Anſtrengungen. Sollten die Anſprüche des Dichters auf ähnliche Verdienſte, wofern er ſonſt nur dem Genius der Kunſt genug thäte, gegründet ſeyn, ſo wären ſie ja auch wohl nicht ſo unbeſcheiden, daß ſie verdienten, niedergeſchlagen zu werden. Alles, was zur Vollkommenheit und zum Wohlſeyn des Menſchen, der doch bekanntlich noch etwas mehr, als bloß Körper iſt, auf irgend eine Weiſe beiträgt, das verdient von verſtändigen und gerechten Menſchen als etwas Nützliches angeſehen und geſchätzet zu werden. Kann die ſchöne, geiſt- und herzvolle Schweſter im Hauſe ein Solches von ſich rühmen, ſo mag es ihr wohl nicht zum gerechten Vorwurfe gereichen, daß ſie ſich nicht auch auf Kochen, Backen und Brauen verſtehet. Sie

iſt freilich keine Partie für den Gaſt- und Speiſewirth; allein es gibt auch immer noch andere wackere Männer, deren Hauptſache es gerade nicht iſt, um bloße Köchinnen oder Schaffnerinnen mit Schlüſſelbündeln zu werben. Sie ſelbſt aber wird wiederum auf dieſe nie deßwegen mit ſpöttiſchem Übermuth blicken, wird ihnen nicht das Mindeſte von ihren verdienten Ehren entziehen, ja ſelbſt jeden Vortritt, den ſie verlangen, ſehr willig einräumen. Denn je mehr Verſtand, Herz und Geſchmack, deſto mehr Gerechtigkeit, Toleranz und Beſcheidenheit.

Mein geringes Verdienſt darf ich nur auf einige Töne gründen. Denn nur von einigen wage ich es, zu hoffen, daß ſie mein poetiſches Daſeyn nicht ganz ohne Werth für mein Vaterland laſſen werden. Für die ungleich größere Menge der unvollkommenen, die wenig, oder nichts, ja vielleicht, — o, hätte mich doch mein guter Genius davor bewahret! — vielleicht wohl gar ſchlecht auf Herz und Geſchmack wirken, von welchen allen es, wie bei Shakſpeare von Macbeth's Unholdinnen heißen möchte:

Poetry hath bubbles, as the water has;
And these are of them, —

bedarf ich gewiß ſehr großer Nachſicht. Ein gehöriger Grad der Strenge bei dieſer neuen Ausgabe meiner Theils 1778

bereits geſammelten, Theils nachher einzeln erſchienenen, und endlich gegenwärtig ganz neu hinzugefügten Gedichte hätte vielleicht mehr, als die Hälfte derſelben, ganz verwerfen, und von dem Reſte wohl abermahls mehr, als die Hälfte, wegſchneiden, oder doch ganz anders zur Vollkommenheit empor arbeiten müſſen. Enthält dieſe Sammlung, ſo wohl in Materie, als Form, echtes poetiſches Gold, ſo faſſen es, ausgebrannt und von den Schlacken gereinigt, vermuthlich nur wenige Bogen.

Warum ich denn nun aber dieſen Proceß nicht vorgenommen habe? — Aufrichtig zu reden, ich trauete mir ſelbſt nicht Unbefangenheit genug zu. Nicht, daß ich aus Autorliebe gefürchtet hätte, Vieles zu feſt, ſondern vielmehr zu loſe zu halten, was meiner gegenwärtigen Stimmung, — vielleicht auch Verſtimmung, — mißfällt, gleichwohl aber mehrern Leſern noch angenehm ſeyn kann. Die Reduction ſey daher lieber der Kritik und dem Geſchmacke des gebildeten Publicums überlaſſen. Aus Ehrfurcht und Gefälligkeit gegen dasſelbe bin ich ſehr bereit, Alles, was ſein Urtheil verwirft, ohne Widerrede mit zu verwerfen. Ohne Bedauern habe ich dieß ſchon mit mehrern Kleinigkeiten gethan, welche einiges Mißfallen erregt zu haben ſchienen. Es iſt daher gewiß keine Grimaſſe, ſondern hoher und ungeheuchelter Ernſt, wenn ich um die ſtrengſte, wiewohl freilich auch

beſonnenſte Beurtheilung, und für kein einziges dieſer Gedichte, ja nicht für einen Vers, nicht für ein Wort, um unverdiente Schonung bitte. Für meine Perſon hingegen wünſche ich allerdings, daß der ehrwürdige Richter nicht mich ſelbſt mit Verdruß und Unwillen anſehen wolle, wenn ich das Gefühl des Schönen und Guten wider meinen Willen irgend wo beleidigt haben ſollte. Der Wunſch, meinem Vaterlande in dieſem Zweige der Literatur, ſey er nun viel, oder wenig werth, keine Schande zu machen, ja, wo möglich, es dahin zu bringen, daß die Edeln ſich meiner ein wenig freuen dürften, dieſer Wunſch wird erſt mit meinem Leben erkalten. Von ihm beſeelt, werde ich, wenn dieſe Sammlung nun noch eine rechtmäßige Auflage erleben ſollte, der Erſte und Eifrigſte ſeyn, in das Grab der Vernichtung und Vergeſſenheit hinabzutreten, Alles, was Deutſchen Geiſt und Geſchmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte.

Herzlich bitte ich indeſſen den guten Genius unſerer Literatur wegen mancher böſen Nachahmung um Verzeihung, wozu ich durch mein Beiſpiel, ſo wohl vorhin, als vielleicht jetzt abermahls, den Unmündigen vorgeleuchtet haben mag. Ich will mich nicht damit entſchuldigen, daß dieſes auch oft durch gute und untadelhafte Beiſpiele geſchehen könne, wenn es dem Nachahmer an Beurtheilungskraft und Geſchmack mangelt. Wohl aber will ich diejenigen, die etwa allzu ſehr

von meiner Weiſe eingenommen ſeyn möchten, aufrichtig vor mir ſelbſt gewarnet haben, damit ich künftig nur für meine eigenen, nicht aber auch noch für fremde Vergehungen zu büßen haben möge. Wenn diejenigen, welche ſo zuverſichtlich meinem Anſehen folgen zu können glauben, wüßten, wie ängſtlich und verzagt ich oft ſelbſt bin, ſo würden ſie einem ſo ſchwachen Führer ſich nicht anvertrauen.

Es iſt überhaupt ein ſehr mißliches Unternehmen, fremde Eigenheiten nachzuahmen. Demjenigen, deſſen Eigenheiten es ſind, pflegen ſie gemeiniglich ſo innig natürlich und geläufig zu ſeyn, daß er ſie ſelbſt nicht eher an ſich gewahr wird, als bis ihn ein Dritter aufmerkſam darauf macht. Eben daher aber, und weil ſie ſo ganz zu ſeiner übrigen Individualität paſſen, kleiden ſie auch nur ihren Eigenthümer entweder gut, oder doch wenigſtens erträglich, den Nachahmer hingegen oft unausſtehlich. Nachahmer fremder Manieren kommen mir immer nicht anders vor, als Koſacken oder Bettler. Sie ſtecken ſich in geraubte oder erbettelte Kleider, wovon ihnen ſelten ein Stück völlig gerecht ſeyn wird.

Sind denn nun aber alle guten und böſen Worte, jedem Originale ſeine Weiſe für ſich zu laſſen, vergebens; iſt alles Bitten und Flehen umſonſt, ihm den vielleicht ſonſt zu ſeinem und des Publicums Beſten noch lange fortblühenden

Handel nicht vor der Zeit durch tagtägliche Nachäffereien zu Grunde zu richten, indem man ja auch der beſten Töne auf dem beſten Inſtrument endlich überdrüſſig werden muß, wenn ihrer Wiederhohlungen gar kein Ende iſt *); ſoll und muß denn ſchlechterdings auch ich, der geringſte von Allen, die ihr eigenes Inſtrument auf eigene Weiſe ſpielten, nachgeahmt werden, wiewohl unter allen möglichen Mitteln, meine Hochachtung und Liebe zu gewinnen, dieſes gewiß das unglücklichſte iſt: ſo rathe ich doch wohlmeinend, hierzu nicht gerade meine Eigenheiten zu wählen, bevor ſie nicht eine zuverläſſige Kritik ausdrücklich gut geheiſſen hat. Denn ich befürchte ſehr, daß die Kritik viele derſelben nur mir aus Güte und Nachſicht ſtillſchweigend hingehen läßt, weil ich ihr vielleicht nicht von andern Tugenden gänzlich entblößt ſcheine. Nach einigen bin ich mir wenigſtens eines ſehr eifrigen Beſtrebens bewußt, wenn auch in der Ausführung die Kraft nicht immer dem Willen die Wage halten ſollte. Wie wenn aber dennoch die ehrwürdige Göttinn mein Be-

*) Ich erinnere mich, daß mir in meinen Schuljahren die Flöte, die doch ein ſo lieblich tönendes Inſtrument iſt, auf lange Zeit dadurch verleidet wurde, daß eine Menge meiner Mitſchüler zur Linken und Rechten, über und unter, hinter und vor mir, die Flöte blaſen lernten, und Tag für Tag mir die Ohren darauf voll dudelten.

ſtreben nach Klarheit, Beſtimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zuſammenklang der Gedanken und Bilder, nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigenthümlichſten und treffendſten, nicht eben aus der todten Schrift- ſondern mitten aus der lebendigſten Mundſprache aufgegriffenen Ausdrucke derſelben, nach der pünctlichſten grammatiſchen Richtigkeit, nach einem leichten, ungezwungenen, wohlklingenden Reim- und Versbau, hin und wieder zu erkennen glaubte, und mir bloß darum manchen verwerflichen Bürgerianismus verziehe: würde und dürfte ſie nun auch meinem Nachahmer, der an dieß Alles nicht gedacht hätte, gleiche Huld widerfahren laſſen? — Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, ſo habe ich dieß ſchwerlich meinen Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. ſ. w., ſchwerlich dieſem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehaſcht, ſchwerlich dem Umſtande zu verdanken, daß ich ein Paar Volksmährchen in Verſe und Reime gebracht habe. Nein, dem unabläſſigen Beſtreben nach den vorhin genannten Tugenden muß ich's zu verdanken haben; dem Beſtreben, daß dem Leſer ſogleich Alles unverſchleiert, blank und bar, ohne Verwirrung, in das Auge der Phantaſie ſpringe, was ich ihm anzuſchauen, daß Alles ſogleich die rechte Saite ſei-

ner Empfindſamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen.

In meiner Nachtfeier, in dem Hohen Liede und einigen andern regt ſich freilich etwas alte Mythologie, die aber auch faſt populär iſt, oder ſich doch mit wenigen Worten ſelbſt einem Kinde erklären läßt. Wenn indeſſen, höchſtens nur dieſe Mythologie abgerechnet, in jenen Gedichten nicht eben der Geiſt der Popularität, das iſt, der Anſchaulichkeit und des Lebens für unſer ganzes gebildetes Volk, — Volk! nicht Pöbel! — als in der Lenore und ihres Gleichen herrſcht und erkannt wird: ſo fühle ich mich durch den Ehrennahmen eines Volksdichters nur ein wenig geſchmeichelt. In dieſem Sinne habe ich es gemeint, was ich ſchon in der Vorrede zur erſten Ausgabe, (die ich übrigens zu vergeſſen bitte,) von Volks-Poeſie behauptet, nur aber ein wenig abenteuerlich ausgedrückt habe. Ich hätte ſagen ſollen, was ich auch noch jetzt, und wie ich meine, nicht ohne Beſonnenheit, behaupte: Popularität eines poetiſchen Werkes iſt das Siegel ſeiner Vollkommenheit. Wer dieſen Satz ſo wohl in der Theorie, als Ausübung verläugnet, der mißleitet das ganze Geſchäft der Poeſie, und arbeitet ihrem wahren Endzweck entgegen. Er zieht dieſe ſo allgemein menſchliche Kunſt aus dem ihr beſtimmten Wirkungskreiſe, von dem Markte des Lebens hinweg, und verbannet ſie in enge Zel-

len, ähnlich denen, worin der Meßkünſtler mißt und rechnet, oder der Metaphyſiker, wenigen Schülern höchſt ſchwer, oder gar nicht verſtändlich, etwas vorgrübelt. Dieſe Erklärung mag nun noch immer, wie vorhin, den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Thorheit ſeyn, ſo kann ich doch nicht aufhören, die Poeſie für eine Kunſt zu halten, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte, als ſolche, ſondern für das Volk ausgeübt werden muß. In den Begriff des Volkes aber müſſen nur diejenigen Merkmahle aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die anſehnlichſten Claſſen überein kommen. Ich glaube mit nichten, daß dieſer Begriff ſchimäriſch, oder für den Dichter unfruchtbar ſey, wiewohl ich ganz und gar die Folgerung nicht ſo weit getrieben haben will, daß nun jedes Gedicht Jedermann in gleichem Maße verſtändlich und behaglich ſeyn ſoll. Anſtatt einer umſtändlichen philoſophiſchen Entwickelung ſey es mir erlaubt, meine Meinung nur in einem ganz gemeinen Gleichniſſe anſchaulich zu machen. Der Schuhmacher, welcher mit einer großen Anzahl zum voraus verfertigter Schuhe zu Markte ziehet, weiß ſehr wohl, daß ſeine Schuhe nicht auf alle Füße paſſen werden. Es gibt allerdings Abweichungen in's Große und in's Kleine, und ſelbſt Menſchen gehen bisweilen auf Pferdefüßen. Deßwegen iſt doch aber ſein allgemeiner Maßſtab, wonach er ſich richtet, kein Unding; und

ob mir, dem gewöhnlichen Manne, gleich nicht alle ſeine hundert oder tauſend Paar Schuhe wie angegoſſen paſſen, ſo könnte ich doch wohl, wenn es darauf ankäme, in allen hundert und tauſend Paaren ganz leidlich einhergehen. Wenig Nutzen würde hingegen ſo wohl ihm, als dem Publicum, ſeine Bude gewähren, wenn er nur Zwerg- oder Rieſenſchuhe zu Markte gebracht hätte. Einige Paar von beiderlei Abweichungen mögen immer mit unterlaufen. Wahrlich, es iſt ein wahres Wort, was ſchon längſt ein ſcharfſinniger Brite geſagt hat: Human Nature is the same in all reasonable creatures; and whatever falls in with it, will meet with admirers amongst Readers of all Qualities and Conditions *). Dieß iſt ungefähr meine Meinung von Volks-Poeſie, und ich glaube zu wiſſen, was ich ſage.

Doch, ich verliere mich faſt von meinem Wege. Ich wollte nur warnen, daß man meine angebliche Popularität nicht in etwas ſetzen und nachahmen möchte, worin ſie gewiß nicht, wenigſtens nicht allein beſtehet, noch beſtehen darf, wenn ſie mir zur Ehre, und meinen Werken zum Lebensbalſam über das Reſtchen dieſes Jahrhunderts hinaus gereichen ſoll. In dem Sinne, wie ich ein Volksdichter, oder lieber ein populärer Dichter zu ſeyn wünſche, iſt Homer,

*) The Spectator. No. 70.

wegen der ſpiegelhellen Durchſichtigkeit und Temperatur ſeines Geſangſtromes, der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten, ſind es, mehr oder weniger, alle großen Dichter, auch die unſerigen, und gerade in ihren allgemein geliebteſten und unſterblichſten Verſen, unendlich mehr, als ich, geweſen. Was ſie nicht populär gedichtet haben, das iſt zuverläſſig bei ihren lebendigen Leibern bereits vergeſſen, oder gar niemahls in die Vorſtellungskraft und das Gedächtniß ihrer Leſer aufgenommen worden. Mit gutem Vorbedachte gebe ich daher Alles, was ich nicht populär, nicht innerhalb des allgemein anſchaulichen und empfindbaren poetiſchen Horizontes gedichtet habe, wenn auch nicht gerade als Fehler, dennoch als etwas Preis, woran ich ſelbſt am wenigſten Wohlgefallen habe.

Es thut mir leid, daß ich hier ſo viel von mir ſelbſt reden muß, welches, wie ich wohl weiß, nicht fein läßt. Ich bin mir indeſſen bewußt, daß ich von mir ſelbſt ſo unbefangen und gleichgültig, als von einem fremden Manne rede. Auch geſchieht es minder mir, als der Kunſt und ihren Jüngern zu Liebe. Denn unter andern auch darum entledige ich mein Herz über Nachahmung, oder vielmehr Nachäffung, welche anſtatt des Kernes die Schale ergreift, weil ich eine Überſchwemmung von ſchlechten Sonetten befürchte, wenn die wenigen, die ich verſucht habe, Beifall gewinnen ſollten. Dieſe Gedichtform, deren ſich die neuern Ausländer, beſon-

ders Italiener, noch bis auf den heutigen Tag ſehr häufig bedienen, war auch bei unſern ältern Dichtern nicht wenig im Gange. Der Zwang aber, die Plumpheit und der Übelklang, womit die meiſten, wenn nicht alle Deutſchen Sonette dahin ſtolperten, brachte vermuthlich nachher, bei mehrerer Cultur des Geſchmackes, dieſe Form, bis auf wenige Ausnahmen in neuern Zeiten *), aus dem Gebrauch und faſt ganz in Vergeſſenheit. Wenn beſſere Dichter oder Kunſtrichter ihrer ja noch erwähnten, ſo geſchah es mit einer Art Geringſchätzung, womit man etwa von der Kunſt ſprechen möchte, Hirſenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen. Die undankbare Schwierigkeit des Sonettes wurde beinahe, und zwar in Sonetten ſelbſt, zum Sprichworte. Kurz, man hielt die Kunſt des Sonettes für nicht viel beſſer, als die Kunſt der Anagrammen, Logogryphen, Akroſtichen, Chronogrammen und Räthſel. Allein mir däucht denn doch, man ſprach davon nur wie der Fuchs von den Trauben, indem der Vorwurf des Zwanges und der Unbehülflichkeit mehr dem Dichter, als der Form und unſerer Sprache gebühret. Ein gutes Deutſches Sonett kann demjenigen, der nur einiger Maßen Ohr hat, ſeiner Sprache mächtig iſt, und ihren Knoten, deren ſie freilich, leider! genug hat, auszuwei-

*) S. T. Mercur. 1776. Zweites und drittes Vierteljahr.

chen verſtehet, nicht viel ſchwerer ſeyn, als jedes andere kleine gute Gedicht von dieſem Umfange; und wenn es gut iſt, ſo ſchlägt es mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. Das hin und her Schweben ſeiner Rhythmen und Reime wirkt auf meine Empfindung beinahe eben ſo, als eine von einem ſchönen, anmuthigen, beſcheidenen jungen Paare ſchön und mit beſcheidener Anmuth getanzte kleine Menuett, und in dieſer Stimmung halte ich es für ſehr wahr, was Boileau ſagt:

Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme.

Es iſt aber, glaube ich, nicht allein alsdann gut, wenn ſeine mechaniſchen Regeln, die nach Boileau *) Apoll aus Bizarrerie für dasſelbe erfunden und feſtgeſetzt haben ſoll, auf das genaueſte beobachtet werden, wiewohl man, pour pousser au bout tous les rimeurs, und um die Unberufenen abzuwehren, wohl thut, dieſelben auf das genaueſte beizubehalten. Sondern vornähmlich alsdann iſt das Sonett gut, wenn ſein Inhalt ein kleines, volles, wohl abgerundetes Ganzes iſt, das kein Glied merklich zu viel, oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall ſo glatt und faltenlos, als möglich, anliegt, ohne jedoch im mindeſten die leichte Grazie ſeiner hin und her ſchwebenden Fortbewegung zu hemmen. Es

*) Poëtique. Ch. II. v. 83. seq.

muß aus der Seele, es muß von Zunge und Lippen gleiten, glatt und blank, wie der Aal, welcher der Hand entſchlüpfend auf dem bethauten Graſe ſich hinſchlängelt. Wenn man verſuchte, das gute und vollkommene Sonett in Proſe aufzulöſen, ſo müßte es Einem ſchwer werden, eine Sylbe, ein Wort, einen Satz aufzugeben, oder anders zu ſtellen, als alles das im Verſe ſtehet. Ja, ſogar die überall äußerſt richtig, voll und wohl tönenden Reimwörter müſſen nicht nur irgend wo im Ganzen, ſondern auch gerade an ihren Stellen, um des Inhalts willen, unentbehrlich ſcheinen. — Und iſt denn das etwa nicht ſchwer genug? — Allerdings! Allein dem Meiſter der Kunſt doch nicht ſo gar viel ſchwerer und zwangvoller, als jedes andere kleine Lied. Darf denn dieſes etwas andres ſeyn, als gleichſam ein Hauch, leicht aus der Bruſt empor gehoben und von den Lippen weggeblaſen, nicht aber heraus gewürgt, gehuſtet, geräuſpert, gekrächzet, geröchelt? — Wie weit ich meinen eigenen Forderungen Genüge geleiſtet, das ziemet mir nicht zu entſcheiden. So viel aber darf ich behaupten, daß mein junger vortrefflicher Freund, August Wilhelm Schlegel, deſſen großem poetiſchen Talente Geſchmack und Kritik, mit mannigfaltigen Kenntniſſen verbunden, ſchon ſehr früh die gehörige Richtung gaben, nach jenen Forderungen ohne Anſtoß Sonette verfertigt hat, die das eigenſinnigſte Ohr des Kenners befriedigen müſſen. Ich kann

mich nicht enthalten, mit einem derſelben dieſe Vorrede zu würzen, und mich zugleich dadurch zu rechtfertigen, daß ich das Wort der Weihe, in meinem ganzen Leben das erſte, an dieſen Lieblingsjünger, deſſen Meiſter ich gern heiſſen möchte, wenn ſolche Jünger nicht ohne Meiſter fertig würden, nicht wider die Gebühr verſchwendet habe:

Das Lieblichſte.

Sanft entſchläft ſich's an bemooſten Klippen,
Bei der dunkeln Quelle Sprudelklang.
Lieblich labt's, wann Gluth das Mark durchdrang,
Traubenſaft in Tropfen einzunippen.

Himmliſch dem, der je aus Aganippen
Schöpfte, tönt geweihter Dichter Sang.
Göttlich iſt der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber Eines iſt mir noch bewußt,
Das der Himmel ſeinen liebſten Söhnen
Einzig gab, die Wonne milder Thränen,

Wann der Geiſt, von Ahndung und von Luſt
Rings umdämmert, auf der Wehmuth Wellen
Wünſcht in Melodieen hinzuquellen.

Das Sonett ist übrigens eine sehr bequeme Form, allerlei poetischen Stoff von kleinerm Umfange, womit man sonst nichts anzufangen weiß, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen. Es nimmt nicht nur den kürzern lyrischen und didactischen sehr willig auf, sondern ist auch ein schicklicher Rahmen um kleine Gemählde jeder Art, eine artige Einfassung zu allerlei Bescherungen für Freunde und Freundinnen. —

Noch geziemet sich hier ein Wort der Entschuldigung wegen des Verzuges dieser schon so lange angekündigten neuen Auflage. Meine Absicht war gut, ob ich sie gleich nicht erreichet habe. Ich wollte nicht allein einer ziemlichen Anzahl poetischer Bruchstücke in meinem Pulte die Vollendung, sondern auch den bereits vorhandenen Gedichten einen höhern Grad der Vollkommenheit zu geben suchen, um hernach mit desto mehr Gemüthsruhe von der Muse des Gesanges ganz Abschied nehmen zu können. Allein das Clima, die Lage, die Leibes- und Seelenstimmung, worin ich mich befand, waren Producten dieser Art nicht günstig; und vergebens hoffte ich von einem Jahr in das andere im Buche des Schicksals das Blatt umzuschlagen, worauf Verbesserung geschrieben stände. Der Anfragen und Anmahnungen, welche indessen entweder herzliches Wohlwollen, oder leere Höflichkeit, bisweilen auch wohl Unbescheidenheit, an mich ergehen

ließen, wurden mir denn doch zuletzt zu viele. Ich mußte mich daher entſchließen, wenigſtens das hiermit zu geben, was ſich bis hierher kümmerlich hatte durchwintern laſſen. Ich bin nun zwar längſt nicht mehr eitel genug, mir einzubilden, als ob das Zurückbleibende ein erheblicher Verluſt für das Publicum ſey. Indeſſen gibt es doch wohl immer noch gute Freunde und Freundinnen, denen es leid darum iſt, und welche ihre Anſprüche darauf im Herzen behalten. Dieſe muß ich bitten, mich nun nicht weiter zu fragen, von mir nichts mehr zu fordern, nichts mehr zu erwarten. Es kann Lagen und Stimmungen geben, in denen Einem dergleichen, anſtatt zu ſchmeicheln, nur zur Laſt fällt. Zwar will ich mich nicht ſelbſt ſchon der abſoluten Ohnmacht des Alters anklagen, wiewohl ich allerdings über den Johannistag des Lebens hinaus bin, und das Beiſpiel der alsdann verſtummenden Nachtigall die Dichter zu erinnern ſcheinet, daß ſie ihren im Lenz erſungenen Ruhm in dem ſchwülen Nachſommer, oder kalten, feuchten Herbſte nicht wieder verſingen ſollen. Auch will ich mir nicht etwa das lächerlich vornehme Anſehen geben, als ob der Umgang mit der jugendlichen, Geiſt und Herz erhebenden Schönen unter der Würde eines geſetzten Mannes ſey, der auch wohl außer dem noch Eins und das Andere gelernt hat, und auszurichten im Stande iſt. Denn ſchien mir jemahls etwas des Spottes, der Verach-

tung werth, ſo war es jener dünnethuende Bettelſtolz, womit mancher Titulado ſich beigehen ließ, auf die Leyer Apollon's, die er wohl gar ſelbſt in ſeiner Jugend geſpielt, hernach aber mit dem Schreiberkiele vertauſcht hatte, als auf eine Kinderklapper herab zu blicken. Die Ergreifung dieſes gemeinen Lehr- und Nährkieles iſt zwar keinesweges auch dem allerhochadeligſten Götterſohne zu verargen, wenn allerlei Leibesbedürfniſſe ihn endlich aus der Geſellſchaft der ſchönen Pierinnen vertreiben. Aber deßwegen nun von ihren göttlichen Gaben, und den edeln Vortheilen, welche dieſe zur Bildung des Geiſtes und des Gemüthes gewährten, wie von den Pfeffernüſſen der Frau Pathe zu ſprechen, das iſt eine Thorheit, die, glaube ich, nur in dem gelehrten Deutſchlande Mode iſt, und in England, Frankreich und Italien, wo man mehr auf Geiſtes- als Fauſtwerke hält, vermuthlich laut ausgepfiffen werden dürfte. Vor einer ſolchen Thorheit wird mich mein Bißchen Vernunft und Einſicht in den Werth der Menſchen und ihrer Beſchäftigungen hoffentlich auf immer bewahren. Wenn ich den Umgang mit meiner göttlichen Freundinn für die Zukunft nicht eben verſchwöre, — denn wer wollte das thun? — aber doch zu meiden mich beſtrebe, ſo geſchieht es lediglich um deßwillen, damit während der Zeit, da die Herren und Damen ſich, wie es ihnen ſelbſt zu ſagen beliebt, an meinen Liedern ergetzen, nicht ich ſelbſt in

mancher Rückſicht mich allzu unergetzlich befinden möge. Dergleichen wäre nun zwar nicht zu beſorgen, wenn alle Dinge im werthen Deutſchen Vaterlande ſo ſtänden, wie ſie unmaßgeblich ſtehen ſollten. Denn alsdann würde z. B. ein von dem Publicum geliebter Schriftſteller, ſey er nun Dichter, oder Proſaiſt, quem Deus nec mensa nec Dea dignata cubili est, die beſten Jahre ſeiner Geiſteskraft und Thätigkeit auf die Vollendung einiger vorzüglichen Kunſtwerke, die aber auch nun deſto mehr Unterricht und Vergnügen, deſto mehr Ehre ſeinem Volk und Zeitalter gewährten, nicht zu ſeinem ſelbſteigenen Nachtheile verwenden. Vielmehr würde er, da dieſe Werke vermuthlich ſehr gern geleſen und häufig gekauft werden würden, ſich dadurch eine kleine, ſichere und ihm wohl nicht zu mißgönnende Rente auf die unſcheltbarſte Weiſe erworben haben. Dieſe wäre vielleicht hinreichend, ihn gegen manche Unannehmlichkeiten zu ſchützen, welche die Energie ſeines Geiſtes ſchwächten und ſein Leben verbitterten, ohne daß er weiter genöthigt wäre, irgend einer ſterblichen fürſtlichen oder unfürſtlichen Seele zur Laſt zu fallen. Allein es ſoll weiſe, gerechte, dankbare und großmüthige Staatsvorſteher in Deutſchland geben, denen vermuthlich ein weit höheres Maß von Einſicht und Beurtheilungskraft, als unſern philoſophiſchen und juriſtiſchen Matadoren, vermuthlich ein unendlich feineres moraliſches Gefühl, als den Edel-

ſten unſeres Volks zu Theil geworden iſt. Dieſe ſollen nicht der Meinung ſeyn, daß ein Werk der Literatur auch alsdann noch ſeinem Verfaſſer oder Verleger eigenthümlich gehöre, wann es in das Publicum zu jedem beliebigen Gebrauche, außer zum Nachdrucke, ausgegangen iſt. Eben dieſelben ſollen auch nicht dafür halten, daß es die gelehrten, geiſt- und herzreichen, geſchmackvollen, beredten Schriftſteller in Proſa und Verſen ſind, welche dem Verſtande Licht, dem Herzen Rechtſchaffenheit und Adel, der ganzen Empfindſamkeit Stimmung zu den ſchönſten und edelſten Melodieen, den Sitten Glätte, Geſchmeidigkeit und Anmuth, allen Leibes- und Geiſteskünſten Vollkommenheit und Schönheit verleihen. Sie ſollen es ſich nicht träumen laſſen, daß jene Schriftſteller es ſind, welche den Fürſtenthronen Feſtigkeit und Glanz, den Staaten Reichthum, Macht und Ehre, und überhaupt dem ganzen menſchlichen Geſchlechte mehr Heil und Segen zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit in dieſer und jener Welt gewähren, als ihre Kriegsſcharen mit aller Gewalt wieder nieder zu ſäbeln, ihre Feuergewehre nieder zu donnern im Stande ſind. Nun, wem glauben ſie denn wohl ſonſt dieſes Alles, wem glauben ſie es verdanken zu müſſen, daß ſie nicht mehr über Wilde und Barbaren, ſondern über aufgeklärte, edle, geſittete, milde und getreue Völker herrſchen, die ſie nicht mehr für jeden wirklichen, oder vermeintlichen Frevel, nicht

mehr für jede Thorheit ſogleich von Land und Leuten verjagen, unter denen ſie ohne Leibwache, mit und ohne Überrock, ſicher vor Gift und Dolch, umherwandeln, eſſen, trinken, und bei ihren Weibern oder Mätreſſen ſchlafen können? — Welche Frage! Wem anders, als — den Nachdruckern? Chriſtian Gottlieb Schmieder'n und Conſorten!

Dieſe ſind ihnen die wahren Verbreiter der Aufklärung, der Tugend, des guten Geſchmackes, der feinen Lebensart und Sitten. Es kann daher gedachten weiſen, gerechten, dankbaren und großmüthigen Staatsvorſtehern nicht einfallen, den Schriftſtellern, oder deren rechtmäßigen Verlegern ihr laut angeſchrienes Eigenthum durch allgemeine, beſtändige, wirkſame Geſetze zu ſichern, oder die Schriftſteller, als Schriftſteller *), für die Wohlthaten, ſo ſie ihnen und ih-

*) Sie werden doch wohl nicht das für Belohnung ſchriftſtelleriſcher Verdienſte halten, wenn ſie etwa einen großen Geiſt und Gelehrten zu einem Amt anſtellen, wo er für die ihm oft kärglich genug gereichte Leibesnahrung und Nothdurft zu ihrem und des Staates beſondern Privatnutzen arbeiten muß, daß ihm der Athem ausgehen möchte. Es gibt freilich Schmeichler genug, die ſo etwas für Mäcenaten-Thaten ausſchreien, ſo wie es auch nicht an durchlauchtigen, hochgeborenen und excellenten Pfauen und Straußen fehlet, die das für wahr halten. Allein ein edler und tapferer Mann muß, Kraft der ihm zuſtändigen menſchlichen, Europäiſchen und Deutſchen Bürgerfreiheit, die er für ſich, ſeine Mitbürger und

ren Staaten erweiſen, zu belohnen. Was ſage ich belohnen? Es kann ſie bei jener Denk- und Sinnesart auch nicht

---

Nachkommen mit Gut, Blut und Leben zu behaupten immer bereit ſeyn ſoll, ſich nie ſcheuen, klare und offenbare Wahrheit zum allgemeinen Heil auch den erſten Staatsdienern vorzupredigen, wenn es gleich ſchon oft genug von Andern vergeblich geſchehen ſeyn ſollte. Ein wiederhohlter Tropfenfall höhlt doch endlich auch Felſen aus. — Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam, — ſprach Cato, der Cenſor, Kraft der Befugniß und Sitte Römiſcher Senatoren, ſo oft er in der Staatsverſammlung auch über ganz andere und fremde Gegenſtände geſtimmt hatte; und endlich ſtürzte das wiederhohlte Wort Carthago. Man braucht aber ganz und gar nicht ein Mitglied im Rathe der Archonten zu ſeyn, um über Geſetz- und Regierungsmängel des Staates, deſſen Bürger man iſt, ein freies, offenes und Deutſches Censeo ſagen zu dürfen, was auch Sultans- und Baſſen-Politik dagegen einwenden möchte. Alle National-Schriftſteller ſollten es zur Sitte machen, ihre Schriften, beſonders diejenigen, die für ein größeres Publicum beſtimmt ſind, unabläſſig und ſo lange mit einem ähnlichen Censeo zu beſiegeln, bis endlich die Hyder Nachdruck vernichtet wäre. Habe ich dieſe Worte wider den Beifall der Weiſen, der Gerechten und Edeln meines Vaterlandes niedergeſchrieben, ſo werde mir wie einem Verbrecher das Haupt abgeſchlagen! Vereinigen ſich aber ihre tauſend und abermahl tauſend Stimmen mit der meinigen, ſo blicke dereinſt eine beſſere Nachwelt mit Verdruß und Mitleiden auf ein Zeitalter zurück, da eines Jeden, und nur das Eigenthum des gleichſam in den Stand der ſchutz- und hülfloſen Natur zurückgeworfenen Schriftſtellers nicht unverletzlich und heilig war. — Soll er etwa nun auch das Naturgeſetz ausüben, und den Nach-

einmahl ein Gefühl der Scham anwandeln, das Brot, welches die Schriftſteller, ohne ihr durchlauchtiges, hochgeborenes und excellentes Zuthun, ſich durch ſich ſelbſt, durch ihre nach langem, ſchweren und mühſamen Fleiß endlich vollendeten Werke erworben haben würden, dem erſten dem beſten Hunde Preis zu geben, der ſeine Hütte unter dem Thron ihrer Weisheit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Großmuth aufſchlägt. Weil denn nun aber die Umſtände ſo beſchaffen ſind, und eine Änderung ſo bald nicht zu erwarten ſtehet, was bleibt dem Schriftſteller übrig? Soll er ſich etwa bei dem aufklärenden, Tugend und Geſchmack verbreitenden Nachdrucker als Ballenbinder verdingen? Beſſer ſtände er ſich dabei unſtreitig, als bei der Schriftſtellerei, wenn ohne dieſe auch nur immer etwas zu bündeln und zu ſchnüren wäre. Oder ſoll er, anſtatt die Blüthe ſeines Lebens und ſeiner Kraft einem oder zwei vortrefflichen, vollendeten, dauernden National-Werken aufzuopfern, jede Meſſe mit Alphabeten von Mittelmäßigkeit oder Erbärmlichkeit beſchicken? Denn nur die Engel Gabriel und Raphael ſind vermuthlich im Stande, das Vor-

drucker niederſchießen, niederbohren, wo er ihn trifft? Daß das unter ſolchen Umſtänden erlaubt ſeyn müſſe, getraue ich mir auszuführen; und nur ein Muſter menſchlicher Inconſequenz ſoll es wagen, mich widerlegen zu wollen. Denn nach eben demſelben Rechte brechen Staaten und Völker einander die Hälſe.

treffliche in der Poeſie, Philoſophie, Geſchichte jedes halbe Jahr in ſo ſtarken Ballen zu liefern, daß bei der Gefahr des Nachdruckes der Aufwand an Öhl, Holz und Schreibmaterialien daran gewonnen werden mag. Da es nicht Jedermanns Sache iſt, ſeine Ehre vor Welt und Nachwelt auf jeder Meſſe für ein Paar Louisd'or Trankgeld feil zu biethen, ſo wird es weit gerathener ſeyn, ſich in dunkler Stille zur geringſten Handarbeit, zum Abſchreiben, zum Abclehren, ja, zum Graben ſelbſt zu entſchließen, als auf Werke der Homere, der Sophokles, der Plato, der Xenophon, der Tacitus, der Montesquieu, der Gibbon, der Klopſtocke, Wielande und Kante ſich zu verwenden. In der Erwartung, meine armen Gedichte, deren ich gewiß ungern und ſehr verſchämt ſo nahe bei jenen großen Nahmen erwähne, je mehr ſie das Publicum etwa ergetzen möchten, deſto eher von den genannten erhabenen Wohlthätern unſerer Nation unter gnädigſter Protection beſtmöglichſt verbreitet zu ſehen, mache ich denn alſo hiermit, unter Verzichtleiſtung auf Gerechtigkeit, Dank und Großmuth, welche nicht mir, ſondern Schmieder'n und Conſorten gebühren, dem werthen Publicum meine demüthige Verbeugung, und greife von nun an — zum Spaten. Es iſt nun freilich bei ſo bewandten Umſtänden nicht möglich, daß ein lern- und luſtbegieriges Publicum noch zwei andere ähnliche Bände, oder was ſonſt eine mangel- und

verdrußloſe Lage hervorbringen möchte, erhalte. Wenn das aber auch Iliaden und Theodiceen wären, ſo iſt doch offenbar ein ſolcher Verluſt eine wahre Kleinigkeit gegen den halben oder ganzen Gulden, den Ihre Majeſtäten, Durchlauchten, Hoch- und Hochwohlgeborenen Excellenzen, und ein ganzes wirthſchaftliches Publicum an dem nächſt bevorſtehenden gnädigſt privilegirten Nachdrucke gewinnen werden. Ein ſolcher Gewinn iſt es ſchon werth, die National-Wohlthäter Schmieder und Conſorten dankbar zu verehren und zu ſegnen. Amen.

Göttingen, im Aprill, 1789.

Nachschrift.

Wegen des schwankenden Schreibegebrauchs in manchen Wörtern kann es wohl kommen, daß auch ein Schriftsteller der seine Sprache und die Genauigkeit bis auf den Buchstaben liebt, aus Mangel an Aufmerksamkeit in Ungleichheiten verfällt. Die hauptsächlichsten solcher Wörter, an denen mir das begegnet seyn mag, will ich hier so anführen, wie ich sie durchgängig geschrieben zu haben wünsche: Nachtfeier, Weihe, Fluth, Gluth, Myrte, sammt, geboren, gebar, verloren, verlor, Herde, Müschchen, Büschchen, Tischchen, Fischchen. (So ekelhaft es sonst ist, die Verkleinerungs-Sylbe gen geschrieben zu sehen, da sie chen ausgesprochen wird, so wollte es mir doch einst nicht in's Auge, sie auch nach dem sch chen zu schreiben. Allein ich gebe meine willkürliche Ausnahme auf.) Spritze, Schale, vortrefflich, gibt, gib, mahl in allen Zusammensetzungen, Phantasie, Kreatur, schwer, erschweren, abenteuerlich, Heide, Bahre, bescheren, höhnisch, zweifeln, Scham, Sprichwort, quer, schwül, euern, knirrschen, weidlich, Weitzen, Schmerbauch, däucht, Küssen, coussin, die Sylbe miß in allen Zusammensetzungen, Käsich, allmählich, galoppiren, Hahnrei, sammtene, Witwe. — Dieß scheinet vielleicht allzu ängstliche Mikrologie; allein es geschieht, um

Manchen zu erinnern, daß man auf ſo etwas zu achten habe.

In dem Gedichte, „Der große Mann,„ iſt in dem Verſe:

Und aller Weſen Kraft ihm lehrt,

das ihm weder ein Sprach- noch Druckfehler, ſondern ein durch unſern großen Sprachkenner Adelung autoriſirter Verſuch, dem Verbo lehren ſeinen Dativ der Perſon wieder zu geben, den ihm unwiſſende Lateiniſche Sprach-Pedanterei, einer der vernünftigſten und weitreichendſten Analogieen, ſo wohl unſerer, als jeder andern Sprache zuwider, ſeit Jahrhunderten entriſſen und vorenthalten hat. Denn hundert Jahre Unrecht iſt nicht eine Stunde Recht. Zwar iſt es kaum der Mühe werth, mit demjenigen zu hadern, der dennoch ſteif und feſt auf ſeinem: „lehre mich dieſen Kunſtgriff,„ das heißt richtig überſetzt: „belehre mich, der ich dieſer Kunſtgriff bin,„ zu halten geneigt bleibt. Es iſt indeſſen ſchon genug, wenn dieſe Anmerkung nur ſo viel bewirkt, daß die unwiſſende Weisheit künftig kein Hohngeſchrei darüber erhebe, wenn ein echter Deutſcher, ſtärker von der allgemeinen vernünftigen Analogie, als von der grundloſen Ausnahme angezogen, auch, „lehre mir dieſen Kunſtgriff„ ſpricht und ſchreibet. Der Zug hierher iſt und bleibt, Trotz Allem, was uns die Schulmeiſter hierüber einſchärften, immer ſo mäch-

tig, daß, wenn nur dieſen erſt das Maul geſtopft iſt, vielleicht in der nächſten Generation kein Menſch mehr, als höchſtens ein Poet um des Reimes willen, noch „lehre mich„ ſagen wird.

II.

Kritische Blätter.

1.

Briefwechsel mit Boie über die Lenore.

Mit Anmerkungen von Voß *).

1.

Gelliehauſen, den 19. Aprill, 1773.

Gott grüße Sie, mein liebſter Boie!

Warum ſind Sie nicht gekommen? Wieder brav geſchwärmt? O, was haben Sie, Schmetterling, gegen mich Packeſel es gut!

Ich habe alle meine Poeterei vergeſſen. Es will nichts mehr klingen und klappen; und arm an Gedanken bin ich auch. O Himmel! mein herrliches Rühmchen wird in der Blüthe verwelken. Da hab' ich zwei Liedlein gemacht, ein Minneliedlein und ein anderes Liedlein. Mir däucht, ſie ſind an manchen Stellen etwas lendenlahm. O, ich habe mich faſt zu Schanden gegrämt, daß ich ſo gar nichts mehr kann, und unſere Brüder im Apoll nehmen zu, wie die Maſt-

*) S. Morgenblatt für gebildete Stände. Dritter Jahrgang. Tübingen. 1809. Num. 241 — 5.

D. H.

kälber. Das Minnelied iſt Miller'n dedicirt. Gleicher Geſtalt werd' ich bald eine Romanze an Hölty, und ſo Jeglichem von ſeiner Art etwas dediciren.

Die Epiſtel an Sie iſt auch jetzt auf der Werkſtatt. O ich armer Menſch, wenn ich nur nicht ſo viel Arbeit, Verdruß und Grillen hätte!

Ich habe eine herrliche Romanzen-Geſchichte aus einer uralten Ballade aufgeſtört. Schade nur, daß ich an den Text der Ballade ſelbſt nicht gelangen kann *)! Leben Sie wohl, und grüßen Sie die Brüder!

Bürger.

N. S. Dieſe beiden Stückchen können Sie, Herr Repräſentant, in der Bundesverſammlung vorleſen.

---

*) Die Geſchichte der Lenore hatte Bürger von einem Hausmädchen erzählen gehört. Die Erzählerinn, die er in der Folge Chriſtine nennt, wußte aus dem alten Liede nur die Verſe:

Der Mond, der ſcheint ſo helle,
Die Todten reiten ſchnelle.

Und die Worte des Geſprächs: „Graut Liebchen auch?„ — „Wie ſollte mir grauen? Ich bin ja bei dir.„ — Wir haben dem Liede in allen Gegenden von Deutſchland umſonſt nachgeforſcht. Was man im Wunderhorn dafür ausgibt, ſcheint nicht älter, als die Pfarrerstochter von Taubenhain, die aus der Bürgeriſchen verdorben iſt, und ein Paar Lieder nach Hölty und Overbeck. Sprache und Versbau iſt modern.

2.

Gellehauſen, den 22. Aprill, 1773.

Hier, lieber Repräſentant, empfangen Sie eine Romanze, oder wenn Sie lieber wollen, eine Ballade *). Sie kommt friſch aus der Werkſtatt, und gefällt mir bis jetzt meiſten Theils noch ſo ziemlich. Es kommt nach und nach wieder mit mir in den Gang. Mein Köcher iſt noch voll von goldenen Pfeilen. O Himmel! wär' ich jetzt noch unter euch in Göttingen! Ich wollt' euch allzuſammen aus dem Sack und in den Sack ſingen. Ach! daß ich ſo manche Stunde der feurigſten Weihe ungenutzt vorbeiſtreichen laſſen muß! Daß Ihr Herren in Göttingen ſo viel macht, das dank' euch Herodes! Aber hier! Hoc opus, hic labor est! —

Nun hab' ich eine rührende Romanze in der Mache, darüber ſoll ſich Hölty aufhängen. —

Wollen Sie denn nicht bald kommen, und den Frühling grüßen? Er wacht in Gärten nnd Fluren gar wonniglich auf; nur in meiner Seele nicht recht. O, wenn er

*) Es war der Raubgraf. Bürger ſtand an, ob er Ballade die ſcherzhafte, und Romanze die rührende Erzählung des Volksliedes nennen ſollte; oder umgekehrt. Boie rieth zu dem Letzteren.

darin, ungetrübt von Wolken des Verdruſſes, erwachte, wie wollt' ich dann ſingen! Leben Sie wohl, und grüßen Sie die Brüder!

Bürger.

3.

Gelliehauſen, den 6. Mai, 1773.

Iſt der Sohn der Maja noch nicht eingetroffen? Unfehlbar hat er einen Flügel auf der Reiſe zerbrochen. So arm ich auch jetzt bin, will ich dennoch abonniren. Melden Sie mir nur, wie hoch? Auf den Montag ſoll das Geld da ſeyn.

Aber, Menſchenkind, warum ſchicken Sie mir nicht ſonſt etwas? Sie könnten ja immer mit Muße und Bequemlichkeit etwas für mich einpacken, und es in die Schnaps-Boutique legen; dann fänd' es doch Mephiſtophiles, wann er vorkäme, und Sie nicht zu Hauſe träfe.

Bevor Sie mir nichts ſchicken, ſollen Sie auch meine überköſtliche Ballade Lenore, und ein Minnelied, das ſüßer, als Honig und Honigſeim iſt, nicht haben. Traun! dieſe zwei Stücke ſind ſo ſtattlich, daß man wohl darauf pochen kann.

Bei meiner armen Seele! Sie können Ihre Begriffe gar nicht zu der Vortrefflichkeit dieſer Stücke erheben. Und Herr, damit Sie nur ſehen, daß es keine Rodomontaden

ſind, ſo will ich Ihnen von jedem Stücke die erſte Strophe, und das ſind doch die ſchlechteſten, herſchreiben.

Lenore.

Lenore weinte bitterlich,
Ihr Leid war unermeßlich;
Denn Wilhelm's Bildniß prägte ſich
In's Herz, ihr unvergeßlich.
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Pragerſchlacht,
Und hatte nicht geſchrieben,
Ob er geſund geblieben.
Der ꝛc.

Minnelied.

In dem Himmel iſt die Fülle
Hochgelobter Seligkeit.
Gerne, wär' es Gottes Wille,
Tränk' auch ich aus dieſer Fülle
Bald Erquickung für mein Leid,
Für ꝛc.

Herr, das iſt euch eine Ballade, das iſt ein Minnelied, die ſich gewaſchen haben! Und ganz original! Ganz von eigener Erfindung! Wahrlich! es ſind Kinder, welche von Herzen kamen, und zu Herzen gehen.

Wenn bei der Ballade nicht Jedem es kalt über die Haut laufen muß, ſo will ich mein Leben lang Hans Casper heißen.

Wenn Sie mir nun nichts ſchicken, ſo kriegen Sie die zwei herrlichen opuscula nie zu ſehen. Und wenn's mir noch ſo hart ankommen ſollte, ſo ſollen ſie doch unter'm Schloß bleiben, und nicht ausgehängt werden.

Wonach man ſich zu achten.

Signatum Gelliehauſen, den 6. Mai, 1773.

G. A. Bürger.

4.

Göttingen, den 8. Mai, 1773.

— — — — — — — — — — — — —

Aber nun, mein Herr, Ihre Ballade, Ihre anderen ſchönen Sachen! Wir ſind Alle ſehr, ſehr neugierig, und ich insbeſondere. Aber weh Ihnen, wenn Sie's nicht außerordentlich gut gemacht haben! Sie haben uns in's Angeſicht Hohn geſprochen, und die kritiſche Geißel iſt ſchon aufgehoben, und wartet Ihrer. Weh Ihnen, wenn nicht Alles per excellentiam gut iſt! — —

Herrliche fliegende Blätter ſind in Hamburg herausgekommen über Deutſche Art und Kunſt. So bald, als

ich ſie habe, und geleſen habe, ſollen Sie ſie auch bekommen.

Hier iſt eine Ode, die Klopſtock ganz neulich gemacht, und noch ein Zettelchen von Miller, das ich bald wieder haben muß. — — In vierzehn Tagen iſt Herder hier, mit einer jungen Frau. Sie haben mich unendlich lüſtern gemacht nach der Leonore, dem Liede und Allem. Um des Himmels willen, täuſchen Sie mich nur nicht länger. Adio!

Boie.

5.

Gelliehauſen, den 10. Mai, 1773.

Hatt' ich Ihnen neulich geſchrieben, daß ich eine ſo herrliche Ballade Lenore gemacht hätte? — Da muß ich mich häßlich verſchrieben haben, mein liebſter Herzens-Boie! — Ich will erſt eine machen, die ſo vortrefflich ſeyn ſoll. Ha ha! he he! hi hi! ho ho! hu hu! Aus allen Vocalen muß ich lachen, daß mir doch mein Kniff gelungen iſt, und ich einige Manuſcripte auf die Art Ihnen abgelockt habe. Sie erfolgen hier wieder zurück. Klopſtock's Ode iſt vortrefflich und ſehr erhaben. Es herrſcht der Geiſt der hohen heiligen Andacht darin. Von Miller's Minneliedern däucht mir iſt das letzte vorzüglich minniglich.

Jetzt, mein lieber Boie, wacht mir doch das Gewiſſen

auf, daß es unrecht iſt, Sie ſo wegen der Ballade zu necken. Sie exiſtirt! Aber Sie bekommen ſie heut noch nicht, weil ſie noch unter der Feile kreiſcht. Ich möchte gern, daß ſie ſo untadelig, als möglich, unter Ihre Augen träte. Denn Ihr kritiſchen Bullenbeiſſer mögt eure Zähne gewaltig drauf gewetzt haben. So überköſtlich, als ich geprahlt habe, (ich muß es nur geſtehen,) wird ſie nicht ſeyn. Ich mußte prahlen, um etwas zu leſen zu kriegen. Aber ein ſchlechtes Stück iſt es doch, traun! auch nicht. Mir behagt ſie bis jetzt noch ganz artig. Alſo, Ihr Leutchen, laſſ' ich mich aus den Wolken meines Selbſtlobs wieder hernieder in das Thal der Beſcheidenheit. Rächet alſo meinen vorigen nothgedrungenen Übermuth an meiner armen Ballade nicht. Denn ſie iſt jetzt mein Schooßkind. Ein Ströphchen, und zwar das zweite, will ich Ihnen indeſſen zu dem erſten noch zum voraus zu koſten geben.

2.

Der König und die Kaiſerinn,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,

Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zog heim zu ſeinen Häuſern.

3.

Und überall und überall,
Gedrängt auf allen Wegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelſchall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattinn laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenore'n
War dieſer Gruß verloren.

4.

Sie frug den Heerzug auf und ab,
Und frug nach allen Nahmen;
Doch die erwünſchte Kundſchaft gab
Nicht Einer, ſo da kamen.
Als nun der Zug vorüber war,
Zerraufte ſie ihr Rabenhaar,
Und warf ſich auf die Erde
Mit wilder Angſtgeberde.

Praeter propter können Sie hieraus den Ton errathen, welcher, wie ich mir ſchmeichele, in der Folge noch populärer

und balladenmäßiger iſt und ſeyn wird. Der Stoff iſt aus einem alten Spinnſtubenliede genommen. Vale!

Bürger.

Noch eins! Ich gebe mir Mühe, das Stück zur Compoſition zu dichten. Es ſollte meine größte Belohnung ſeyn, wenn es recht balladenmäßig und ſimpel componirt, und dann wieder in den Spinnſtuben geſungen werden könnte. Ich wollte, ich könnte die Melodie, die ich in der Seele habe, dem Componiſten mit der Stimme angeben!

Ich nehme noch ein Blatt, mein trauter Boie, weil ich noch nichts von Herder'n geſagt und gefragt habe. Von wannen kommt er, und wohin fährt er? Wo hat er die ſchöne junge Frau her? Wird er lange in Göttingen bleiben? Und welchen Tag wird er ankommen? Gern möcht' ich ihm auch meinen Bonsdies machen.

Nun Vale! zum zweiten Mahl. Schicken Sie mir die fliegenden Hamburgiſchen Blätter. Ich will dagegen Sie auch mit meinen opusculis ſo kurz, als möglich, hinhalten.

Bürger.

6.

Gelliehauſen, den 17. Mai, 1773.

— — — — — — — — — — — — —

Wann werden Sie uns beſuchen? Es blüht hier ein

paradieſiſcher Lenz um uns her. In meinem Leben hab' ich den Frühling ſo ſchön noch nicht geſehen. Er entzückt und begeiſtert mich ſo ſehr, daß ich kein Wort ſingen und ſagen kann. Deßwegen iſt auch meine Ballade noch nicht zu Stande. Geduld! Geduld! Was lange währt, wird gut. Vale!

Bürger.

7.

Gelliehauſen, den 27. Mai, 1773.

— — — Lenore nimmt täglich zu an Alter, Gnade und Weisheit bei Gott und den Menſchen. Sie thut ſolche Wirkung, daß die Frau Hofräthinn *) des Nachts davon im Bette auffährt. Ich darf ſie gar nicht daran erinnern. Und in der That, des Abends mag ich mich ſelbſt nicht damit beſchäftigen. Denn da wandelt mich nicht minder ein kleiner Schauer an. Wenn Sie ſolche unſern Göttingiſchen Freunden zum erſten Mahl vorleſen, ſo borgen Sie einen Todtenkopf von einem Mediciner, ſetzen ſolchen bei einer trüben Lampe, und dann leſen Sie. So ſollen Allen die Haare, wie im Macbeth, zu Berge ſtehen.

Bürger.

*) Die Hofräthinn Liſe. Siehe Bürger's Leben von Althof. S. 36. Eben daſelbſt, S. 114, wird Bürger's Geſpenſterfurcht bezeugt.

8.

Gelliehauſen, den 18. Junius, 1773.

Hier, liebſter Boie, kommt die Nachtfeier wieder zurück. Mit dem Umſchmelzen, wenigſtens wenn's von einigem Belange ſeyn ſoll, will's ſo nicht recht mehr gehen. Der Ton dieſes Stücks iſt mir ſchon ſo fremd geworden, tönt mir ſchon ſo weit hinten in der Ferne, und ſo dunkel, daß ich kaum noch darüber urtheilen und entſcheiden kann. — Der, den Herder auferweckt hat, der ſchon lang' auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieſelbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir ſelbſt wiſſen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, das ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks, und mithin der Natur, deutlicher und beſtimmter lehrte, was ich dunkel davon ſchon längſt gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore ſoll Herder's Lehre einiger Maßen entſprechen *). Aber Schirach! — und alle das luſtige Geſindel ſeines Gelichters? Ja, die werden

*) Den Ton der Ballade hatte Bürger mit ſeinen Göttingiſchen Freunden weit früher aus Percy's Relicks aufgefaßt. Herder's Aufſatz in den fliegenden Blättern erhöhte des gleich empfindenden Dichters Begeiſterung, daß er ſeine Lenore ſchneller und ſo vollendete.

ſie anſtarren, wie die Kuh das neue Thor, werden das Hohngelächter des Wahnſinns und des Unverſtandes aufſchlagen. *) — —

Mit nächſtem ſollen Sie Lenore'n haben, und vielleicht noch etwas ganz Neues. Adio!

Bürger.

9.

Göttingen, den 28. Junius, 1773.

— — — — Ich freue mich nicht wenig, daß Sie ſo von Herder's Buche durchdrungen ſind. That ich nun nicht wohl, daß ich Sie zwang, es zu kaufen? Wann wird aber Lenore fertig? In acht Tagen bin ich feſt entſchloſſen, zu ihm zu reiſen. (Sagen Sie Cr. nichts davon; ich will allein ſeyn!) Dann muß ich ſie mit haben, und ihm doch zeigen. Ich lege eine alte Romanze, (leider nicht ganz!) bei, die ſeine Frau mir geſchickt hat. Verwerfen Sie ſie mir ja nicht. — —

Boie.

10.

Am 8. Julius ſchrieb Bürger einen jubelnden Brief über Götz von Berlichingen. Darin meldet er:

*) Jener Mann lärmte damahls in einem kritiſchen Magazin.

Dieſer Götz von Berlichingen hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur Lenore begeiſtert. Herr, nichts weniger, in ihrer Art, ſoll ſie werden, als was dieſer Götz in ſeiner iſt. Aber in zwei Monathen wird ſie noch nicht fertig. Hu! wie wird mich der Unverſtand darüber anblöken! Aber der kann mir — — —! Frei! frei! Keinem unterthan, als der Natur! —

Bürger.

11.

Gelliehauſen, den 12. Auguſt, 1773.

„Gottlob, nun bin ich mit meinem ſchweren Horatio fertig!„ rief weiland Caspar Gottſchling. —

Gottlob, nun bin ich mit meiner unſterblichen Lenora fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeiſterung Ihnen zu. Das iſt dir ein Stück, Brüderle! — Keiner, der mir nicht erſt ſeinen Batzen gibt, ſoll's hören. Iſt's möglich, daß Menſchenſinne ſo 'was Köſtliches erdenken können? Ich ſtaune mich ſelber an, und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Wahrlich! cose dette mai ne in prosa ne in rime. Ich muß mir ſelbſt zurufen, was der Cardinal von Eſte Arioſt'en zurief: Per dio, Signor Burgero, donde avete pigliate tante coglionerie?

Ei! Ihr Geſellen dort, wie tief werdet Ihr die Hüthe davor abnehmen müſſen! Ich ſchick' es aber hier noch nicht mit, ſondern bring' es binnen acht Tagen ſelbſt mit. Denn keiner von euch Allen, er declamire ſo gut, er will, kann Lenore'n auf's erſte Mahl in ihrem Geiſt declamiren, und Declamation macht die Halbſchied von dem Stück aus. Daher ſollt Ihr's von mir ſelbſt das erſte Mahl in aller ſeiner Gräßlichkeit vernehmen. Dann ſollen Sie die Genoſſen des Hains in der Abenddämmerung auf ein einſames etwas ſchauerliches Zimmer zuſammen laden, wo ich, unbeſorgt und ungeſtört, das Gräßliche der Stimme recht austönen laſſen kann. Der jüngſte Graf ſoll, wie vor Loth's ſeligem Weibe, davor beben. Denn

J have unfold a tale, whose lightest word
Will harrow up jour souls, freeze jour joung blood,
Make jour two eyes, like stars, start from their spheres.
Your knotty and combined locks to part,
And each particular hair to stand on end,
Like quills upon the fretful porcupine.

Ihr ſollt Alle mit bebenden Knieen vor mir niederfallen, und mich für den Dſchinkis-Chan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklären; und ich will meinen Fuß auf eure Hälſe, zum Zeichen meiner Superiorität, ſetzen. Denn Alle,

die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweifelten Vaſallen ſeyn, und ihren Ton von mir zu Lehn tragen. Ihr luſtiges Geſindel dort! ich will euch zeigen, qui siem? Ihr meint, ich könnte nichts mehr machen, wie ich habe munkeln hören? — Bonsdies! Meine Wurzel iſt noch nicht abgehauen, treibt noch herrliche Sproſſen, und wird ihrer noch viele treiben. Alle Zungen auf Erden und unter der Erde ſollen bekennen, daß ich ſey ein Balladen-Adler, und kein Anderer neben mir.

Solltet aber Ihr, luſtiges Geſindel, oder Einige unter euch, ſo inſolent ſeyn, und eure Kniee nicht beugen wollen, ſo will ich's mit der Lenore, wie die Sibylle mit ihren neun Büchern bei'm Tarquin machen. Ein Drittel davon will ich gleich verbrennen, und wenn Ihr dann vor den übrigen zwei Dritteln noch nicht niederfallen wollt, ſo ſoll auch das zweite Drittel in's Feuer. Vor dem letzten Drittel fallet Ihr gewiß dann mit großem Geheul nieder. — Adio!

Bürger.

12.

Göttingen, den 12. Auguſt, 1773.

— — — Es iſt jetzt ein Franzoſe hier, der auf Deutſchen Geiſt, Deutſchen Witz herumreiſet *), von Ew. Wohl-

*) Cacault, der Überſetzer von Ramler's Oden.

geboren gehört hat, und Ihnen gern die Kniee des Herzens beugte, wenn Sie nicht immer in ihrer Höhle lägen *). Der Almanach iſt über halb fertig, und von Ihrer Ballade, Ihrer Epiſtel an meine Wenigkeit hört und ſieht man nichts. Ich citire Sie hiemit, sub poena praeclusi et perpetui silentii, innerhalb acht Tagen allhier zu erſcheinen, und öffentlich zu zeigen, weß Geiſtes Kinder ſie ſind.

Boie.

13.

Gelliehauſen, den 14. Auguſt, 1773.

— — — Dieſe Woche denk' ich noch gewiß zu kommen, und Lenore'n zu bringen. — Der Franzoſe thut ſehr wohl, daß er auch Uns ſeine Kniee beugen will. — Wir nehmen die Ehre, als wohlverdient, in hohen Gnaden an. Er könnte aber wohl eher zu Uns kommen, als Wir zu ihm. Dieß Letztere läuft wider Unſere hohe Adler- oder vielmehr Condor-Würde. Denn der Titul eines Adlers ſcheint Uns jetzt zu klein zu ſeyn; daher Wir uns denn den eines Condors

*) Anſpielung auf die Göttingiſche Bardenfabel, die aus der Vorrede der letzten Ausgabe von Hölty, (Hamburg, 1804,) bekannt iſt.

des Hains beigeleget *). Indeſſen meint Freund Sprengel, daß ich mich, wegen der Lenore, lieber für einen Parra, (d. i. der Leichenvogel der Römer,) halten ſollte.

O Boie, wenn Sie mir einen recht großen Gefallen thun wollen, ſo ſchicken Sie doch ja die Almanachsbogen allzuſammen. Es wird dieß der Epiſtel ſehr zuträglich ſeyn. — Vale!

Bürger.

14.

Den 6. September, 1773.

Um's Himmels willen, theurer Boie, warten Sie mit der Lenore noch bis auf den Donnerstag. Sie wird und wird gewiß fertig. Und ich hänge mich auf, wenn ſie nicht dieß Mahl mitgedruckt wird. Nehmen Sie doch lieber einen Bogen mehr. Der Beſuch hat mich verhindert. Wenn ich nun nur vier Stunden in meine Gewalt bekommen kann,

*) Den Übermuth dieſes und des vorigen Briefes ſtrafte der Hainbund in einem ſtrengen Erlaß. Dagegen trotzte der Condor mit einer Verfügung, die ſo anfing: „Wir, von und durch Uns ſelbſt Condor und Selbſtherrſcher aller Haine und alles Gefieders auf Erden ꝛc. entbiethen denen Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrſperlingen des alten Gemäuers und Dorn- und Schilfgeſträuchs zu Gottingen Unſere Condorliche Ungnade.„

ſo ſoll's gar nicht fehlen. Ich will die Nacht zu Hülfe nehmen. Wenn ſie auf den Donnerstag nicht kommt, ſo ſchließen Sie in's Henkers Nahmen die Bude zu. Aber bis dahin bitte ich Sie fußfälligſt, warten Sie. Vale!

Bürger.

15.

Gelliehauſen, den 9. September, 1773.

Hier iſt endlich Lenore! Ich habe das, was vorher im Anfang erzählt war, dialogirt, weil mir jenes zu ſchleppend, dieß aber dem raſchen lebendigen Ton des Stücks angemeſſener ſchien. Aber, Himmel! wie ſchwer iſt mir der Dialog geworden! Und doch iſt er mir noch nicht recht. Ich weiß zwar nicht, warum? Aber ich fühl' es. Laſſen Sie es indeſſen nur einmahl erſt abdrucken, und ſchicken Sie mir vorher den Bogen; dann wird's mir wohl in die Augen fallen. Fragen Sie auch die Andern um Rath. Ich wollte, Sie convocirten ein Concilium, und nähmen das Stück recht fleißig und collegialiter in Unterſuchung. Aber die Unterſuchung muß nicht allgemein ſeyn, ſondern in's Detail gehn. Auch hab' ich die liebe Zeit von aller eurer Weisheit, wenn Ihr mir nicht, bei aufſtoßendem Fehler oder Mangel, das Fleckchen zeigt, wo ich eurer Meinung nach hätte hintippen ſollen. Einige Stellen, wo ich Ausdruck und Verſification

verbeſſert haben möchte, hab' ich mit dieſem Zeichen ⊙ bemerkt. Vale!

Bürger.

Apropos! Wenn Ihnen und Conſorten der Dialog zwiſchen Mutter und Tochter nicht gefallen ſollte, ſo geb' ich anheim, ob man ihn nicht gar weglaſſen könnte? Und zwar folgte dann auf die Strophe:

Und taumelte zur Erde
Mit wilder Angſtgeberde,

gleich die zwölfte Strophe, welche dann ſo geleſen werden müßte:

Nun wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie hub mit Gottes Fürſehung
Vermeſſen an zu hadern;
Zerſchlug den Buſen, und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die Sternenheere zogen.

Quid vobis videtur? Alsdann wäre vielleicht nichts Mattes und Überflüſſiges im ganzen Stücke mehr.

Bürger.

(In Bürger's Leben von Althof wird S. 39 gesagt: „Die so berühmt gewordene Lenore äußerte ihre volle Wirkung zuerst in dem poetischen Zirkel zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als sie vorgelesen wurde, und Bürger bei der Stelle:

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel,

mit seiner Reitgerte an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf.„ — Die bisherigen Briefe zeigen, daß Bürger den Göttingischen Freunden nicht nur einzelne Strophen mittheilen ließ, sondern auch das Ganze zur Beurtheilung empfahl. Erst nach dem Abdruck hörten ihn mehrmahls besuchende Freunde das Gedicht vorlesen; einst, da ich selbst dabei war, in seinem Gartenhause. Fensterladen und Thür waren verschlossen; bei der gedachten Stelle ward auf einen Schlag des draußen stehenden Rhapsoden die Flügelthür geöffnet. Ich weiß nicht, wie es Andern ergangen ist. Uns ward das Gräßliche durch solche Zurüstungen nicht vermehrt.

Boie's kritischer Brief, auf welchen der folgende sich bezieht, ist verloren.)

16.

Gelliehauſen, den 16. September, 1773.

Einige Veränderungen zur Lenore hab' ich gemacht. Die übrigen mögt Ihr ſelbſt machen. Ihr Herrn, das iſt keine Kunſt, daß Ihr bloß ſagt, das und das taugt nicht. Das ſeh' ich oft, leider Gottes! ſelbſt wohl. Aber anders machen ſollt Ihr! Und das wird einem Fremden oft leichter, als dem Verfaſſer ſelbſt. Bei einigen iſt es geſchehn. Wir wollen alſo Pünctchen für Pünctchen durchgehen. Zuvor aber noch etwas Allgemeines! Die tiefe Frau, welche unter Rabner'n noch ſtudirt hat, und, ehe ſie nach Göttingen gekommen, ihren Vers verſtanden hat, ſoll die Naſe gewaltig gerümpft haben. Dergleichen nun ſind mehrere. Alle beaux esprits à la mode, die ein Collegium über den Batteux gehört, oder etwa Gellert's Fabeln, den Hagedorn und Jacobi geleſen haben, und ſich nun zu Kennern und Kunſtrichtern ſattſam qualificirt halten, die Alles über den ihnen bekannten Leiſten ſchlagen, und nicht begreifen können, daß es außer dieſem noch hundert andere ſtattliche Leiſten in rerum natura geben könne, alles dieß Geſindel wird Maul und Naſe aufſperren, und ein entſetzliches Zetergeſchrei anheben. Wehe mir! wenn ein Journaliſt von

dieſer Faßon zuerſt in's Horn ſtößt. Wie, wenn er parodirt:

Haho! haho! ha hop hop hop!
Der Unſinn reitet im Galopp.
Bald wird das Tollhaus volle;
Wie dichten die Dichter ſo tolle!

Mein liebſter, liebſter Boie! was meinen Sie, wenn ſo ein Kritikaſter anhebt, werde ich mit meinem beſten Stücke nicht das Mährchen des Landes werden? — Es geht zwar Jedem ſo, der eine neue Bahn betritt; und wie iſt's nicht Klopſtock'n gegangen, dem wir doch Alle nicht werth ſind die Schuhriemen aufzulöſen. Aber es iſt doch ärgerlich. — Sollte man dem nicht durch einen tüchtigen Trumpf zuvorkommen können? Wie, wenn man zum Motto drüber ſetzte:

Deß ſpott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Richtet, und kalt von dem Batteux trieſet.

Oder, wie, wenn man im Regiſter die Note anhängte: „Vor den Kennern, auch vor den bloßen Naturſöhnen fürchtet ſich der Verfaſſer dieſes Stücks nicht ſonderlich; aber vor den Kunſtrichtern und beaux esprits à la mode ganz entſetzlich.„ —

So weit hatt' ich geſtern geſchrieben. Über Nacht,

Freund, bin ich des heiligen Condorgeiſtes voll geweſen, und habe drei ſo herrliche Strophen zugemacht, daß Ihr vor Freude mit den Flügeln klappern werdet. Es kam kein Friede in meine Gebeine die ganze Nacht, und ſelbſt im Traume dichtete ich. Eure Idee, die weite Reiſe anzudeuten, konnte ſchwerlich beſſer hineingewebt werden. Aber, Leutchen, nun bitt' ich euch auch, helft mir noch zu einigen kleinen Veränderungen, die mir ſchlechterdings nicht glücken wollen. Wohlan! laß uns eure Kritiken durchgehen.

Str. 3. Gottlob ꝛc. Wenn's nicht anders ſeyn kann, ſo nehmen Sie Weib und Mutter.

Str. 4. Nicht Einer, ſo da kamen. Wenn die Ellipſe zu ſtark iſt, ſo nehmen Sie die vorgeſchlagene Veränderung. Statt taumelte zur Erde, will Cramer lieber und warf ſich behalten, weil es mehr eine eigenmächtige Handlung ſeyn muß. Und er hat wohl Recht!

Str. 6. Das Schleppende von: Und er erbarmt ſich unſer, wird vermieden werden, wenn man lieſt: Gott, Gott erbarmt ſich unſer!

Str. 9. Kein Öhl ꝛc. Dieſe Verſe haben nicht gefallen wollen. Sie ſind freilich wohl zu ſpitzfindig und witzig. Allein die hohe Verzweifelung iſt allerdings witzig. Meinethalben mögen ſie wegbleiben. Ich weiß aber keine anderen. Man kann allenfalls die: Bei Gott iſt kein

Erbarmen! O weh ꝛc. wieder nehmen. Denn die Verzweifelung, und jeder hohe Affect iſt arm an Ausdrücken, und wiederhohlt ein und eben dasſelbe öfter.

Str. 11. Bei Wilhelm nur ꝛc. Leſen Sie: Bei ihm, bei ihm ꝛc.

Str. 15. Lies: Herzliebſter! erſt herein geſchwind! — Herzliebſter, zu erwarmen.

Str. 17. Komm, komm! ꝛc. Lies: Herzliebchen, komm, der Mond ſcheint hell ꝛc. Das: Wir und die Todten ꝛc. tadeln Sie, däucht mir, mit Unrecht. Denn es ſoll eine Zweideutigkeit ſeyn. Das Mädchen muß denken, daß wir und die Todten zweierlei ſind. Sie verſteht es ſo: Wir reiten ſchnell, wie die Todten. Zugleich liegt myſtiſch in dem Wir und die Todten, daß der, welcher es ſagt, ein Todter ſelbſt mit iſt. Das Hurrah! kann hier durchaus noch nicht ſtehn. Bevor ſie nicht wirklich ſchon im vollen Reiten ſind, hat dieſer Ausruf keine Statt. Über dieß ſagt der Geiſt hier eine Perſuaſion, nähmlich: O ja, wir wollen ſchon noch hinkommen, denn der Mond ſcheint hell, und wir reiten ſchnell, wie die Todten. Heißt es hier gleich Hurrah! ſo ſagt er ja beinahe offenbar, ich bin ein Todter, und reite ſchnell. Das muß er aber nicht! Beherzigen Sie dieß.

Str. 19. Statt: Und Liebchen, lies: Herzliebchen ſchürzte ꝛc. — Weil Sie doch das Hahо! nicht leiden mögen, ob ich ſchon hier den Fuhrmannsruf nicht, ſondern einen Reiterruf höre, ſo leſen Sie in dieſer Strophe: Und als ſie ſaßen, hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc. *) Was ich aber mit den beiden letzten Zeilen: Der volle Mond ſchien ꝛc. machen ſoll, weiß ich nach meinem neuen Einſchiebſel noch nicht. Sed videamus infra! Nach dieſer 19. Strophe ſchieben Sie ein:

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell! —
Graut Liebchen auch vor Todten?„ —
„Ach, nein! Doch laß die Todten!„

Nun weiter:

Was klang ꝛc.

Str. 22. Statt Hahо! ꝛc. lies: Und immer wei-

*) So ſteht's im Almanach. Später brachte der Dichter ein neues Getön hinein: Und hurre hurre, hop hop hop!

ter, hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc. Nach dieſer Strophe ſchieben Sie ein:

Wie flogen rechts, wie flogen links
Die Hügel, Bäum' und Hecken!
Vorbei im Nu des Augenwinks
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Graut Liebchen auch? Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?„ —
„Ach! Laß ſie ruhn, die Todten!„

Wenn die dritte Zeile nicht populär genug wäre, ſo wiederhohlen Sie die erſte noch ein Mahl: Wie flogen rechts, wie flogen links ꝛc. Wird ſich nicht übel ausnehmen. Oder: Wie flogen links, und rechts und links. Wahrlich! dieß ſcheint das Beſte. Ja! Ja! dieß müſſen Sie durchaus nehmen.

Str. 24. Statt Haho! ꝛc. lies: Und weiter, weiter, hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc.

Nach dieſer Strophe ſchieben Sie ein:

Wie flog, was { unten / rund der } Mond beſchien,
Weit hinten / Wie flog es } in die Ferne!

Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne (†)!
„Graut Liebchen auch? — der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell! —
Graut Liebchen auch vor Todten?„ —
„O weh! Laß ruhn die Todten!„

†) Iſt dieſe Stelle nicht ſtark und groß? Bei einem menſchlichen Ritte wäre ſie wohl zu übertrieben; aber bei einem Geiſterritt, wo in einer Stunde hundert Meilen zurück gelegt werden, iſt ſie trefflich. Ich thue mir nicht wenig drauf zu Gute.

Leutlein! was ſagt Ihr zu dieſen Einſchiebſeln? Sind ſie nicht überköſtlich? Und konnte eure Idee vollkommener ausgedrückt werden? Ich muß für euern mir gegebenen Wink von Herzen danken. Im Übrigen bin ich mit Ihren Vorſchlägen zufrieden; als z. E. Statt Juchhei! Sieh da! Sieh da! ꝛc. Aber, ſtatt gurgle, iſt ſinge zu ſchwach. Der Geiſt muß eine eigene gräßliche Sprache führen, und das Gurgeln klingt mir gräßlich. Eben weil kein anderer lebendiger Menſch ſo ſpricht, ſo muß ein Geſpenſt ſo ſprechen. Auch muß der Küſter, der ein Geſpenſt iſt, nicht ſingen, ſondern gurgeln. Beherzigen Sie dieß; und dann machen Sie, wie Sie wollen. Ich bin ganz und gar auf meine Meinung nicht erpicht.

Aber nun, Freund, was machen wir mit den Zeilen: Der volle Mond ſchien helle; Wie ritten die Todten ſo ſchnelle? Die können nun gar nicht bleiben. Und doch martere ich mich vergebens, andere an die Stelle hinzuſchaffen. Sollten etwa die nun Platz finden: Durch Korn und Dorn und Wälder, — Durch Wieſen, Thal' und Felder! — Gar ſonderlich auch nicht. Kurz, ich weiß mir hier weder zu rathen, noch zu helfen. Himmel! Ihr Adler dort, ſind eurer ſo viel, und euer Nahme heißt Legion! Könnt Ihr mir denn allzuſammen mit nichts unter die Arme greifen? Ich dächte, Ihr müßtet es können. Die Idee, welche darin liegen muß, iſt ſchneller Ritt, oder doch, was auf's Reiten ſich bezieht: vom Pferde, vom Sporn, oder von ſo etwas. Verſucht es doch! Ihr werdet ja ſo viel in meine Seele dichten können. Wenn's auch nur taliter qualiter iſt *). Einige unvollkommene Stellen werden nicht ſo bemerkt werden. Iſt doch das Meiſte, das Größte, das Ganze gut. Opere in longo fas est obrepere somnum. Und Lenore iſt doch wirklich ein longum epos. Der Henker! Zwei und dreißig Strophen nunmehr! — O, wenn ich das Werklein nur erſt gedruckt ſähe! Leben Sie wohl,

*) Es heißt nun: Daß Roß und Reiter ſchnoben, Und Kies und Funken ſtoben. Ich weiß nicht mehr, weſſen Veränderung.

mein lieber Boie, und thun Sie als ein Vater an meinem Kinde! Vorjetzt muß ich die Hand abziehen; ich bind' es nun auf Ihre Seele. Vale faveque!

Bürger.

17.

Göttingen, 18. September, 1773.

— — — Ich bin in ſehr hohem Grade von der Lenore entzückt; Alle, die ſie hören, ſind's. Lachen Sie der Kunſtrichter, und ſeyn Sie ruhig. Hab' ich Str. 3 durch Kind und Mutter den rechten Mittelweg getroffen? Str. 4 iſt zwiſchen taumelte und warf ſich Alles getheilt. Mit der Angſtgeberde iſt Keiner recht zufrieden; aber wir wiſſen nichts beſſers. Str. 8. Hieß es nicht vorher: Deß hat er nimmermehr Gewinn! und iſt das nicht beſſer? Str. 9 iſt mir Nacht und Graus noch etwas anſtößig. Str. 11. Wiederhohlt der Schmerz auch Worte, die nicht vorher da waren? Hölle ... Doch, — ich habe wohl Unrecht. Str. 12. Einigen ſcheint die Verzweifelung unnöthigerweiſe ausgemacht. Vielleicht wär' es nicht übel, wenn uns der Dichter ein Bißchen in Lenore'ns Kämmerlein gucken ließe. Die Scene iſt ſo gar nicht angegeben. Außen heißt's hernach. Wo iſt innen? Man weiß nicht recht, wo

die Worte der Verzweifelung ausgeſtoßen wurden. Str. 14. Wider das Herzliebſter hab' ich noch was. Vielleicht, weil ich an Wilhelm gewöhnt war. Ich ſehe wohl, Sie wollten den Nahmen nicht ſo oft wiederhohlen. Str. 15. Erſt herein. Ich hätte faſt lieber das alte 'rein, herein. Str. 16. Klirrt der Sporn, will Einigen nicht recht behagen, und ſcheint des Reims wegen da. Ich weiß doch nicht. . . — Str. 19. Da iſt nun das Schlimmſte. Wie ſollten die Verſe voll werden? Wir haben Alle verſucht. Keiner kann. Nur der Dichter der Lenore ſelbſt kann ſie recht machen. Ich kann nicht helfen. In einem Liedchen flickt wohl noch ein Fremder ein glückliches Zeilchen herein; in einem ſo originalen Stücke ſchwerlich. Hier iſt das Reſultat unſrer Berathſchlagungen. Die drei neuen Strophen ſind vortrefflich, den ſchönſten im Stücke gleich, erfüllen auch ihren Zweck vollkommen. Der Gang des Stücks iſt lebendiger, intereſſanter dadurch geworden. Wie aber, wenn wir doch das: Der Mond ſcheint hell . . . ſchnell, das im Munde des Reiters nicht recht klingt, heraus nähmen, (erſetzen wollen wir ſchon,) und es an der alten Stelle ließen:

— — — — Galopp.
Die Todten reiten ſchnelle,
Der volle Mond ſchien helle.

Nun fortgefahren folgen die neuen Strophen ſehr natürlich. Die Todten *ritten* ſag' ich nicht, weil Lenore nicht todt iſt. Es iſt nun gleichſam eine Anmerkung des Dichters, die Geſchwindigkeit des Ritts begreiflich zu machen. Der Mond erhellt nun die Scene, und der volle Mond gehört ja ohne dieß mit in das Geſpenſter-Appareil. Wenn nur die letzte Zeile nicht ein Bißchen ſchleppte. Das *Hurrah!* büß' ich auch ungern ein. Wie erſetzen wir aber nun? Wieder aus der alten Ballade: „Graut Liebchen?„ — „Nein, ich bin ja bei dir!„ Und nun fortgefahren:

„Graut Liebchen auch vor Todten?
Graut Liebchen?„ — „Sollte grauen mir?„

Oder:

„Graut Liebchen auch?„ — „Wie ſollte mir?
Ich bin, mein Wilhelm, ja bei dir.„ —

Ich geb' Ihnen nur die rohe Idee. Sie werden ſchon was draus machen, wenn ſie gut iſt. — Nun noch, Str. 28, ſcheint uns der Übergang zu raſch. Eine neue Strophe könnte ſie einleiten, wieder die Scene mehr bezeichnen. Str. 27 ſpricht ſo der Reiter; Str. 28 wieder. Doch, ich fordere wohl zu viel. Wo ich nicht widerſprochen, ſind wir mit Ihren Änderungen und Rechtfertigungen ganz zufrieden. Wider den ganzen Schluß iſt kein Wort zu erin-

nern. — — Es iſt ſpät. Ich will bis morgen früh aufhören; vielleicht fällt mir da noch was ein. — — Aber doch noch eins. Str. 26. Das Praſſeln ſcheint uns nicht das rechte Wort, aber wir ſuchen vergebens das rechte; raſſeln auch nicht. Die Geiſter praſſeln nicht. Das huſch mahlt vortrefflich. Hinten nach gefahren vielleicht; aber wo kriegen wir nun den Reim? — — Guten Morgen! Ich weiß nicht gleich was mehr. Und vor der Predigt muß der Bothe aus dem Thor, ſonſt kommt er erſt um Mittag, und das iſt zu ſpät. Adio!

Boie.

18.

Gelliehauſen, Morgens, 19. September, 1773.

Sieh da! Sieh da! Ihr Bothe mit der Lenore. O, wie haben Sie mich ergetzt! Indeſſen für Lenore'n würd' es, glaub' ich, vortheilhafter geweſen ſeyn, wenn ich ſie geſtern ſchon bekommen hätte. Ich war in ſehnlicher und begeiſternder Erwartung, und ſiehe! als ſie außen blieb, ward Alles wieder ſchlaff. Wir wollen ſehn, was noch dran zu thun iſt. Zum Henker! müßt Ihr denn auch immer Recht haben. So wahr der Herr und meine Seele lebt! ich dacht's lange, daß zwiſchen die 11. und 12., auch zwiſchen die 27. und 28. Strophe etwas angeſchoben werden müßte.

O heiliger Condorgeiſt, laß dich doch dieſe Nacht wieder auf mich herab. Vale!

Bürger.

19.

Gelliehauſen, den 20. September, 1773.

Kurz, ich habe weder geſtern noch heute Zeit gehabt, was zu emendiren. Meine Hand iſt lahm von allem Schmieren, und an der Bruſt iſt mir ganz übel von allem Sitzen. Spr. und Cr. ſind da; vielleicht ſchicke ich morgen noch etwas durch dieſe.

Str. 3. Kind und Mutter iſt gut. Str. 4. Meinetwegen taumelte, oder warf ſich. Statt der Angſtgeberde nehmen Sie wüthender oder ſchrecklicher. Str. 8. Meinethalben: Deß hat er nimmermehr Gewinn. Str. 9. Was fehlt dem Nacht und Graus? Str. 11. Ich finde nicht, daß die Recapitulation unrecht iſt. Ich dachte, eine Strophe zwiſchen zu ſchieben, daß Lenore wäre nach Haus transportirt worden; finde es aber in der That unnütz. Es würde weiter nichts, als langgedehnte Kauerei und Erzählung ſeyn, die nichts Intereſſantes hätte. Immerhin mag man die Scene, wo die Worte der Verzweifelung ausgeſtoßen werden, nicht wiſſen. Was liegt dran, zu wiſſen, ob die Scene unter freiem Himmel, oder in der Kam-

mer iſt? Das macht nichts zur Sache. Auch iſt Lenore unſtreitig, da es nun nachtſchlafende Zeit iſt, in ihrer Schlafkammer; und warum ſoll man dem Leſer den Transport hierher ſagen? Das kommt mir vor, als wie: Den Erſten erhoben ſich Ihre Kaiſerliche Majeſtät nach Wetzlar; den Zweiten brachen ſie von da wieder auf, und erhoben ſich nach . . .

Str. 11 muß es heißen:

Bei ihm, bei ihm iſt Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle.

Sonſt kommt iſt, iſt, zu oft. Herzliebſter iſt, däucht mir, recht balladiſch und gut. Str. 15. Nicht 'rein. Str. 16. Klirrt der Sporn, habt Ihr Alle, ſo viel eurer tadeln, brevi manu, Unrecht. Nicht des Reims, ſondern der Sache wegen iſt's da. Man muß ſich in den Spornen eines Geſpenſtes eine magiſche Kraft vorſtellen. Alles erinnert ihn, zu eilen, der Rappe, der Sporn fängt von ſelbſt an zu klirren, als wär' er begierig, wieder zu ſtacheln. Ach! ich merke, Ihr ſeht und begreift die tiefe Vortrefflichkeit noch nicht allenthalben.

Was ſoll ich aber mit den beiden Zeilen Str. 19 anfangen? Ich weiß bis jetzt noch nichts. Vielleicht morgen durch Cr. Glaubt mir, es würde immer noch am beſten ſeyn:

Der volle Mond ſchien helle;
Wie ritten die Todten ſo ſchnelle!

Ich weiß nicht, ich habe mir dieß nicht erkünſtelt, ſondern gleich Anfangs hat mir's vorgeſchwebt, daß es ſo ſeyn müßte. Der jüngſte Graf Stolberg hatte accurat mein Gefühl. —

In dem Folgenden aber: Graut Liebchen auch, denke ich doch immer, Meins muß bleiben. Denn es wird mit dem: Nein, ich bin ja bei dir, ein Mahl nichts, und zweitens ein Widerſpruch geſagt. Soll ſie alle drei Mahl ſagen: Nein, mich graut nicht? Und doch ſagt ſie das zweite Mahl: Ach! laß ſie ruhn, und zum dritten: O weh! laß ruhn die Todten, wodurch ſie bekennt, daß ſie ſich allerdings und immer mehr fürchtet. Str. 28 iſt freilich der Übergang zu raſch, und der Reiter ſpricht zu ſchnell auf einander; aber noch weiß ich nicht zu helfen. Morgen, oder gar nicht.

Str. 26. Praſſeln oder raſſeln hab' ich freilich nur aus Noth damahls genommen. Eigentlich wäre in der vierten Zeile wühlet das rechte Wort:

Im dürren Laube wühlet.

Aber woher der erſte Reim?

Ward hinten nach gefühlet?

Geht auch nicht. Alſo etwa ſo:

Ward hinten nach gehöret, —
Das dürre Laub durchſtöret, oder
Durch dürre Blätter fähret.

Aber fähret iſt doch auch nichts; müßte fährt heißen.

Leſen Sie doch Str. 3: Und überall all überall. Das iſt rechte gute expreſſive Volksſprache. —

Fähret geht, Str. 26, doch wohl an. Denn man ſagt: Der Wind fähret, wo er will, du höreſt ſein Sauſen ꝛc. *).

Wenn nichts anders morgen kommt, ſo macht es, wie ich hier meinen Willen erklärt habe. Es muß ja gerade nicht Alles exquiſit ſeyn, ſonſt bliebe ja gar nichts zur zweiten Edition übrig. Vale! — Das heißt geſchmiert!

Bürger.

20.

Gelliehauſen, den 27. September, 1773.

Nun fange ich nach und nach an, für Lenore'ns Schickſal ruhig zu werden. Denn Griechen und Ungriechen be-

*) Aus Luther's Bibel ſchöpften mehrere unſrer Vorzüglichen ihr edleres Deutſch, welches von Manchem, der nur die heutige Umgangsſprache verſteht, Undeutſch geſcholten wird. Auch für die Sprache beten wir: Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort!

wundern ſie. Sie ſchweift jetzt ſchon auf dem Eichsfelde bei dem Eichsfeldiſchen Adel umher. Ich recitirte ſie vorige Woche in Sennickerode, und hatte das Vergnügen, daß jede Stelle, die ich bewundert haben wollte, ſchon bei'm Herſagen mit Verzuckung und applaudirendem Ausruf bemerkt wurde. Alle dieſe Beiſpiele werden mir Bürge dafür, daß Bewegung drinnen iſt. Auch muß Natur und Deutlichkeit genug für das Volk drin ſeyn, weil ſie gleich, ungeachtet der Sprünge und des abwechſelnden Dialogs, ganz verſtanden wird. Nächſtens will ich nun auch die Probe bei unſrer Chriſtine *) machen. Vor Keinem fürcht' ich mich nun noch, als vor den Batteuſianern, oder den tiefen Leuten, die unter Gellert und Rabener ſtudirt haben. Vale!

Bürger.

Mein Dichterruhm hat das ganze Eichsfeld bereits durchdrungen, und die dortigen Beamten, z. E. Herr von Z., fangen auch an, aus Eiferſucht Verſe zu machen, die aber kein Menſch bewundern will. Seht, Herr Boie, wie berühmt wir werden!

Bürger.

*) S. die Anmerkung zum erſten Briefe.

21.

Gelliehauſen, den 11. October, 1773.

Kund und zu wiſſen männiglich, inſonderheit, denen es zu wiſſen vonnöthen, daß ich wieder ein raſches muthiges Gefieder ausgebreitet habe. Es hat ſcharfe Fänge, einen gierigen Schnabel, und ſein Geſchrei verräth nicht wenig innerlichen Grimm. So bald ihm noch einige Schwungfedern gewachſen ſeyn werden, ſoll's zu euch fliegen *).

Bürger.

*) Der wilde Jäger, den der muthige Dichter hier ankündigt, ward durch häusliche Unruhen gehemmt, und erhielt nicht die Friſche der erſten Begeiſterung.

2.

Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus.

Ein Fragment *).

Die neue Auflage meiner Gedichte, die unter andern unverschuldeten Ursachen sich auch aus einer, welche aus dieser Nachtfeier hervor leuchtet, bisher die längste Zeit verspätet hat, wird viele und beträchtliche Veränderungen, ja, von manchen Stücken fast gänzliche Umbildungen enthalten. Diese veranlassen mich zu einem Wagestücke, das in dem Umfange, in welchem ich es auszuführen gedenke, vielleicht ganz ohne Beispiel ist. Ich will eine ausführliche kritische Rechenschaft über diese Veränderungen ablegen; ich will Urtheile, die über mich und meine poetischen Werke ergangen sind, nach ihrem Werthe oder Unwerthe prüfen; ich will unbefangen, als wäre die Rede von einem Dritten, melden, was ich von meinem Genie, von meinem Geschmacke, von meiner Kunstfertigkeit, und von meinen Producten selbst

*) Aus der Handschrift.

D. H.

halte. Außer einem Verſuche des verewigten Gellert iſt mir nichts Ähnliches bekannt. Von dem Ernſte, von der Achtung und dem Beifalle, womit man dieſe Probe aufnimmt, wird die Vollendung des gegenwärtigen Verſuches abhangen.

Die nächſte Abſicht meines Unternehmens iſt nun freilich etwas eigennützig; dennoch ſchmeichle ich mir, daß ſie keinen Vorwurf verdiene. Iſt es denn einem empfindenden Weſen zu verargen, wenn es auf eine erlaubte Weiſe unangenehme Gefühle von ſich abzuwehren ſuchet? Und iſt es etwa kein unangenehmes Gefühl, gleichgültige, oder gar unzufriedene Geſichter da zu erblicken, wo man auf Freude rechnete, und, um dieſe zu erwecken, gutmüthig ſeine beſten Kräfte anſtrengte? Ganz gewiß iſt es ſehr hart, einen der humanſten und edelſten Wohlgenüſſe durch Unwiſſenheit, durch Unverſtand und Geſchmackloſigkeit, oder gar durch böſen Willen verbittert zu fühlen, und man darf wohl dagegen Vorkehrungen machen. Dieß iſt der Fall, in welchem ich mich befinde. Mir drohet Mißvergnügen, wenn ich ihm nicht durch freundliche ſo wohl, als ſtrenge Belehrung zuvorkomme.

So häufig auch Schriftwerke bei neuen Ausgaben, in der Abſicht, ſie zu verbeſſern, umgeändert werden, ſo iſt dieß Unternehmen doch bei keiner Gattung ſo mißlich, als bei

Gedichten, beſonders ſolchen, die vielen Menſchen bekannt, und vollends gar lieb geworden ſind. Verſchlimmerungen, deren Möglichkeit eben nicht ſehr fern von der Hand liegt, ſind natürlich ſchon vermöge des Begriffes verwerflich. Noch näher liegt die Möglichkeit bloßer Veränderungen von gleichem Werthe mit den vorigen Leſearten, die ebenfalls auf kein Glück, ja vielleicht gar auf gleiche Verwerfung mit den offenbaren Verſchlimmerungen rechnen dürften, weil ſie dem Leſer die unnöthige und zwangvolle Mühe verurſachen, des Alten ſich zu entſchlagen, und etwas Neues in das Gedächtniß zu faſſen, welches gleichwohl nicht beſſer iſt, mithin jene Mühe nicht belohnet. Dieſer Umſtand iſt ſogar Schuld, daß auch die wahren und unwiderſprechlichen Verbeſſerungen ſehr oft, wenn nicht mit entſchiedenem Unwillen, doch wenigſtens nicht mit demjenigen Wohlbehagen aufgenommen werden, welches ſich ihr Urheber verſprach, und billig verſprechen durfte.

Dieſe unglückliche Erſcheinung tritt noch näher, wenn ſich, außer der natürlichen Trägheit, auch noch die eben ſo natürliche Eigenliebe der Menſchen mit in das Spiel miſcht. Dadurch, daß ſie einem Gedichte einmahl ihren vollen Beifall geſchenkt, daß ſie es unvermerkt auswendig gelernt, und auf dieſe Weiſe ihrem Geiſte angeeignet haben, kommt es mit ihnen nach und nach dahin, daß ſie es gleichſam für

Geiſt von ihrem Geiſte halten, worin ſie einen Theil ihres Selbſt mit lieben, und welchem irgend ein Leid zuzufügen, von ihnen faſt eben ſo hoch aufgenommen wird, als ob es ihnen unmittelbar ſelbſt widerführe. — So können auch fremde, nur angenommene und erzogene Kinder endlich eine Zuneigung erwecken, die derjenigen gleich kommt, welche die Natur den Herzen leiblicher Ältern einflößt; und es gehört ſchon viel Unbefangenheit, Geiſtesſtärke und Selbſtverläugnung dazu, ſolche angenommenen Kinder von andern Perſonen, ja, ſelbſt von ihren natürlichen Ältern, wenn ſchon gerechter Weiſe, ohne Mißbehagen züchtigen zu ſehen.

Dieſe durch häufige Erfahrungen bewährte Betrachtung hätte, wie es ſcheinet, mich beſtimmen ſollen, mit manchem meiner Gedichte weit ſäuberlicher, als geſchehen iſt, zu verfahren, und lieber die Maxime des Pontius Pilatus zu befolgen: „Was ich geſchrieben habe, das habe ich geſchrieben!„ Ich kann voraus wiſſen, daß ich es kaum irgend Jemanden, am wenigſten aber den Recenſenten ganz recht gemacht habe. Denn ob ich gleich, was die Letzten betrifft, die Urtheile derſelben, ſo viele ihrer mir nur zu Geſichte gekommen ſind, und ſelbſt die unbeſonnenſten und geſchmackloſeſten derſelben auf das ſorgfältigſte erwogen, und darnach, oft ſelbſt in Fällen ſehr einleuchtender Unnöthigkeit, was nur immer möglich geweſen, zu verbeſſern geſtrebt habe, ſo

iſt doch wohl kein einziges Urtheil vorhanden, von dem ich nicht hätte Ausnahmen machen müſſen. Nun haben die Recenſenten gemeiniglich, und zwar ſchon Kraft des mit Herrſchſucht, mit Dünkel, mit Überweisheit, mit Eigenſinn geſchwängerten Dunſtkreiſes, in welchem ſie ihr Weſen treiben, die Unart der Staatsgewalthaber an ſich, daß ſie ſich mehr anmaßen, als ihnen von Natur- und Staatsrechts wegen zukommt, und jeden ihrer Einfälle gern durchgeſetzt wiſſen wollen. Die Gunſt alſo, die ich mir durch zehn befolgte Erinnerungen erworben haben möchte, dürfte leicht durch eine einzige nicht befolgte wieder verſcherzt werden. Hiernächſt bin ich auch zu den meiſten Veränderungen nicht eben durch ſchriftliche oder mündliche Recenſionen, ſondern durch mein eigenes wohl erwogenes Urtheil verleitet worden. Wehe mir vollends, wenn dieſe ein Stück, wie z. B. die Nachtfeier, betreffen, ein Stück, das Ramler gefeilt, das man ſo oft ſchon vortrefflich genannt hat!

Dennoch hat weder das Beiſpiel des Pontius Pilatus, noch der häufige und dringende Rath meiner Freunde, an den nun einmahl mit Beifall gekrönten Gedichten nichts mehr zu verändern, noch endlich ihre mir drohende Unzufriedenheit etwas bei mir fruchten wollen. Der Wunſch, Allen Alles, ja, ſelbſt der, nur einem Einzigen von dieſen Allen Alles recht zu machen, wird auf Erden nie erfüllt wer-

den. Warum ſollte ihm denn alſo der Künſtler einen andern Genuß aufopfern, der ſich ihm, innerhalb der Grenzen der Möglichkeit, weit näher, weit erreichbarer darbiethet? Der Künſtler, welcher der Schönheit und Vollkommenheit nachſtrebt, richte ſich daher minder nach dem großen Schwarme der ſich ſo oft widerſprechenden Kunſtbeurtheiler, als vielmehr nach den Forderungen der Kunſt ſelbſt, ſo wie er ſie nach genauer Erwägung erkannt zu haben glaubet, damit er, wenn auch ſonſt Niemanden, doch wenigſtens ſich ſelbſt ſo weit befriedige, als es ihm ſeine Kräfte und die Schwierigkeiten ſo wohl des Stoffes, als der Form geſtatten. Fehlt auch gleich alsdann noch immer ſehr viel an voller Erreichung, indem das göttlich erleuchtete Auge des wahren Künſtlers viel weiter blickt, als ſeine Hand reicht, ſo tröſtet er ſich darüber doch eben ſo leicht, als wir Alle uns tröſten, daß wir nicht Sonne, Mond und Sterne bereiſen können. Jene Befriedigung ſeiner ſelbſt in möglichſter Annäherung zu dem, was er für ſchön und vollkommen achtet, iſt eigentlich der reinſte und edelſte Genuß, den die Kunſt ihren Getreuen am Ziele ihrer Laufbahn, und auch dann noch zum ſüßen Lohne gewähret, wann ihnen längſt alles Zujauchzen der Menge zur loſen Speiſe geworden iſt. Sie iſt der Himmel, ſie iſt die Seligkeit des Künſtlers auf Erden.

Vorzüglich alſo und beſtmöglichſt mich ſelbſt, Andere

hingegen nur ſo weit zu befriedigen, als meiner eigenen Zufriedenheit dadurch kein Abbruch geſchiehet, ohne jedoch ihren Erinnerungen ein williges und aufmerkſames Ohr zu verſagen, das ſcheint mir der rathſamſte Weg, den ich zu betreten habe. Bin ich an Genie und poetiſcher Urtheilskraft nur nicht allzu kurz gekommen, ſo führt dieſer Weg hoffentlich weiter, als irgend ein anderer; und wenn ich gleich auch hier nicht Alles erreiche, was Allen gefällt, ſo erreiche ich doch wohl noch das Meiſte von dem, was billig Allen gefallen ſollte, wenn anders nicht ihr Privat-Geſchmack im Wege ſtände.

Das Wohlgefühl dieſer Selbſtbefriedigung kann jedoch Theils durch kritiſche Chicane, Theils durch dünkelhafte Überweisheit, Theils durch eine gewiſſe Geſchmacksgimpelei, die ſeit einiger Zeit ſehr häufig in unſern äſthetiſchen Recenſionen piept *), verkümmert werden, nicht bloß, weil

*) Unſtreitig die treffendſten Ausdrücke für die Sache, welche aber eben dieſe Gimpelei bald wieder anzupiepen nicht ermangeln dürfte. Denn ſie piept Alles an, was ihr noch nicht vorgekommen iſt. Hier wird ſie vermuthlich das bekannte Pieplied von Bürgeriſchen Kraftausdrücken, die das Schönheitsgefühl zurück ſcheuchen, anſtimmen. Sonderbar! Ich weiß gar nicht, wie man gegen etwas ſo Vortreffliches, als Kraft iſt, eingenommen ſeyn kann, man müßte denn anders ein ſchwacher Geſchmacksgimpel ſeyn, der ſich vor der Kraft zu fürchten hat.

dadurch die Selbſtliebe des Künſtlers gekränkt, ſondern auch bei vielen Leſern ſein Wunſch vereitelt wird, die Freuden der Kunſt zu vervielfältigen. Von allen drei Feindinnen iſt eigentlich die letzte die widerwärtigſte. Denn die Chicane iſt kaum im Stande, ſich ſo ſehr zu verbergen, daß der Künſtler und das Publicum ſie nicht bald für das erkennen ſollten, was ſie iſt; und alsdann wirkt ſie entweder gar nichts, oder ſie ſetzt in Unmuth und Zorn. Dieſe Affecten von der wackern und rüſtigen Art ſind behaglich, weil ſie ein Vermögen zum Bewußtſeyn bringen, den Chicaneur, wenn man ſonſt will, bei Gelegenheit ſo kräftig wieder zu treffen, daß er mit Ach und Weh heim, oder in irgend eine neue Bücherei läuft, und bei feſt verriegelten Thüren durch irgend ein Luftloch heraus über das böſe Herz des aufgebrachten Künſtlers die Vorübergehenden anjammert. Die dünkelhafte Überweisheit erregt ebenfalls nur Affecten, in welchen man ſich wohl fühlt: Verachtung, Spott und Hohnlache. Aber die piepende Geſchmacksgimpelei übertrifft alles Entſetzliche, was dem beſonnenen Künſtler ſein Geſchäft verleiden kann. Denn dieſe hat gemeiniglich irgend ein äſthetiſches Koch- und Schmeckebuch geleſen, nnd verſteht nichts anders zu kochen und zu ſchmecken, als was ihr vorgekocht und vorgeſchmeckt, und verſteht es auch unter allen Umſtänden auf keine andere Weiſe zu kochen und zu ſchmecken, als

wie es ihr vorgekocht und vorgeſchmeckt worden iſt. Von dem Horaziſchen descriptas servare vices operumque colores verſteht ſie eben ſo wenig, als ſie von dem wichtigen und wahren Ausſpruche des großen Römiſchen Kunſtrichters Quinctilian: Omnia verba sunt alicubi optima, etwas weiß. Sie beurtheilt eine Ballade, wie eine Nachtfeier, und eine Nachtfeier, wie eine Ballade; ſie gimpelt und piept nach Schönheit, wenn es auf Schärfe, Kraft und Macht und Drang durch Mark und Bein ankommt; und da, wo reine, ſchlichte Form Alles ausmacht, da piept ſie nach Schminke und Kräuſelei. Der im Kampfe begriffene Athlet ſoll die Bewegungen des Menuett-Tänzers, und der Menuett-Tänzer oft wieder die Schnörkel des Gauklers machen. Nirgends verſteht ſie ſich auf das:

Sed nunc non erat hic locus.

Das Schlimmſte iſt, wenn dieſe Geſchmacksgimpelei mit der Miene der Ehrlichkeit, der Beſcheidenheit, der Wohlmeinung, u. ſ. w. auftritt, ja ſogar wirklich ehrlich, beſcheiden und wohlmeinend, wiewohl aus Geiſtesſchwäche gemeiniglich zugleich etwas überweiſe iſt, ſo daß ſie, wenn ſie ihre Armſeligkeiten hergepiept hat, mit der ſeligſten Selbſtgenügſamkeit von dem kritiſchen Tribunale herunter ſteigt. Denn was ſoll man mit ihr machen für das ärgſte aller Gefühle, das ſie Einem zubereitet hat, für den unausſprechlichſten

Ekel? Da ſie eine Persona miserabilis iſt, ſo kann und darf man ſie doch unmöglich prügeln, wie die Chicane, noch verachten, verſpotten und auslachen, wie die Überweisheit. Auch findet wegen ihrer Geiſtesſchwäche und eben daher größern Portion von Eigenliebe gar keine antikritiſche Belehrung Statt. Sie hat immer noch etwas weit Armſeligeres zurückzupiepen, gerade wie Bigotterie und Aberglaube, wenn man ihnen Vernunft predigen will. O Gimpelei, Gimpelei! Ich bitte dich, recenſire mich nie. Thut Ihr es lieber mit vereinten Kräften, Chicane und Überweisheit!

Meine Bitte wird aber wohl nichts fruchten. Die Chicane weiß es zwar wohl, was ſie iſt; aber nicht ſo die Überweisheit und die Gimpelei. Denn dieſe halten ſich für die Göttinn der Kritik ſelbſt. Und wenn ich gegen ſie ungeduldig werde, ſo heißt es: „Herr Bürger kann die Kritik nicht vertragen;„ wenn Herr Bürger gleich nur den Unfug ihrer Currende-Knaben nicht vertragen kann. Sie werden alſo wohl alle drei gegen mich aufſtehen. Um mir nun nicht meine Freude an der Zufriedenheit anderer unſchuldigen und unbefangenen Leſer gar zu ſehr verkümmern, um mir nicht Dinge vordociren zu laſſen, die ich längſt beſſer gewußt, reiflich erwogen, und für unzulänglich befunden hatte, mir aus Schwierigkeiten heraus zu helfen, um ihnen den Stoff, zu necken, zu klügeln und zu piepen ſo viel,

als möglich, zu benehmen, um ihnen ihr Geſchäft etwas ſchwerer zu machen, als ſie es ſich ſelbſt zu machen gewohnt ſind, darum entſchloß ich mich zu dieſer Selbſt-Kritik und Rechenſchaft über mein Verfahren. So weit und nicht weiter reicht meine eigennützige Abſicht. Verdient ſie gleich kein Lob, ſo verdient ſie doch auch keinen Tadel.

Weit ſtärker aber reitzte mich doch noch eine andere, die auf Dank Anſpruch machen darf, wenn gleich meine Kräfte nicht hinlänglich ſeyn ſollten, ſie zu erreichen. Ich wünſche, einen nützlichen und wichtigen Zweig der poetiſchen Kritik ausführlicher zu bearbeiten, als in irgend einer unſerer kritiſchen Zeit- und Lehrſchriften bisher geſchehen iſt, nähmlich die Kritik des Kleinen und Einzelnen in Anſehung der Diction, des Verſes und des Reimes zum Behuf einer künftigen Deutſchen poetiſchen Grammatik, die noch nirgends in gehöriger Vollſtändigkeit vorhanden iſt. Woher mag wohl der faſt allgemeine und überwiegende Hang der Philoſophen und Kunſtrichter rühren, nur immer über den äſthetiſchen Stoff, z. B. des Schönen, des Erhabenen, des Naiven, des Rührenden, des Lächerlichen, u. ſ. w. zu vernünfteln? Wenn darüber ſcharfſinnig, beſtimmt und deutlich philoſophirt wird, ſo hat das freilich als Geiſtes-Motion ſeinen guten Nutzen; allein für die Kunſt und deren Ausübung wird wenig oder nichts dadurch gewonnen. Denn alle

jene Gefühle können dem Künſtler und Kunſtbeurtheiler durch keine Dogmatik eingeflößt, ja, es können auch nicht einmahl die ſchon vorhandenen dadurch ausgebildet werden. Doch, dem ſey, wie ihm wolle. Warum wird denn dabei die Lehre von der Form, wobei eigentlich und vornähmlich ein Lernen Statt findet, ſo ſehr vernachläſſigt? Gibt etwa die Behandlung der erſten Gegenſtände ein vornehmeres Anſehen? Oder geſchieht es deßwegen, weil es leichter und bequemer iſt, zu neun und neunzig phantaſtiſchen Abhandlungen z. B. über das Schöne, das Erhabene, u. ſ. w. die hundertſte zuſammen zu phantaſiren, und ſich dadurch das Anſehen eines tiefſinnigen Forſchers zu erwerben, — als den Jünger der Muſen durch das große und mannigfaltige Wort- und Sylbengebieth durchzuführen, und ihm die Kunſt des vollkommenen poetiſchen Ausdrucks in hundert bis auf das Kleinſte und Feinſte zergliederten Beiſpielen beizubringen, dafür aber vielleicht zum Dank ein Sylbenſtecher zu heißen? Ich verkündige aber allen denen, die es noch nicht wiſſen, hiermit ein großes und wahres Wort: Ohne dieſe Sylbenſtecherei darf kein äſthetiſches Werk auf Leben und Unſterblichkeit rechnen!

Wer die Lehre von dieſer Sylbenſtecherei gründlich und vollſtändig aufſtellt, der leiſtet den ſchönen Redekünſten gewiß weit mehr Nutzen, als alle jene vornehmen Herren mit ihrer vornehmen Philoſophie, die ſo häufig nur durch die

hohen und luftigen Regionen der Allgemeinheit hinſchwebt, und ſich ſelten, vermuthlich, um die Unbrauchbarkeit ihrer Theoreme nicht zu verrathen, zur Anwendung auf das Beſondere und Einzelne herabläßt. Noch überwiegender wird der Nutzen der Sylbenſtecherei ſeyn, wenn die vornehmen Herren, anſtatt aus beſtimmten Begriffen und Gedanken etwas Feſtes und Haltbares aufzubauen, nur vermittelſt tönender Wörter und Redensarten, die das Ohr, nicht aber den Verſtand füllen, der Phantaſie ein geſtaltloſes durch einander fließendes blaues Dunſtwerk vorgaukeln, das, wenn man auch mehr, als drei Mahl darnach ausgreift, dennoch die Hand leer läßt,

Par levibus ventis, volucrique simillima somno.

In keinem einzigen Zweige der Literatur iſt dieß ſo häufig der Fall, als in dem äſthetiſchen, und längſt iſt mir daher dieſe phantaſtiſche Philoſophie, worin das Verſtändliche ſelten neu, und das Neue ſelten verſtändlich iſt, zum wahren Ekel geworden. — Doch, es iſt Zeit, daß ich mich zu meinem Geſchäfte wende.

*

Die Nachtfeier der Venus iſt mein erſtes Gedicht; das erſte nähmlich von denjenigen, die durch den Druck bekannt geworden ſind. Ich habe zwar ſchon weit früher Lieder gedichtet, allein niemahls eins für werth achten können, dem

Publicum vorgezeigt zu werden. Keins meiner Gedichte hat von ſeinem erſten Entſtehen an, bis zu ſeiner nunmehrigen Vollendung, ſo große und mannigfaltige Veränderungen erlitten, als dieſes, obgleich das bekannte dem Catull zugeſchriebene Römiſche Original demſelben zum Grunde liegt, deſſen wüſtes, verworrenes, dunkeles, chaotiſches Weſen jedoch jeden Bearbeiter zu einer neuen Geſtaltung auffordert. Die erſte rohe Geſtalt, in welcher es aus meinen Händen hervorging, hat mit der gegenwärtigen, ſo wie mit dem Originale, kaum etwas mehr, als die Überſchrift gemein. Jene verwandelte ſich indeſſen ſchon vor dem erſten Abdrucke ſo weit in eine beſſere, daß Ramler, welchem mein Freund Boie dieſes Gedicht in Abſchrift mitgetheilt hatte, es der Mühe werth halten konnte, dieſelbe weiter zur Schönheit auszubilden. Mit den Ramleriſchen Umbildungen erſchien die Nachtfeier, ich weiß nicht wie, zuerſt im Deutſchen Mercur vom Jahre 1773, und kurz darauf, wenn nicht mit allen, dennoch den meiſten Ramleriſchen Leſearten im Göttingiſchen Muſen-Almanache für das Jahr 1774, den Boie damahls beſorgte. Zum dritten Mahle ließ ſie Ramler in ſeiner Lyriſchen Blumenleſe vom Jahre 1774, und wenn ich nicht irre, mit noch einigen neuen kleinen Umänderungen abdrucken. Ich ſtand damahls noch in denjenigen Lehrlingsjahren, in welchen man die ältern, allge-

mein anerkannten Meiſter der Kunſt, wie Ramler war, nicht bloß für das, was ſie ſind, nähmlich für menſchliche, mithin dem Irrthume unterworfene, und allenfalls noch wohl zu übertreffende Meiſter, ſondern für allwiſſende und unfehlbare Götter zu halten geneigt iſt. Nicht nur ihre neuen Vorſchläge ſcheinen uns dann über jede Einwendung erhaben zu ſeyn, ſondern wir vergeſſen ſogar die triftigſten Bedenklichkeiten gegen unſer eigenes Machwerk, wenn ihr Urtheil es auch nur ſtillſchweigend gut geheißen hat. Man wird ſich daher nicht wundern, wenn ich ſo wohl damahls, als noch mehrere Jahre nachher, die Ramleriſchen Umänderungen für das reinſte, gediegenſte, auf keine Weiſe mehr goldener zu machende Gold hielt, beſonders, da ſie meine eigenen erſten Leſearten in der That ſo weit übertrafen, daß ich einige derſelben noch in dieſer neueſten Umbildung dankbar mit benutzt habe. Dieſe heilige Ehrfurcht, die, wie mir däucht, dem jüngern, wenn gleich mit Genie begabten, doch gemeiniglich noch ſehr urtheilsloſen Künſtler, gegen den verdienſtvollen ältern, weder übel anſteht, noch übel bekommt, hielt bei mir, als ich 1778 die erſte Sammlung meiner Gedichte herausgab, faſt gänzlich, und bei der zweiten Ausgabe im Jahre 1789 größten Theils noch an. Wenn ich aber nunmehr, und bei Anlegung der letzten Hand, die doch wohl endlich den ihr von Natur und Schick-

ſal beſtimmten höchſten Grad der Geübtheit und Fertigkeit erlangt haben muß, einen Grad, der wohl wieder abnehmen, aber nicht mehr wachſen wird, wenn ich nunmehr der näher erkannten Kunſt und ihren Geſetzen mehr Ehrfurcht ſchuldig zu ſeyn glaube, als auch den größten Meiſtern, ſo kann es Niemand, und am allerwenigſten Ramler übel finden, wenn ich mir etwas gegen ihn erlaube, welches er ſich ſelbſt von je her gegen alle Dichter ohne Bedenken erlaubt hat. Er veränderte viele urſprüngliche Leſearten der Dichter, ein Unternehmen, das eben ſo oft vertheidigt, als gemißbilligt worden iſt, und daher wohl eben ſo viel für, als wider ſich haben mag; er veränderte ſie, weil er ſie zu verbeſſern glaubte. Ich aber verändere wieder die Ramleriſchen Verbeſſerungen, weil ich aus Gründen darthun zu können glaube, daß dieſe Verbeſſerungen noch nicht die beſten waren.

Je mehr der Köhlerglaube meiner Jugend abnahm, deſto raſcher, wenn mich nicht meine ganze äſthetiſche Urtheilskraft triegt, erhob ſich mein Gedicht zu höhern Stufen der Vollendung. Schon auf ſeiner niedrigern hatte man es mehrmahls für ein Muſter der Verskunſt und des Deutſchen Wohlklanges ausgegeben; und ſelbſt Diejenigen, die den Werth meiner meiſten übrigen Gedichte tief genug herab zu ſetzen ſtrebten, glaubten doch, von dieſem mit Ach-

tung reden zu müſſen. Dieſe Umſtände, und das vorzügliche Gelingen einiger Stellen, ein Gelingen, welches mein Urtheil zu jeder Zeit und in jeder Stimmung befriedigte, erregten in mir einen kühnen und anmaßenden Gedanken, der, wenn ich ihn geſtehe, mir vor dem Stuhle der Kritik einen harten Stand machen wird. Dennoch ſoll mich das nicht abhalten, ihn offenherzig zu geſtehen, weil ich überzeugt bin, daß die Nachtfeier nicht das geworden wäre, was ſie nun iſt, wenn er mich nicht begeiſtert hätte. Ich dachte, wenn das ganze Gedicht durchaus ſo vollendet wäre, als anfänglich in einigen Stellen, ſo könnte es wohl für die Deutſche Vers- und Reimkunſt, in Rückſicht auf eine, dem innern poetiſchen Geiſte unabbrüchige, ſtrenge proſodiſche Richtigkeit, auf Euphonie und Harmonie, eben das ſeyn, was der berühmte Kanon des Polyklet für die Bildnerei geweſen ſeyn ſoll. Ich war kühn genug, zu glauben, daß der unaufhörliche Wechſel einer lebendigen Sprache, wie die Deutſche iſt, ſo wenig im Stande ſeyn würde, an dem Werthe dieſes Gedichtes in geraumer Zeit etwas zu vermindern, daß vielmehr dasſelbe, ſo weit es nähmlich in Deutſche Diction und Vers-Mechanik vermittelſt ewig ſchöner Gedanken und Bilder hinein griffe, vermögend ſeyn müßte, die Sprache auf dieſem gegenwärtigen Punete mehrere Jahrhunderte hindurch feſt zu halten, und allem Wechſel derſel-

ben Schranken zu ſetzen *). Nicht etwa Ausſicht auf eine Lob- und Ehrenmuſik mit Trompeten und Pauken und ein

*) Da wegen dieſes Wechſels die neuern Dichter ungleich ſchlimmer daran ſind, als die alten Griechiſchen und Römiſchen Claſſiker, indem die Kränze jener noch von einer Verwelklichkeit bedrohet werden, welche dieſe dadurch glücklich überſtanden haben, daß die Geſtalt ihrer todten und gleichſam einbalſamirten Sprachen auf immer dauernd geworden iſt, ſo ſollten jene ſich um ſo mehr beſtreben, zur Darſtellung der vollkommenſten äſthetiſchen Ideen das Richtigſte, Reinſte, Edelſte und Wohlklingendſte, was zu ihrer Zeit nur immer in der ganzen Sprache ſich findet, auszuwählen, damit durch die innigſte Verbindung des Stoffes mit der Form Eins in dem Andern ſeine deſto längere Erhaltung fände. Der Wein müßte verderben, ſo bald er in ein anderes Gefäß gegoſſen, und das Gefäß müßte zerſpringen, ſo bald es ſeines Inhalts beraubt würde. Wenn in dieſem Stücke geleiſtet wird, was möglich iſt, ſo können die Dichterwerke einer lebendigen Sprache auf ſehr lange Zeiten hinaus das ihnen drohende Schickſal abwenden. — Daß die Werke eines Opitz, (laßt uns ehrlich bekennen, was wahr iſt!) und anderer frühern Dichtergenies nicht füglich mehr genoſſen werden können, das rührt weniger von dem Sprachwechſel her, als davon, daß ſie ſo wohl in Anſehung des Stoffes, als der Form, bei weiten nicht Alles thaten, was ſie auch ſchon zu ihrer Zeit, und nach der damahligen Beſchaffenheit der Sprache hätten leiſten ſollen und können. Dieß mag denen, welche das Lob eines ſolchen alten Herren, ohne ihn näher zu kennen, wie die Wilden ihre Tobakspfeife, von Mund zu Mund umher gehen zu laſſen gewohnt ſind, ein unverſchämtes Paradoxon ſcheinen; allein ich getraue mir, es mit hundert Stel-

dreimahliges Lebehoch der Recenſenten, ſondern der Wunſch, mir ſelbſt und andern Freunden des Richtigen und Schönen

len aus Opitz'en zu erweiſen. Ich bin verſichert, daß Trotz allem künftigen Wechſel der Sprache die vortrefflichen und vollendeten Dichterwerke unſerer Zeit nicht in einem ſo kurzen Zeitraume ungenießbar werden können, als es die Opitziſchen geworden ſind. Vollkommene Gedanken und Bilder reiſſen auch den Sprachausdruck, ohne welchen ſie nicht beſtehen können, wenn nicht in die Ewigkeit, jedoch durch lange Jahrhunderte mit ſich fort.

Noch Eins will ich den Auserwählten Apollon's wohlmeinend rathen: daß ſie auch ihre ſchönſten, reichſten und erhabenſten Ideen zwar in eine richtige, reine, edle und wohlklingende, aber doch dabei ſo viel, als möglich, allgemeine, gangbare, mehr lebendige Mund- als conventionelle Bücherſprache kleiden; in eine Sprache, die am wenigſten rauſcht, prunkt, ſchimmert und auffällt. Ich habe dieß, leider! nicht immer gethan und auch nicht thun können, weil Vers und Reim bisweilen nicht zulaſſen, was man wohl hätte leiſten mögen. Dafür haben mir aber auch die nachahmenden Lyrumlarumleyermätze von je her ſehr übele Dienſte erwieſen. Denn dieſe greifen nach nichts eher, als nach dem Auffallenden der äußern Schale, um den Kern ewig unbekümmert. — Wenn man das, was ich hier rathe, ſo viel, als möglich, leiſtet, ſo wird ein ſolches Gedicht zwar nicht ſo hoch und laut bejubelt werden, weil es Trotz ſeiner materiellen Vortrefflichkeit, ähnlich einer Iphigenia von Göthe, in ſeiner Form ſo ſchlicht und anſpruchlos iſt; allein es wird dem heimlich reichen Manne im einfachen Kleide gleichen, vor welchem zwar nicht ſo viele Hüthe gezogen werden, als vor dem Prahler, welcher aber auch eben daher weit minder der Gefahr ausgeſetzt iſt, ſo leicht beſtohlen, ſo häufig be-

einen reinern und ungestörtern Kunstgenuß zu verschaffen, besonders aber, um jüngern Künstlern gleichsam eine Stimmflöte, von nicht zu kleinem und auch nicht zu großem Umfange, in die Hände zu geben, wonach sie ihre oft so unreinen Instrumente stimmen könnten, reitzten mich mit jedem Tage mehr, jenen Gedanken, wenn irgend möglich, zu realisiren.

Ein solcher Kanon, wenn er überhaupt möglich ist, kann, wie man leicht sieht, nur die tadellose Richtigkeit und Schönheit der Form betreffen. Ein Kanon für den Stoff würde ein thörichter Einfall seyn. Das Gebieth der ästhetischen Ideen ist unendlich und unübersehbar. Wenn der Dichter auch mit noch so herrlicher Beute aus demselben zurück kehrt, wer kann jemahls sagen, daß er nicht eine noch herrlichere hätte mitbringen können? Das Gebieth der Formen aber ist schon mehr begrenzt, und kann, ungeachtet seiner Größe und Mannigfaltigkeit, doch eher durchwandert und übersehen werden. Es erstreckt sich nicht weiter, als der Umfang der Sprache, die Bildbarkeit des Verses, und die Möglichkeit des Reimes, vermittelst welcher man poe-

---

schmarotzt, und um Geldleihen von Solchen angegangen zu werden, die dergleichen nicht anzulegen verstehen. Mochte dieß doch der Fall mit meiner Nachtfeier seyn!

tiſch darſtellt. Das iſt nun zwar immer noch bis zum Schwindeln groß und weitläuftig; allein hier iſt es doch, wenn es gleich nicht immer geſchieht, dem rüſtigen und unverdroſſenen Meiſter der Kunſt möglich, an ein Ziel der Vollkommenheit zu gelangen, wo endlich aller Tadel, der weiſe ſo wohl, als der überweiſe, der ehrliche, wie der chicanirende, von Rechts wegen ſchweigen muß. Im Gebiethe der äſthetiſchen Ideen aber läßt ſich in keinem einzigen Falle behaupten, daß Jemand das Ziel der höchſt möglichen Vollkommenheit erreicht habe; denn es liegt überall im Dunkeln. Mit andern und eigentlichen Worten. Man kann nie behaupten, daß anſtatt irgend einer wo aufgeſtellten äſthetiſchen Idee nicht eine noch ſchönere, reichhaltigere, vollkommnere ſtehen könne, wohl aber in den meiſten Fällen, daß dieſe Idee, die nun einmahl daſteht, nicht grammatiſch und proſodiſch richtiger, nicht euphoniſcher und harmoniſcher, mit Einem Worte, nicht vollkommener ausgedrückt werden könne.

Daß die Nachtfeier der Venus dieſes durchgehends ſo weit leiſte, als Deutſche Sprach- Vers- und Reimkunſt es nur irgend geſtatten, das wage ich zwar nicht zu behaupten; denn wie oft iſt man blind, wenn man noch ſo hell zu ſehen glaubt? Allein ſo viel getraue ich mir zu ſagen, daß die Nachtfeier in dieſer Rückſicht vielleicht nur von we-

nigen Deutſchen Gedichten dieſes Umfanges erreicht, von keinem einzigen aber übertroffen werde. Wem dieſe Behauptung unverſchämt vorkommt, wer mich recht herzlich gern deßwegen züchtigen und demüthigen möchte, der trete auf, und nenne mir ſein, oder eines andern Deutſchen Dichters Gedicht, welches die Nachtfeier in den oben erwähnten Eigenſchaften übertreffen ſoll! Vielleicht darf ich ſogar noch dieß hinzufügen, daß ſie, ſo lange unſere Sprache diejenige bleibt, die ſie jetzt iſt, auch nicht übertroffen werden könne, und daß damit der alle Ohren entzückenden Italieniſchen Sonorität vor der Hand nicht näher zu kommen ſey. Ich hoffe, jeder Vers wird die ſtrengſte Prüfung der poetiſchen Grammatik aushalten, ohne gleichwohl in Anſehung des lebendigen poetiſchen Geiſtes, der den todten Buchſtaben beleben muß, gerechten Vorwürfen ausgeſetzt zu ſeyn. Daß aber das Gute hier und da nicht noch beſſer ſeyn könne, wie dürfte ich das zu behaupten mir anmaßen? Denn abſolut vollendete Werke irgend einer Art hervor zu bringen, iſt einem endlichen Weſen nirgends verliehen, und der, welcher ſie verlanget, weiß, auf das gelindeſte geſprochen, ſelbſt nicht, was er will. Auch ſo, wie das Werk nunmehr beſchaffen iſt, darf ich es wohl in dem Tempel der Deutſchen Muſen aufſtellen, ohne mich und das Vaterland zu entehren. Nun zur nähern Rechenſchaft über die neueſten Veränderungen.

*

Der Kehrreim *) hat mir, ohne die mindeſte Übertreibung geſprochen, mehr Mühe, als das ganze Gedicht gekoſtet; und dennoch darf ich es nicht wagen, ſelbſt vor eine gerechte und weiſe Kritik ohne Beſorgniß damit zu treten. Von der Krittelei kann gar die Rede nicht ſeyn; denn vor dieſer iſt der göttlichſte Geſang Apollon's ſelbſt nicht ſicher. Eins aber tröſtet mich doch hierbei, nähmlich dieß, daß ich unverzagt alle Deutſchen Dichter, Kunſtrichter und Krittler auffordern kann, mir mit Rückſicht auf das Lateiniſche Original einen Kehrreim zur Nachtfeier auszuſinnen, der über alle, auch gründliche Kritik erhaben wäre.

*) Refrain. Gefällt dieſe Verdeutſchung nicht, ſo ſind hier noch einige andere: Kehrſatz, Kehrum, Wiederreim, Wiederſatz, Wendereim, Wendeſatz. Wenn leichte Verſtändlichkeit, auch ohne hinzu gefügte Erklärung, ein Hauptverdienſt eines neu geprägten Wortes iſt, ſo dürfte das oben gewählte den Vorzug haben, wiewohl man einwenden kann, daß ein Refrain, wie hier, auch aus mehrern Verſen und Reimen, daß er aus einem oder mehrern reimloſen Verſen, ja, ſogar aus ſchlichter Proſe beſtehen könne; ferner, daß der Kehrreim ſo leicht an die gemeine Sprechart erinnere, welche ein ganzes Gedicht oft einen Reim nennt. Sollten die letzten Gründe jenen erſten überwiegen, ſo könnten wohl die mit Satz zuſammen gefügten Wörter, z. B. Kehrſatz, ja, wer weiß, ob nicht gar der Kehrum, nach der Analogie von Kehraus, den Vorzug haben. Die Puriſten mögen nun wählen.

Damit ſich Niemand bemühe, mir die Eigenſchaften vorzudociren, die eine Deutſche Nachbildung der unnachahmlichen Lateiniſchen Verſe:

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet,

beſitzen müßte, wenn ſie vollkommen ſeyn ſollte, ſo will ich ſie ſelbſt angeben. Es wird erfordert:

1. Die einfachſte, ſchlichteſte, nackteſte Darſtellung dieſer vier, oder nur drei Haupt-Ideen, (denn die vierte iſt nur eine Wiederhohlung der erſten,) in den eigentlichſten Ausdrücken, ohne allen poetiſchen Blumen- und Farbenſchmuck.

2. Das ungezwungene, leichte, und daher ſo äußerſt gefällige Spiel der wechſelnden Gedanken- und Wortſtellung in Satz und Gegenſatz des Originals. Der Anfang des erſten Verſes iſt Beſchluß des zweiten, und der Beſchluß des erſten iſt Anfang des zweiten mit einerlei Gedanken und Wörtern. Dieſe Stellung iſt höchſt charakteriſtiſch, und daher eine Eigenſchaft, die, wenn mich mein äſthetiſches Urtheil nicht gänzlich triegt, faſt noch wichtiger iſt, als die erſte. Eine Verdeutſchung, die von dieſem antithetiſchen Wechſelſpiele gar nichts ausdrückt, mag zwar andere Verdienſte haben, aber ein Surrogat im Haupt-Charakter des

Originals kann ſie nimmermehr ſeyn. Das Daſeyn dieſer beiden Eigenſchaften darf gleichwohl

3. Weder an der grammatiſchen Richtigkeit und logiſchen Klarheit, noch an der poetiſchen Würde, Eleganz und Kraft des Ausdrucks etwas vermiſſen laſſen.

4. Die Wortſtellung muß natürlich, zwangfrei, und wenigſtens nach poetiſchem Sprachgebrauche längſt hergebracht;

5. Die Verſe müſſen vollkommen proſodiſch richtig und fließend, die Reime rein, ungeſucht und tonwechſelnd, beide aber möglichſt wohlklingend ſeyn.

Dieſer Maßſtab iſt, wie ich mir ſchmeichele, richtig und vollſtändig; gleichwohl hat mir ſeine Verfertigung nicht zwei Minuten Zeit und Kopfbrechen gekoſtet. Seht, wohlweiſe Herren, ſo unausſprechlich leicht iſt es, idealiſche Maßſtäbe zu ſchnitzeln, mit dieſen die Muſenberge zu durchwandern, und dort Alles, — aber nur, leider! auch ſich ſelbſt — tief unter den Anſprüchen ſeiner vermeinten Hoheit zu finden. Verſucht es nun, wohlweiſe Herren, zwei Jahre lang, nur vier kurze Zeilen vollkommen nach dieſem Maßſtabe zu verfertigen.

Man wird bald finden, daß von dieſen Forderungen in der Ausfährung Theils ſchlechterdings, Theils bedingungsweiſe etwas nachgelaſſen werden müſſe. So miſchen ſich in Anſehung der erſten Eigenſchaft bei der Deutſchen

Nachbildung unumgänglich nothwendige Umſtände mit in's Spiel, die ſchlechterdings einen Nachlaß erfordern. Dieſe Umſtände ſind, daß im Deutſchen gerade noch ein Mahl ſo viele Verſe und Versfüße, als im Lateiniſchen, und was das Ärgſte iſt, Verſe mit Reimen ausgefüllt werden müſſen. Den Beweis dieſer Unumgänglichkeit wird mir ein für die Schönheiten des Rhythmus und der Harmonie gebildetes, oder auch nur empfängliches Ohr ungebethen erlaſſen.

Jene gedoppelte Anzahl von Verſen und Versfüßen gehörig auszufüllen, ſind die ganz nackten Hauptvorſtellungen des Originals auf keine Weiſe hinreichend; und in gereimte Verſe fügt ſich ihre Nacktheit noch weniger. Es bleibt alſo dem Verdeutſcher nichts übrig, als ihnen durch irgend eine Art von Einkleidung ſo wohl die erforderliche Fülle, als Geſchmeidigkeit zu geben; und es wird nur darauf noch ankommen, daß dieſe Einkleidung ſo wenig geſucht, ſo wenig rauſchend und ſchimmernd, kurz, ſo prunk- und anſpruchlos, als der Körper ſelbſt ſey. Mit andern und eigentlichen Worten. Das herbei zu hohlende Zufällige muß dem Weſentlichen ſo nahe verwandt ſeyn, als möglich; ſo daß Einem gar die Frage nicht einfällt: Was willſt denn du hier?

Von den übrigen Forderungen wird wenigſtens bedingungsweiſe etwas nachgelaſſen werden müſſen. Die Hauptbedingung iſt hier: Wenn man das Eine will, ſo muß man

von dem Andern etwas fahren laſſen. Will man alſo das antithetiſche Wechſelſpiel in Gedanken- und Wortſtellung dem Originale ſo nahe gebracht ſehen, daß in dieſer Rückſicht faſt nichts zu wünſchen übrig bleibt, ſo wird man auf Eins und das Andere von den übrigen Forderungen, z. B. auf Tonwechſel, auf höhere Sonorität der Reime, u. ſ. w. Verzicht thun, will man aber von den obigen drei letzten Nummern durchaus nichts aufgeben, ſo wird man von der Eigenſchaft unter Nummer zwei wenigſtens die Hälfte, ja, vielleicht noch mehr ſchwinden laſſen müſſen. Denn ſo wenig die Sprache mit ihren Wörtern und Wortformen, als der Eigenſinn des Verſes und beſonders des Reimes werden Alles in höchſter Vollkommenheit mit einander vereinigen laſſen. Da indeſſen die zweite Forderung hauptſächlich den Geiſt, die drei übrigen aber mehr den Buchſtaben betreffen, ſo dächte ich könnte es nicht zweifelhaft ſeyn, was man lieber wollen ſollte. Nun zur Prüfung der Leſearten nach den obigen Geſetzen.

Die Leſeart der erſten Ausgabe meiner Gedichte lautete alſo:

Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!

Die originelle Nacktheit der Ideen war hierin ziemlich erreicht. Denn das Bißchen Einkleidung in Liebe ſchon gekannt, und Liebe nie empfand, anſtatt ſchon liebte, und nie liebte, will in der That wenig ſagen. Nur wäre zu wünſchen geweſen, daß, da es doch nun einmahl ſchon Einkleidung war, und ſeyn mußte, der Stoff dazu, ſeiner Simplicität unbeſchadet, etwas ausgeſuchter geweſen wäre. Denn Liebe ſchon kennen, und Liebe nie empfunden haben, ſind doch gar zu gemeine, in allen Romanen und Liebesbriefen zu oft vorkommende Redensarten, deren matte Armſeligkeit um ſo mehr auffällt, da ſie hier etwas vorſtellen zu wollen ſcheinen. Ich mag indeſſen bei dieſer Bemerkung Recht oder Unrecht haben, welches ich gern dahin geſtellt ſeyn laſſe, ſo iſt und bleibt doch ſo viel gewiß, daß in dieſer Nachbildung auch nicht ein Schatten von jenem antithetiſchen Wort- und Gedankenwechſel des Originals vorkommt. Das Ohr, welches einen ungezwungenen und gefälligen Tonwechſel verlanget, wird durch den Gleichklang der beiden Hälften des erſten und dritten Verſes, die ſich mit Liebe endigen, durch den ſo genannten reichen, (eigentlich armſeligen) Reim in Liebe auf Liebe, und endlich durch den verkürzten Rhythmus in der zweiten und vierten Zeile, der gegen das Ganze ſehr übel abſticht, merklich beleidigt.

Das rhythmiſche Ohr Ramler's fühlte den letzten Übelſtand, ſo wie auch ich ihn längſt gefühlt, und nur wegen mangelnder Gedankenfülle des Originals, dem ich möglichſt getreu ſeyn wollte, für unvermeidlich gehalten hatte. Er ſtellte daher in der zweiten und vierten Zeile den gehörigen Rhythmus wieder her, und las nun folgender Maßen:

Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe nie gekannt!
Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe ſchon empfand!

Durch die Herſtellung des vollen, vorher zu kurz abgebrochenen Rhythmus ſchien zwar das eben hierdurch noch matter gewordene ſchon gekannt und nie empfand, welches der im vorhergehenden Verſe ſchon angefangene Satz, wie die Schlange den halb abgeſchlagenen Schwanz, nachſchleppte, etwas gehoben zu werden; allein alle übrigen, meiner erſten Leſeart zur Laſt fallenden Mängel blieben nicht nur, ſondern wurden ſogar noch durch das nunmehr in vier kurzen Verſen ſechs Mahl tönende Liebe und durch das viermahlige morgen vermehrt. Auch geht durch die Wiederhohlung des Aufrufes: Morgen liebe, morgen liebe, die Ruhe, oder doch gemäßigte Lebhaftigkeit, die den

Kehrreim billig charakteriſiren ſollte, in eine ungehörige Unruhe, ja, in eine faſt ungeſtüme Heftigkeit über.

Da mir die nackte Einfalt des Originals und ſein antithetiſches Spiel gar ſehr, und vielleicht zu ſehr auf Koſten der übrigen Eigenſchaften, am Herzen lagen, ſo glaubte ich, in der zweiten Auflage meiner Gedichte die vorigen Leſearten folgender Geſtalt verbeſſert zu haben:

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längſt und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Dieſe Umbildung hatte zwar das Verdienſt, daß die Hauptgedanken des Originales ganz einfach mit ihren eigentlichſten Worten ausgedrückt, und mit der geſuchten Wechſelſtellung in einen Gegenſatz gebracht waren. Morgen liebe, was nimmer geliebt hat! Was immer geliebt hat, liebe morgen! Das Vergnügen über die ſo nahe Erreichung dieſer beiden erſten Haupteigenſchaften verblendete mich eine Zeit lang gegen die ſehr grobe Vernachläſſigung faſt aller übrigen. Welche abſcheulichen Mißklänge in den pleonaſtiſchen und tautologiſchen Flickwörtern auch, noch, längſt und immer, in der ſo nahe auf einander folgenden Ausdehnung und Zuſammenziehung der Formen

geliebet und geliebt, deren erſte den Ausdruck in den meiſten Fällen ſchlaff macht, ferner in der unnatürlichen Wortfolge des zweiten und dritten Verſes, und endlich in dem reichen Reime vor auf vor!

Dieſe jedem auch nur wenig geübten Ohre ſo ſehr auffallenden Gebrechen verurſachten denn nun auch, daß dieſe Umänderung faſt nirgends Beifall fand. Die Meiſten zogen dagegen die Ramleriſche, obgleich keinesweges über ihren gegründeten Tadel erhabene Leſeart vor. Ein Beurtheiler wünſchte ſogar meine erſte Leſeart zurück. Dieſem ſchien es aber ganz an einem rhythmiſchen Ohre zu mangeln.

Nach mehrern Verſuchen der Umſchmelzung, deren keiner mich auch nur einiger Maßen befriedigen wollte, kam endlich die wirklich erwählte Geſtalt zu Stande, und ich hielt ſie ſogleich, vermittelſt des erſten ſchnell vorahndenden Kunſtgefühls, nicht nur für die beſte von allen, welche das Reich der Möglichkeit darbiethen möchte, ſondern auch für diejenige, gegen welche Niemand noch etwas einwenden würde. Das Erſte hat nachher auch, wie ich glaube, bei jedem neuen Verſuche die Erfahrung beſtätigt; allein in Anſehung des Letzten ſah ich mich bald gar ſchmählich betrogen. So ſchwer hält es oft, den Menſchen auch nur eine Kleinigkeit recht zu machen, beſonders, wenn man ſie ſelbſt auf

den kritiſchen Stuhl hinnöthigt, von welchem ſie gemeiniglich nur Tadel herab ſprechen zu müſſen glauben.

Mit unbefangener Freude über meinen glücklichen Fund, nichts weniger ahndend, als bedenkliche Geſichter, ſondern vielmehr ein herzliches Bravo erwartend, ſagte ich dieſen neuen Kehrreim einigen meiner Freunde und Bekannten vor. Gemeiniglich aber war kaum der letzte Ton von meinen Lippen verklungen, ſo ründeten ſich die ihrigen, mir das letzte heut zu wiederhohlten Mahlen auf die bedenklichſte Weiſe nachzulallen. — „Nun was iſt denn da, ſprach ich dann wohl verdrießlich, zu heut, heut, heuten? Beiderlei Formen, ſo wohl heut, als heute, ſind im Hochdeutſchen gleich richtig und gleich gebräuchlich.„ — „Ja, — ja, — hieß es dann, das mag wohl wahr ſeyn, aber es klinget doch etwas hart.„ — „Und was nennt Ihr denn hart, Ihr Herren? Härte, wie man den Begriff meines Wiſſens bisher genommen hat, und nehmen muß, Härte entſteht entweder nach einem Urtheile des Verſtandes, oder des Ohres. Des Verſtandes: Wenn Ihr einen Redeſatz, oder ein Wort um modificirende und beſtimmende Wörter, Sylben und Töne betrieget, welche die Logik und um ihretwillen die Grammatik erfordert, wodurch denn ein unangenehmer Mangel entſteht, der mehr oder weniger Dunkelheit verurſacht. Nach dem Urtheile des Ohres entſteht Härte, wenn Ihr den

Wörtern ihre wahre und eigenthümliche Quantität raubt, wenn Ihr Wörter und Töne ſo wählt und zuſammen ſtellt, daß ſie ſchwer und unangenehm auszuſprechen, ſchwer und unangenehm anzuhören ſind. Welche von beiderlei Härten ſoll nun das heut an ſich tragen? Nicht die Härte des Verſtandes; denn der Begriff bleibt in beiderlei Formen, heute und heut, unverändert eben derſelbe; beiderlei Formen ſind gleich verſtändlich; beiderlei Formen ſind gleich gewöhnlich; weder Logik, noch Grammatik finden auch nur das Mindeſte zu erinnern. Hart für den Mund und für das Ohr könnt Ihr die Töne, aus welchen das heut beſteht, eben ſo wenig nennen. Denn es fällt euch nicht ein, die Wörter freut, ſtreut, ſcheut, erneut, beuth und viele andere, die ſich auf eben dieſe oder ähnliche Töne endigen, für hart zu halten.„

Wenn die Hyperkritik ſich durch Gründe in die Enge getrieben ſieht, ſo pflegt ſie dennoch lieber auch nach den ſchwächſten Vertheidigungswaffen noch zu greifen, als ihre Sache aufzugeben. So auch hier. Man berief ſich am Ende auf ſein widerſtrebendes Gefühl, und ſuchte dieß aus der ſo nahen Zuſammenſtellung beider Formen zu erklären und zu rechtfertigen. Im Grunde aber entſprang dieß Gefühl, wenn es anders wirklich vorhanden und nicht bloß aus Haberechterei vorgegeben war, im Grunde entſprang

es wohl daher, daß die Herren ſich nun einmahl an heute gewöhnt hatten, und nicht bedachten, daß wohl eben ſo viele, ja, noch mehrere Hochdeutſche ſich dagegen an heut, oder ſelbſt, wie es bei mir der Fall iſt, an beiderlei Formen gleich ſtark gewöhnt haben, und ſich ſelbiger, ſo wie ſich's in einzelnen Fällen an beſten fügt, bedienen.

Jenem angeblichen Gefühle glaubte ich anfänglich nichts weiter entgegen ſetzen zu können, als mein Gegengefühl, welches die Leſeart gut hieß; und ſo blieb die Sache vor der Hand wenigſtens unentſchieden, da mein Gefühl ſich ohne Grund nicht einer höhern Autorität anmaßen wollte. Denn ein Grund, aus dem mein Gefühl hauptſächlich entſprang, ein Grund, der mir das heut vorzüglich gefällig machte, und den ich unten anführen will, hatte ſich noch nicht logiſch bei mir entwickelt.

Man fand noch andere Gebrechen an meiner neuen Leſeart. Man fand, gegen meine eigene Theorie des Wohlklanges, einen fehlerhaften Gleichklang der hervortönenden Sylbe eut in allen vier ſo wohl weiblichen, als männlichen Reimwörtern. Man fand Bedenklichkeiten gegen den plötzlichen Wechſel der Zeitformen des Verbi freuen, — gefreut, das Präteritum, und freute, das Imperfect; und nannte dieſen Wechſel, wenn nicht ungrammatiſch, doch unſtyliſtiſch. Auch die Auslaſſung des Hülfsverbi hat, nach

gefreut, glaubte man in der Fehlerrechnung nicht ganz übergehen zu dürfen.

Dennoch, und dieſer Vorwürfe ungeachtet, hielt mein Gefühl noch immer an dieſer Leſeart, ob ich es ſchon nicht ſogleich aus klaren Gründen rechtfertigen konnte. Allein der Verdruß, daß ich mit vieler Mühe nicht einmahl vier kurze Zeilen ſollte zu Stande gebracht haben, an welchen nicht noch ſo viel und mancherlei zu benagen wäre, als man mich hier überreden wollte, verſtimmte mich ſo ſehr, daß ich die Leſeart verwarf, und ſogar den Gedanken aufgab, ſie noch je einmahl wieder zur Wahl mit aufzuſtellen. Das Gebieth der Sprache iſt groß, dachte ich, und du biſt ſeiner nicht ganz unkundig. An Gewandtheit fehlt es dir auch nicht, dich oft durch Schwierigkeiten und Krümmungen durchzuwinden, wo hindurch zu gelangen dir Anfangs unmöglich ſchien. Laſſen ſich doch oft drei bis vier der unbändigſten Reime, die alle nach den entgegen geſetzteſten Himmelsgegenden hinſtreben, ſo bezähmen und zuſammen koppeln, daß ſie den Gedanken ſo zwanglos nach einer einzigen Gegend hintragen, als wären ſie gar keines andern Weges kundig. Es muß, es muß ſich noch eine andere Leſeart finden laſſen, die nicht ſo ſehr zum Benagen einladet. So ging ich von neuen auf die Jagd aus, und brachte Dutzende von Kehrreimen zurück.

Unter dieſen zeichnete ſich einer aus, der, den gewählten abgerechnet, ſo wohl mir, als denen, die den gewählten zum Wahlkreiſe hinaus gezankt hatten, vor allen übrigen die meiſten Vorzüge, die wenigſten wirklichen, oder vermeintlichen Mängel zu haben ſchien. Er lautet folgender Maßen:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Luſt erkor!
Was der Liebe je ſich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

Ich war entſchloſſen, dieſen zu wählen, und nun nicht weiter ſo vergeblich auf neue und beſſere Leſearten zu ſinnen. Damit mir aber, wenn er gedruckt erſchiene, die Freude nicht wieder, wie an dem vorigen, verdorben würde, ſo ſchrieb ich ſogleich auf ein Blatt eine Rechtfertigung nieder, womit ich ihn vor das Publicum hinaus begleiten wollte. Es ſey mir erlaubt, dieſe wörtlich hier einzurücken.

Zuvörderſt aber fühle ich mich gedrungen, an dieſer Stelle ein Wort zu Gunſten meiner Mikrologie zu ſagen. Obgleich dieſe Blätter nur zum Unterricht und zur Unterhaltung wärmerer Freunde der poetiſchen Kunſt, beſonders junger Künſtler beſtimmt ſind, ſo könnte es doch wohl ſeyn, daß ſie hier und da auch andern Gelehrten in die Hände

fielen. Nun beſcheide ich mich ſehr gern von ſelbſt, daß für manchen von dieſen ihr Inhalt ſehr unerheblich und langweilig ſeyn müſſe. Dieß kann mir Einer ſelbſt in's Angeſicht ſagen, ohne daß ich deßwegen nur im mindeſten über ihn zürne, wenn er nur billig und beſcheiden genug iſt, ſein Urtheil, das für ihn und ſeines Gleichen allerdings gilt, nicht zur abſoluten Allgemeinheit ausdehnen zu wollen. Eine Anmaßung, die gleichwohl vielen ſonſt achtungswerthen Gelehrten zum gerechten Vorwurfe gereichet. Ich darf mir ſchmeicheln, daß es außer ihnen noch ſehr viele Leſer geben werde, denen es überaus intereſſant ſeyn muß, hier gleichſam in das Innerſte der Werkſtatt eines alten Künſtlers geführet zu werden, ihn arbeiten zu ſehen, und ihn, wenn auch hier und da ein wenig redſelig, dennoch traulich, offenherzig und bei guter Laune über ſein Kunſtverfahren ſprechen zu hören. Ob aber dergleichen Jemanden intereſſiren dürfe, ob es ihn mehr intereſſiren müſſe, der Zergliederung eines Goldkäfers, als der eines Kehrreimes beizuwohnen, darüber ließe ſich wieder viel Intereſſantes ſagen, wenn es nicht gar zu weit von der Bahn führte. Nur eine einzige Bemerkung ſey mir, weil wir doch nun einmahl jetzt nichts Wichtigeres treiben, im Vorbeigehen erlaubt. Man ruft aus den wiſſenſchaftlichen und gelehrten Feldern ſehr häufig, und, wie mir däucht, nicht ganz artig und beſcheiden, die verachten-

den Vorwürfe der Nutzloſigkeit, der bloßen Beluſtigung, u. ſ. w. in das Gebieth der äſthetiſchen Künſte, und was ihm angehörig iſt, herüber. Unter dem Nutzen, worauf man den höhern Werth der ſo genannten ernſten und nützlichen Wiſſenſchaften gründet, kann wohl nicht bloß der Umſtand gemeinet ſeyn, daß durch ſie gemeiniglich mehr, als durch manche ſchönen Künſte, z. B. die Dichtkunſt, zur Lebensnahrung und Nothdurft erworben werden könne. Denn ſonſt müßten die Künſte der Sänger und Tänzer, die ihren Beſitzern und Beſitzerinnen oft fürſtliche Reichthümer erwarben, im Werthe allen Wiſſenſchaften und Künſten voran gehen. Verſtehet man aber unter dem Nutzen etwas, was auf Wohlſeyn der Menſchen Bezug hat, ſo ſehe ich nicht ein, wie man dieſes Etwas den ſchönen Künſten abſprechen, viel weniger, wie man ihr Geſchäft bloß um deßwillen ſo tief unter das Geſchäft der ernſten Wiſſenſchaften herabwürdigen könne, weil ſie unmittelbar nach einem Ziele hinſtreben, welches die Wiſſenſchaften ebenfalls, allein mittelbar und erſt durch Umſchweife zu erreichen ſuchen. Wollte man ſich anmaßen, zu behaupten, daß die Art des Wohlſeyns, welches die ſchönen Künſte befördern, unerheblich und entbehrlich ſey, o, wie leicht ließe ſich dieſer Vorwurf gegen die ſtattlichſten Wiſſenſchaften erwiedern! Wie Vieles von dem, was im Felde der Wiſſenſchaften, von den Entdeckungen am

Ringe des Saturns an bis zu den Entdeckungen an einem Milbenfuße herab, gerade am lauteſten betrompetet wird, wie Vieles wirkt doch in der That kein anderes Wohlſeyn, als die Befriedigung der Neugierde! Man kann ſagen, ein neues ſchönes Gedicht, ob es gleich, nachdem es nun einmahl vorhanden iſt, viele Menſchen erfreut, ja, vielleicht an Geiſt und Herzen veredelt, konnte entbehret werden, ohne daß ſich die Menſchen deßwegen ſchlimmer befanden. Wie? Nicht auch die Entdeckung eines neuen Nebelſternes? Eines neuen Polypen? Eines bisher unbekannten Umſtandes in der Republik Karthago? Einer beſſern Art, Kohl und Rüben zu ziehen? — Doch, es ſoll hier nicht von Seiten der ſchönen Künſte den Wiſſenſchaften entgegen gehadert werden; ich wollte nur ahnden laſſen, daß Stoff zum Gegenhader vorhanden wäre, wenn dieſer Hader überhaupt ſich geziemte. Eben derſelbe Schöpfer, welcher die Gans erſchaffen hat, die gute und dankenswerthe Gans, die ſo wohlſchmeckende Braten, ſo große und inhaltsvolle Eier, ſo weiche und warme Federn zu Ruhebetten, ſo vielvermögende Schreibkiele liefert, eben derſelbe Schöpfer hat auch die Nachtigall erſchaffen, die von dem Allen nichts darbiethet, gleichwohl aber auf ihre Weiſe zum Wohlſeyn vieler Menſchen das Ihrige beiträgt. Wahrlich, es ziemet ſich eben ſo wenig, daß die Gans der Nachtigall ein Verachtungslied

nachgacke, als dieſer, daß ſie jener eins nachſinge. — Ein Jeder ſuche ſich in ſeiner Sphäre ſo viel Verdienſt zu erwerben, als möglich, ohne das Verdienſt des Nachbars neben ſich niederzudrücken, oder zu verhöhnen. Wenn die ſchönen Künſte auch ſonſt nichts adelte, ſo adelt ſie doch die Humanität und Liberalität, womit ſie ſo gern jedem Verdienſt auch außer ihrer Sphäre begegnen. Die edle Königinn derſelben, die Dichtkunſt, wenn ſie nicht, wie in der Fabel die honigſammelnde Biene durch den Übermuth einer Henne, aus ihrem Charakter heraus gereitzt wird, mit dem Stachel zu drohen, verherrlicht willig und unaufgefordert die Verdienſte des Helden, des Staatsmannes, des Gelehrten; wenn gleich alle drei ihrer gar wenig achten. Schon hat die Dichtkunſt einen Herſchel und ſeine Entdeckungen gefeiert, und wird ſie noch feiern; ob es gleich Herſchel'n noch nicht eingefallen iſt, und auch nie einfallen wird, einen ſeiner neu entdeckten Sterne nach einem großen Dichter zu benennen. —

Wir ſind gerecht; das ſeyd Ihr nicht!
Hoch ſteht Ihr; träumt es höher noch;
Wir ehren fremd Verdienſt!

Klopſtock.

*

Die Rechtfertigung meines neuen Kehrreimes, die ich auf die oben bemerkten fünf Grundlagen bauete, lautet folgender Maßen.

„Der Anfang: Morgen liebe, — cras amet, — fällt von ſelbſt in die Hände, und ſchließt jede Änderung oder Verbeſſerung gänzlich aus. Aber der zweite Satz, — qui nunquam amavit, — kann mit Beſtand der Regeln unter Nummer 3, 4 und 5 durchaus nicht eben ſo nackt und einfach im Deutſchen dargeſtellt werden. Er erfordert alſo eine zweckmäßige Einkleidung und Erweiterung, wodurch ihm gleichwohl von ſeiner Allgemeinheit ſo wenig, als möglich, benommen wird. Der Satz: Wer nie geliebt hat, begreift alle möglichen Fälle unter ſich, wie und warum er nicht geliebt hat. Vielleicht war er nur unbekümmert um die Liebe, nur gleichgültig gegen ſie; vielleicht aber floh, verſchwor, verabſcheuete er ſie, u. ſ. w. Vielleicht liebte er nicht, weil er keine Gelegenheit hatte, zu lieben, weil ſich ihm kein Gegenſtand darboth; vielleicht, weil er ein Vorurtheil gegen die Liebe hägte, vielleicht weil ſein Herz gar nicht für die Liebe organiſirt und geſtimmt war, u. ſ. w.

Es kommt nunmehr darauf an, eine ſolche Modification und Erweiterung des Hauptgedanken und ſeines Ausdrucks zu finden, die keinen der vorhin bemerkten und unbemerkten Fälle des Wie und Warum ausſchließt. Ge-

danke und Ausdruck: Wer, (oder vielmehr Was, um das weibliche Geſchlecht nicht auszuſchließen,) Was die Liebe nie erkor, ſcheinet dieß unter allen, der übrigen Umſtände wegen nur möglichen Modificationen am beſten zu leiſten. Es erkor die Liebe nicht, entweder, weil ſich keine Gelegenheit zur Auswahl der Liebe aus andern Gegenſtänden darboth, oder, weil es ein Vorurtheil gegen die Liebe hägte, weil es nicht für die Liebe organiſirt war, u. ſ. w.

Allein zu dieſer ganz einfachen Deutſchen Modification müſſen nun auch noch verwandte, einpaſſende Erweiterungs-Ideen herbei gezogen werden, wenn den übrigen Bedürfniſſen, ſonderlich des Verſes, des Reimes, und des antitheti-ſchen Spieles Genüge geſchehen ſoll. Nichts aber kann ſich wohl nach meinem Gefühle natürlicher, ungezwungener, und in das Ganze einpaſſender darbiethen, als das: Was bis heute. Morgen ſoll etwas geſchehen, was bisher, alſo bis heute nie geſchehen iſt. Alſo der erſte Vers: Morgen liebe, was bis heute, ſcheinet in jeder Rückſicht unverbeſſerlich zu ſeyn, beſonders, da das bis heute wegen ſeiner ſo genauen und innigen Anſchmiegung an den Hauptgedanken ein Anſehen unentbehrlicher Nothwendigkeit gewinnet, welches durch den wichtigen Dienſt, den es dem Bedürfniſſe des Reimes leiſtet, noch mehr erhöht wird.

Was für den zweiten Vers an Wort- und Gedanken-

ſtoff übrig bleibt, bedarf nun wieder einer neuen Modification und Erweiterung, und zwar aus dreierlei Urſachen. Ein Mahl iſt noch ein Versfuß auszufüllen. Zu den Worten: Nie die Liebe erkor, fehlt zwiſchen Liebe und erkor noch eine lange Sylbe, um den trochäiſchen Vers voll und richtig zu machen. Geſetzt, man könnte dieſes mit dem geringſten Aufwande durch das Wörtchen noch bewerkſtelligen, ohne daß es das Anſehen eines pleonaſtiſchen Füllſteines gewönne, und ſo leſen:

Morgen liebe, was bis heute
Nie die Liebe noch erkor!
Oder: Noch die Liebe nie erkor!

ſo ſind doch noch zwei triftige Urſachen übrig, die von dieſer Simplicität des Gedanken und des Ausdrucks abzuweichen, und ihm eine andere Modification zu geben gebiethen, wenn er auch gleich dadurch etwas mehr Fülle und Schimmer erhalten ſollte, als man ihm wohl wünſchen möchte. Ein Mahl, kann ich denn wohl, ohne der Logik einen, obwohl kleinen, dennoch aber merklichen Zwang anzuthun, ſagen: Was die Liebe nie erkor, oder erwählte? — Der Begriff des Wählens paßt ſich nur zu mehrern Dingen Einer Art. Z. B. ohne logiſchen Zwang ſage ich, ſich ein Mädchen, ſich eine Frau erwählen, weil Jedermann

weiß, daß es mehrere ihrer Art gibt. Allein die Liebe, von welcher hier die Rede iſt, bin ich geneigt, mir als etwas Einziges zu denken, das ſeines Gleichen nicht außer ſich hat. Wie kann alſo da ein Wählen Statt finden? Oder was für andere Gegenſtände ſoll ich mir neben der Liebe denken, aus denen ich ſie heraus wähle, da die Phantaſie ſchlechterdings nicht angeregt und auf etwas hingewieſen wird? — Hiernächſt, wenn ich auch nur flüchtig an die folgenden Zeilen und Reime der Stanze zum voraus denke, ſo fällt mir das Wort freute ein, welches in der Redensart, ſich der Liebe freuen, ſehr ſchicklich und ungezwungen ſich wird brauchen laſſen können. Bei fortgeſetztem und genauern Nachdenken finde ich gar, daß die ganze Sprache kein einziges ſo richtiges und einpaſſendes Reimwort darbiethet, als nur dieſes. Mit welchem andern ſollte ich den Hauptgedanken, der an dieſer Stelle ſtehen muß, ſo leicht und ungezwungen darſtellen, als durch freute in dem Verſe: Was der Liebe je ſich freute? — Wenn nun aber ferner der antithetiſche Wort- und Gedankenwechſel des Originals in einer Deutſchen vierzeiligen Stanze bewerkſtelliget werden ſoll, ſo müßten die erſte und die vierte, ſo wie die zweite und die dritte Zeile einander, ſo wohl der Materie, als der Form nach, genau correſpondiren. Dieſe Correſpondenz aber findet ſich weder den Worten, noch den Gedanken nach zwiſchen den

beiden Modificationen, Liebe erkor, und der Liebe ſich freute. — Die gedoppelte Correſpondenz, ſo wohl des Inhalts, als des Ausdrucks, auf dem betretenen Wege zu Stande zu bringen, möchte wohl nicht nur äußerſt ſchwer, ſondern ſelbſt unmöglich ſeyn. Aber der Gedanke der zweiten Zeile läßt ſich allenfalls noch ſo modificiren, daß er dem in der dritten ziemlich ähnlich wird, und hiermit wird man wegen der unüberſteiglichen Hinderniſſe, die der Kunſt in den Weg gewälzt werden, zufrieden ſeyn müſſen. Sage ich alſo:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Luſt erkor!

ſo erhalte ich in der zweiten und dritten Zeile der Stanze, wenn gleich eben keine Correſpondenz des Ausdrucks, dennoch eine ganz gute Correſpondenz des Gedanken, worüber man allenfalls die mangelnde Wort-Correſpondenz vergißt. Hiernächſt bekomme ich in dem Begriffe Luſt, der ſich bei Erwähnung der Liebe, und vollends unter den Umſtänden, unter welchen dieſer Kehrreim geſungen wird, gewiß ſehr natürlich und ungezwungen darbiethet, ein Etwas, in welches der Begriff erkor ſehr gut eingreifen kann. Denn der Luſt gibt es, wie Jedermann bald einfällt, mehrere Arten, unter welchen eine Auswahl Statt findet; und

der ehemahlige logiſche Gedankenzwang iſt, wie mir däucht, durch die Luſt hinlänglich gehoben.

Nachdem wir nun auf dieſe Weiſe, mit ziemlichem Glücke für die Schwierigkeiten der Sache, bis zur dritten Zeile gekommen ſind, ſo fällt noch glücklicher die vierte wieder von ſelbſt in die Hände. Die bei der zweiten und dritten Zeile ſo mühſelig geſuchte, und doch kaum halb erreichte Correſpondenz biethet ſich hier in der größten Vollkommenheit ihres Wechſelſpiels in morgen liebe und liebe morgen von ſelbſt dar; und da ſelbſt das Original dieß letzte Wechſelſpiel nicht zu bewerkſtelligen vermochte, ſo muß es der Überſetzung zu einer nicht unbeträchtlichen Entſchädigung für dasjenige dienen, was ſie zurück laſſen mußte. Die des Verſes und des Reimes wegen nöthige Erweiterung durch das wie zuvor ſchmiegt ſich unſtreitig dem Hauptgedanken eben ſo genau, ſo innig, ſo nothwendig ſcheinend an, als das bis heute der erſten Zeile.

Wenn ich nun noch ein Mahl die ganze Stanze:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Luſt erkor!
Was der Liebe je ſich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

vor Geiſt und Ohr vorüber wandeln laſſe, und ihre Unvoll-

kommenheiten und Vollkommenheiten, in Rücksicht auf das Original, im Ganzen gegen einander abwäge, so finde ich zwar

1. In den Neben-Ideen bis heute und wie zuvor Erweiterungen der beiden Hauptsätze des Originals,

> Cras amet, qui nunquam amavit,
> Quique amavit, cras amet!

Allein, ohne der Simplicität etwas zu benehmen, fügen sie sich so innig an den Hauptgedanken, daß sie mit ihm gleichsam von Natur zusammen gewachsen, und also nothwendig scheinen. Zu diesen Erweiterungen kann auch das je in der dritten Zeile mit gerechnet werden. Allein dieß ist die nothwendige Ergänzung einer Vorstellung, die das Original des Metrums wegen in dem Worte unquam hatte zurück lassen müssen. Ich finde

2. In den Deutschen Modificationen, der Liebe Lust erkor, und der Liebe sich freute, zwar eine gewisse Fülle und einen Schimmer, wovon das Original nichts weiß. Allein jene Fülle artet doch gewiß eben so wenig in eine überlästige Corpulenz, als der Schimmer in einen zu grellen, unangenehmen Glanz aus. Übrigens wird durch dieß Bißchen Fülle und Schimmer, so wie durch die obigen Erweiterungen, für Rhythmus, Euphonie und Harmonie, nicht

minder auch für das antithetiſche Spiel ſehr viel gewonnen.

3. Die antithetiſche Wechſelſtellung iſt zwar nicht in der gewünſchten Vollkommenheit gelungen, ſo daß die logiſche Urtheilskraft völlig damit zufrieden ſeyn könnte; allein ſie iſt doch ſo weit gelungen, daß ſich die äſthetiſche daran begnügen kann. Dagegen aber ſind

4. Alle übrigen Forderungen ſo weit erfüllt, daß die echte Kritik hoffentlich nichts mehr zu tadeln finden wird. Zwar möchte es noch ſcheinen, als ob die Wortſtellung, der Liebe Luſt, anſtatt die Luſt der Liebe, nicht natürlich genug wäre; allein wenn dieſe Stellung gleich der proſaiſchen Sprache eben nicht eigenthümlich ſeyn ſollte, ſo iſt ſie doch in der poetiſchen nicht nur ſehr gebräuchlich, ſondern auch unentbehrlich.„

*

So glaubte ich nun meinen neuen Kehrreim auf eine Weiſe verpanzert zu haben, die ihn gegen jeden Angriff ſicher ſtellen müßte. Wer hätte denken ſollen, ihn könnte noch ein einziger Streich ſo zu Boden ſtrecken, daß mir ſelbſt ſogar alle Luſt vergehen würde, ihm noch weiter beizuſpringen! Dennoch geſchah dieſes. Die Tadler des vorigen waren zwar mit dieſem, ſo wie auch mit ſeiner Rechtfertigung ziemlich zufrieden; allein ein neuer ſcharfſinniger und geſchmack-

voller Beurtheiler bemerkte Folgendes. Die Liebe, ſo wie auch die Luſt der Liebe ſind Leidenſchaften oder Affecten, mithin etwas Unwillkürliches, zu welchen ſich, Trotz der Rechtfertigung, der Begriff des Wählens in erkor nicht paßt. Ich kann freilich Eine Art der Luſt der andern bisweilen wohl vorziehen, und in ſo fern wohl ſagen, daß eine Wahl Statt finde; allein wenn ich den Begriff einer wählbaren Luſt hier unterlegen ſoll, ſo geht die ganze Delicateſſe der Vorſtellung, die hier herrſchen ſoll, verloren. — Wahrlich, man kann kaum mehr Recht haben, als in dieſem Stücke mein kritiſcher Freund. An die Luſt der Liebe ſoll man hier nicht denken, deren Genuß ich auf einen gewiſſen beſtimmten Tag aus andern Arten der Luſt, z. B. der, auszureiten, zu tanzen, Punſch zu trinken, u. ſ. w. auswählen kann. Man ſieht, daß ich den reinſten und edelſten meiner Liebesgeſänge in keinem ſeiner Theile einer ſolchen, und ſo nahe liegenden Auslegung ausſetzen konnte. Der neue Kehrreim wurde alſo unwiederruflich verworfen. Allein woher nun einen anderen nehmen? Unglücklicher Weiſe war der neue Beurtheiler auch ein Heutfeind.

Noch glaubte ich nicht an die Grenze der Möglichkeit gekommen zu ſeyn. Ich ging alſo auf das neue zur Jagd aus, und trieb endlich eine ſolche Menge von Leſearten zuſammen, daß ich ihre Anzahl anzugeben mich ſchäme. Denn

in jeder geſchäftloſen Stunde, auf jedem Spaziergange neckte mich dieſer unſelige Kehrreim. Einige dieſer Leſearten will ich jedoch am Ende ſo wohl zur Unterhaltung, als zur Belehrung noch anführen.

Lange däuchte es mir, ich könnte unmöglich eben ſo wenig die letzte Zeile der Stanze, als die erſte, wegen ihrer ſo vollkommenen Tadelloſigkeit aufgeben, und ſeufzte und ſuchte daher, wie Klopſtock nach Sponda, durch das ganze Gebieth der Sprache nach einem ſchicklichen Or-Reime. Allein mein eigener Satyr nöthigte mich endlich durch gröblichen Spott, die eben ſo unnütze, als lächerliche Jagd aufzugeben. Er rief mir, was widerſprechend ſcheinet, und doch wahr iſt, den beſten und zugleich ſchlechteſten Vers zu:

Nichts um Liebesluſt ſich ſchor.

So ſehr kann an mancher Stelle ein einziges Wörtchen den vollkommenſten Gedanken entadeln!

Von den neu zuſammen gebrachten Leſearten gefiel die eine dieſem, die andere jenem Beurtheiler. Ich ſah nunmehr offenbar, wie vergeblich es wäre, auf übereinſtimmende Zufriedenheit Anderer zu hoffen. Es war hohe Zeit, daß endlich mein eigenes Urtheil, das ſich ſo nachgebend und demüthig bisher verhalten hatte, entſchloſſen durchgriff, und ſagte: Wenn dieß gleich nicht ſo euch Allen gefällt, ſo ſollte es billig ſo euch Allen gefallen. In einer heitern unbefangenen Stunde mu-

ſterte ich noch ein Mahl alle meine Leſearten; und ſiehe! die zu voreilig um der nichtigſten Einwendungen willen verworfene behielt nach meinem Urtheile, nicht nur Treffer gegen Treffer und Fehler gegen Fehler erwogen, ſondern auch deßwegen den entſchiedenſten Vorzug, weil die übrigen alle, bei nicht größern Tugenden, mehr oder weniger wahre Fehler aufzuweiſen hatten, dieſe hingegen von allen vermeintlichen Fehlern ſich zu reinigen im Stande iſt.

Keine von allen andern ſcheint ſich ſo leicht, ſo ungezwungen, ſo natürlich, ſo einfach und doch ſo elegant von ſelbſt zu ergeben, daß man gleich geneigt iſt, zu ſagen: Ja, ſo mußte es, und anders konnte es nicht ſeyn. Allen übrigen ſieht man mehr oder weniger die Mühe des Machwerks, eine gewiſſe Operoſität an, die Einem bald den Gedanken eingibt: Es könnte doch wohl noch anders und beſſer ſeyn. Keine hat ſo wenig von weiten Hergehohltes, als dieſe; jede Modification, jede Erweiterung ſcheint mit dem bequemſten Griffe aus der nächſten Nähe hergenommen zu ſeyn. Am allerweiteſten her iſt die Modification, der Liebe ſich freuen; aber Himmel! wie nahe liegt ſie nicht dennoch jedem Vorſtellungsvermögen zur Hand! Sie iſt bei ihrer vollkommen befriedigenden Eleganz und Würde am wenigſten überfüllend und überſchimmernd. Keine von allen gefundenen Leſearten, ja, vielleicht keine von den noch wenigen

möglichen ſtellet, was in der That Hauptſache iſt, das antithetiſche Wechſelſpiel des Originales in einem ſo hohen Grade der Vollkommenheit dar, daß wenigſtens ich nicht ſehe, was noch zu wünſchen übrig bleibe. Die ihr vorgeworfenen Fehler ſind ſo wenig Fehler, daß ſie ihr vielmehr als Verdienſte angerechnet werden müſſen, weil ſie auf das zweckmäßigſte zur Vollendung jenes Wechſelſpiels dienen. Die Einwendung gegen das heut iſt, wie ich ſchon oben grammatiſch dargethan habe, die unſtatthafteſte Pieperei von der Welt. Es iſt ſogar hier nach meinem Gefühle von ſehr guter äſthetiſcher Kraft. Ein Mahl, weil es die vierte Zeile mit der erſten in die möglichſt vollkommenſte Wort- und Gedanken-Correſpondenz bringet, und in dieſer Rückſicht dem oben gerühmten wie zuvor noch ſehr weit vorzuziehen iſt; zweitens, weil dieſes männliche heut gegen das vorhergehende weibliche heute eben ſo tonſpielend iſt, als umgekehrt das weibliche freute der dritten Zeile gegen das vorhergehende männliche gefreut der zweiten. Heute gefreut! — Freute heut! — Ein artig wechſelndes Tonſpiel, völlig in dem ſpielenden Geiſte des Originales! — Eben ſo wenig, als das heut, kann auch der vorgeworfene Gleichklang in den vier Reimwörtern ein Fehler ſeyn. Ich ſchmeichele mir, daß ich mehr, als Eine Probe in meinem poetiſchen Leben abgelegt habe, die mich berechtigt, ein gül-

tiges Wort mit zu ſprechen, wenn von Wohl- oder Mißklang die Rede iſt, und ob mir gleich in dieſem Stücke noch immer etwas Menſchliches begegnen mag, ſo hat, däucht mir, doch kein anderes Ohr ſich zu ſchämen, wenn es ſich größten Theils nach dem meinigen richtet. Nun gebe ich zwar ſehr gern zu, daß an andern Stellen vier Gleichklänge in den weiblichen und männlichen auf einander folgenden Reimwörtern, wie hier das viermahlige eut, ſehr fehlerhaft ſeyn können. Mein Ohr iſt auch in dieſem Stücke ſo empfindlich und eigenſinnig, daß es, was gewiß bei wenigen meiner poetiſchen Brüder der Fall ſeyn mag, ſchon mißvergnügt wird, wenn ſich, anderer unvermeidlichen Umſtände halber, auch nur ein Gleichklang der Vocale in ſonſt den Conſonanten nach verſchieden tönenden Wörtern einſchleicht. Höchſt ungern erlaube ich mir z. B. eine Reimſtellung, wie dieſe: Thaten, Schar, bathen, war, wegen des viermahligen a; denn eine Abwechſelung, wie z. B. Thaten, mir, bathen, dir, iſt doch gewiß weit wohlklingender. — Allein was auch nur immer eine gründliche und geſchmackvolle Styliſtik über Mannigfaltigkeit und Abwechſelung des wörtlichen Ausdrucks vorſchreiben mag, ſo macht ſie dennoch auch mit Recht hiervon Ausnahmen. Wenn es auf Geſtalt, Maß und Klang antithetiſcher Sätze ankommt, ſo erlaubt nicht nur eben dieſe Styliſtik, ſondern ſie gebiethet ſogar,

Kraft des natürlichen Hanges der menſchlichen Seele zu Symmetrieen, Gleichheit. Das iſt nun gerade hier der Fall. Da es hier unläugbare Vollkommenheit iſt, daß in Satz und Gegenſatz einerlei Vorſtellungen und einerlei Wörter, nur mit dem Unterſchiede der Bejahung und Verneinung vorkommen, ſo iſt nicht abzuſehen, warum dieſe Einerleiheit ſich nicht auch bis auf die Töne der Reime erſtrecken dürfe. Dürfe? — Sie darf nicht nur, ſondern es wird ſogar ein höherer Grad der Vollkommenheit dadurch erreicht, daß dieſe Gleichheit zur Hebung der Antitheſe ſich ſo ungeſucht und von ſelbſt einſtellt. Gleichwohl ſchließt, was noch das Beſte iſt, dieſe Gleichheit nicht alle Verſchiedenheit aus, die ſich in dem männlichen und weiblichen Charakter der Reimwörter noch merklich genug offenbaret.

Die noch übrigen Vorwürfe des unſtyliſtiſchen Wechſels der Zeitformen, gefreut und freute, und der Auslaſſung des Hülfsverbi hat, verdienen kaum noch in Betrachtung zu kommen, geſetzt, ich wollte ſie auch als kleine Unregelmäßigkeiten gelten laſſen. Allein auch dieß glaube ich nicht einmahl nöthig zu haben. Denn abgerechnet, daß nicht gut einzuſehen iſt, worauf ſich denn wohl die ſtyliſtiſche Regel gründen ſolle, daß in zwei verſchiedenen, ganz von einander unabhängigen Sätzen ſchlechterdings und überall eine Einheit der Zeitformen beobachtet werden müſſe; abgerech-

net, daß ſich gewiß in unſern beſten claſſiſchen Schriftſtellern hundert Beiſpiele des Gegentheils finden laſſen dürften, ſo ſcheinet hier in dem erſten Satze gerade das Perfect, in dem zweiten aber gerade das Imperfect, ſo wohl logiſch, als grammatiſch, am beſten zu paſſen. Das nie ſcheinet die Vorſtellung von dem gegenwärtigen Zeitpuncte der Rede zu entfernen, und immer weiter hinaus in die äußerſte Vergangenheit zu reiſſen, da hingegen das ſtets ſie wieder von dort zurück zu ziehen, und dem Zeitpuncte der Rede mit jedem Momente zu nähern ſcheinet. Da nun im erſten Falle die Vergangenheit als immer längſt vergangener, im zweiten aber mit jedem Moment als kaum vergangener vorgeſtellt wird, ſo ſcheinet die erſte Vorſtellung am beſten durch das Perfect, die zweite aber am beſten durch das Imperfect bezeichnet zu werden.

Was endlich die Auslaſſung des Hülfsverbi betrifft, ſo iſt dieſe ſelbſt in der Proſe, geſchweige denn in der Poeſie, ſo häufig, und wenn dadurch dem Verſtande und dem Ohre ſo wenig, als hier, zu Leide geſchieht, ſo erlaubt, ja, oft ſo zuträglich, daß ſie in der Fehlerrechnung völlig zur Null wird.

Will man dieſe Rechtfertigung, ſo genugthuend ſie mir auch ſcheinet, dennoch nicht ganz gelten laſſen, will man, neben den Vorzügen der gewählten Leſeart, noch immer ſo

viele Gebrechen entdecken, daß man ſich ſeiner Zweifel gegen dieſelbe nicht entſchlagen kann, nun, ſo ſetze man einmahl, wo möglich, alle ſeine und meine Klügeleien bei Seite, man ſtelle ſie jeder andern Leſeart gegen über, und merke auf den erſten Eindruck. Dann ſollte ich doch wahrlich kaum denken, daß ſich auch nur eine einzige finden würde, welche ſich eben ſo leicht, ſo ungezwungen, ſo gefällig unter das logiſche ſo wohl, als das äſthetiſche Urtheil ſchmiegte. — Hier iſt verſprochener Maßen ein Theil dieſer Leſearten, worunter ſich auch ein Paar befinden, die mir von Andern vorgeſchlagen worden ſind.

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Süßer Liebe Luſt verſchwor!
3. Was ſich ſüßer Liebe freute,
4. Liebe morgen, wie zuvor!

*

2. Noch der Liebe Luſt verſchwor!
3. Was ſich längſt (ſchon) der Liebe freute,

*

2. Stets der Liebe Luſt verſchwor!
3. Was ſich ſtets u. ſ. w.

*

2. Nie der Liebe Treue ſchwor!
3. Was ſich treu der Liebe weihte,

*

2. Nie der Liebe ſich verſchwor!
3. Was den Schwur der Liebe weihte,

*

2. Nie der Liebe Dienſt erkor!
3. Was der Liebe Dienſt ſich weihte,

*

3. Was der Liebe Dienſt erfreute,

*

1. Morgen liebe, was noch heute
2. Liebeleer den Tag verlor!
3. Was den Tag der Liebe weihte,

*

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Nie ſein Liebes (Holdes) ſich erkor!
3. Was ſein Liebes (Holdes) längſt erfreute,

*

2. Lieb' und Luſt des Lebens floh!
3. Was ſich längſt der Liebe freute,
4. Lieb' und leb' auch morgen froh!

*

2. Lieb' und frohes Leben floh!

*

2. Noch der Liebe Freuden floh!
3. Was ſich ſchon der Liebe freute,
4. Sey auch noch der Liebe froh!

*

4. Sey der Liebe wieder froh!

*

4. Sey der Liebe morgen froh!

*

4. Sey der Lieb' auch morgen froh!

*

4. Liebe morgen wieder (eben) ſo!

*

2. Deine Luſt, o Liebe, floh!
3. Was ſich dein, o Liebe, freute,
4. Liebe ſich auch morgen froh!

*

1. Morgen liebe ſich, was heute
2. Noch der Liebe Freuden floh!
3. Was die Liebe heut erfreute,
4. Liebe ſich auch morgen froh!

*

1. Morgen liebe froh, was heute

*

4. Liebe noch auch morgen froh!

*

4. Liebe morgen wieder froh!

*

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Nie der Liebe Luſt vernahm!
3. Was der Liebe je ſich freute,
4. Liebe morgen ſonder Gram!

*

2. Noch die Liebe nie entzückt!
3. Was die Liebe je (hoch) erfreute,
4. Liebe morgen neu (hoch) beglückt!

*

2. Nie an Liebe Luſt gewann!
3. Was an Liebe je ſich freute,
4. Liebe morgen und fortan!

*

4. Liebe morgen froh voran!

*

2. Nie an Liebe Luſt empfand!
3. Was der Liebe je ſich freute,
4. Liebe morgen neu entbrannt!

*

2. Nie der Liebe Luſt durchdrang!
3. Was der Liebe je ſich freute,
4. Liebe morgen ſonder Wank!

*

2. Nie der Liebe Wonne trank!

*

2. Scheu der Liebe ſich entrang!
3. Was ſich nie der Liebe ſcheute,

*

1. Morgen liebe, wen bis heute
2. Nie der Liebe Glück erfreut!
3. Wen der Liebe Glück erfreute,
4. Fühle morgen es erneut!

Claudite jam rivos! — Mehr, als noch ein Mahl ſo viel Leſearten bleiben billig zurück. Auch verliere ich kein Wort weiter darüber, warum dieſe alle der gewählten billig nachſtehen müſſen. Künſtler und Kunſtfreunde, beſonders die jüngern, mögen dieß ſelbſt ausfündig zu machen ſuchen. Thun ihnen ſo wenig meine Grundſätze, als deren Anwendung auf den vorliegenden Fall, Genüge, ſo habe ich ſie doch wenigſtens in den Stand geſetzt, ſich vielleicht eine ihnen behaglichere Leſeart zu ihrem Privat-Gebrauche auszuwählen. Nur verbitte ich mir von nun alle fernere Krittelei, wenn man anders nicht im Stande iſt, beſſere Vorſchläge zu thun, und ihre Vorzüge durch wohl erwogene Gründe einleuchtend zu machen.

Es wird übrigens ſelbſt dem Alltagswitze überaus leicht

ſeyn, dieſes Treibens und Hülfhohlens, dieſes mehr als bogenlangen Geſchwätzes über — einen Kehrreim von vier Zeilen zu ſpotten. Muß ich doch ſelbſt darüber lachen, indem ich an jenen Tanzmeiſter und ſein: „Que des choses dans un menuett!„ denke. Allein nicht ſo leicht, wenn ich nicht daran erinnere, möchte es ſeyn, ſich daraus die ſehr ernſthafte Maxime abzuziehen, daß es weit öfter, als man glaubt, nothwendig ſey, gerade eben ſo, wiewohl freilich nur für ſich im Stillen zu verfahren, wenn man mit ſeinen Schriftwerken etwas weiter denkt, als von einer Meſſe bis zur andern.

Ich wende mich nunmehr zu den Veränderungen der übrigen Theile des Geſanges. Da es weder zu erwarten, noch zu verlangen iſt, daß die Leſer alle vorigen Ausgaben jedes Mahl gleich bei der Hand haben, und ohne die vollſtändige Vergleichung der neuen Leſearten mit den alten dieſe Lectüre ziemlich verdrießlich ſeyn möchte, ſo muß ich, wiewohl ungern, einen beträchtlichen Theil des Raumes zur Aufſtellung dieſer verwenden. Unter 1. A. verſtehe ich die erſte Ausgabe meiner Gedichte von 1778, unter 2. A. die zweite von 1789, und unter R. Ramler's Lyriſche Blumenleſe von 1774. Die Abſchnitte, welche der einfallende Kehrreim bildet, ſind durch die drei Hauptheile des Ganzen, (die ich nicht kürzer und treffender, als durch die Nah-

men Vorgesang, Weihgesang und Lobgesang zu bezeichnen wußte,) fortlaufend mit Römischen Zahlen nummerirt. Diese treffen mit allen Ausgaben zusammen, ausgenommen, daß einige in der neuen Umarbeitung mehr Verse enthalten, und daß der letzte Abschnitt der vorigen Ausgaben in der neuen in zwei zerlegt worden ist.

I.

1. A.

Unter hellen Melodieen
Ist der junge Mai erwacht.
Seht, wie seine Schläfe glühen!
Wie ihm Wang' und Auge lacht!
Über kräutervollen Rasen,
Über Hainen schwebet er.
Kleine laue Weste blasen
Wohlgerüche vor ihm her.
Segenvolle Wolken streuen
Warme Tropfen auf die Flur,
Geben Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

2. A.

. . . frohen . . .
. . . Lenz . . . .

Seht, wie Stirn und Wang' ihm glühen!
Wie ſein helles . . . .
Über Saat und Kräuterraſen,
Hain und Garten ſchwebet er.
Sanfte Schmeichellüftchen blaſen
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Labſal, Nahrung und Gedeihen
. . . . . .

Die Leſeart der 1. A. hat auch R.

Warum wurden zuvörderſt die hellen Melodieen in frohe verwandelt? — Weil mir das Beiwort hell mehr den Gegenſtänden des Geſichtes, als des Gehöres zu gebühren ſchien. Warum ſind aber nun Wonnemelodieen daraus geworden? — Das Beiwort frohen macht durch ſeinen vermittelſt der Aſpiration fortgezogenen Ton in der erſten, und durch ſein n in der zweiten Sylbe den Vers faſt zu langſam für die muntere Frühlingsempfindung, in welcher der Geſang anhebt. Die Wonnemelodieen aber gleiten wegen des geſchärfteren o und des fehlenden n hüpfender und fröhlicher dahin. — V. 2 habe ich Lenz dem Mai ſo wohl wegen der größern Allgemeingültigkeit, als

auch des beſſern Klanges wegen vorgezogen. Da der Ton ſtark auf dieſes Wort fällt, ſo iſt es gut, daß es mit Conſonanten endige, woran derſelbe einen natürlichen und feſten Widerhalt finde, der bei einem auf Vocale ausgehenden Worte fehlt, welches vor einem andern mit einem Vocal anfangenden Worte ſtehet. Die Vocale würden in dieſem Falle zu ſehr in einander heulen; ſo daß ein Declamator, der die Kunſt verſteht, das Mai erwacht nicht ſo gern ausſprechen würde, als Lenz erwacht. — Die glühenden Schläfe, V. 3, ſchienen mir zu ſehr ein Bild der Trunkenheit zu ſeyn, und das Lachen, V. 4, minder den Wangen, als dem hellen Auge zuzukommen. Ich glaubte daher, es wäre beſſer, bloß dieſes lachen, und jene glühen zu laſſen. Die Stirn kam hinzu, um das Bild vollſtändiger auszumahlen. Wenn es aber auch dadurch, wie ich doch nunmehr faſt zweifele, gegen die Nebenvorſtellung der Trunkenheit geſchützt ſeyn ſollte, ſo leidet es doch wohl keinen Zweifel, daß die neueſte Leſeart, die noch über dieß den Vorzug eines vollkommen richtigen und reinen Reimes hat, unendlich genialiſcher ſey. Wonnemelodieen haben den Gott, wie aus ſüßen Träumen, erweckt; was Wunder, wenn Bilder neuer Luſt vor ſeiner Phantaſie ſchweben, denen ſein Auge froh zulacht! Die Idee iſt nun weit ſchöner, weit geiſtreicher, mit Einem Worte, äſthetiſcher.

Das Bild des Schwebens über kräutervollen Raſen und Hainen, V. 5 u. 6, ſchien mir zu fern von der Totalität zu bleiben. Ich ſuchte ihm daher in der 2. A. durch Hinzufügung der Saat und des Gartens mehr Ausdehnung und Fülle zu geben. Die kleinen lauen Wohlgerüche blaſenden Weſte, oder Winde, die, leider! auch Ramler gebilligt, hatten für mich längſt etwas Poſſierliches, das keinesweges zur Würde des Ganzen paßte. Sie erinnerten an die kleinen pausbackigen Jungen, die auf allen geſchmackloſen Tapeten, oder in den Ecken der Landkarten dicke Ströme von Winden ausblaſen. Auch iſt für Winde das Beiwort klein nicht ſchicklich. Ein Wind kann wohl gelinde, milde, ſanft, ſchwach, ſtark, heftig, u. ſ. w. ſeyn, aber nicht füglich klein oder groß, welches ſich auf körperlichen Umfang beziehet. Freilich mag man wohl öfters im gemeinen Leben von einem kleinen oder großen Winde, von einer kleinen oder großen Hitze, u. ſ. w. reden hören; allein was hört man nicht Alles im gemeinen Leben? Für perſonificirte Winde könnte zwar das Beiwort allenfalls paſſen; allein dann ſind wieder die lauen Weſte unſchicklich. Ich verwandelte daher in der 2. A. die kleinen lauen Weſte in ſanfte Schmeichellüftchen. Allein nicht zu gedenken, daß auch ſo noch die Phantaſie durch das Wort blaſen auf jene poſſierliche Perſonification hin-

geleitet wird, ſo iſt auch der Nahme Schmeichellüftchen allzu vollgeſtopft von Conſonanten, um nicht einer reinen und metallenen Sonorität Eintrag zu thun. Auch ſetzt es der Diminutiv unter die Würde des Ganzen herab. Beſſer war es alſo, die Winde wieder herbei zu hohlen, dieſe mit ihren Flügeln wirken, und ſie, anſtatt der Wohlgerüche, Wohlgefühle, — ein Wort von neuer Zuſammenſetzung, von lieblichem Klange, und reichhaltiger Bedeutung, — wehen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe gewinnen wir auch ein ſchönes, prachtvolles, der Natur entſprechendes Bild von dem Alles, — Thal und Hügel, das iſt, Ebenen und Anhöhen, — blau und golden überſchwebenden Lenze, welches weit mehr ſagt, als wenn man ihn bloß über einigen Gegenſtänden, ich weiß nicht, wie? ſchweben läßt. Nicht wenig haben auch die vier letzten Verſe an Wohlklang und äſthetiſcher Ideenfülle gewonnen. Der 10. V. war wegen des drei Mahl ſo nahe auf einander folgenden f, — Tropfen auf die Flur, — ſehr hart. Der Reim in ſtreuen und Gedeihen war ebenfalls nicht der reinſte. Der Segen der Wolken gewinnt jetzt mehr Umfang; er erſtreckt ſich nicht bloß auf die Flur, ſondern auf Wieſe, Hain und Flur; die Wirkung iſt ausgedehnter geworden dadurch, daß er, außer Nahrung und Gedeihen, gleich zuerſt auch Labſal gewähret; das tautologiſche geben nach ſtreuen in der 1. A.,

ſo wie auch die etwas harte und dunkele Appoſition im 11. V. der 2. A., ſind vermieden. Die Darſtellung im Großen iſt nunmehr wahrer und der Naturerſcheinung gemäßer. Die milden Winde wehen vor dem blau und golden ſchwebenden Frühlinge her, und erwecken Wohlgefühle in allen Weſen. Befruchtende Regenwolken ziehen ihm nach, und müſſen ihm nachziehen, wenn ſeine Winde, ſein blaues und goldenes Schweben nicht endlich zum Unſegen werden ſollen.

Für echte und gerechte Kritik halte ich nunmehr dieſen Abſchnitt, ſo wohl in Anſehung des Stoffes, als der Form, bis auf eine Kleinigkeit, die ſich aber ohne große Aufopferung kaum wegſchaffen laſſen dürfte, für vollendet. Dieſe Kleinigkeit iſt aber ſo klein, daß ſie, wenn ich nicht ſelbſt darauf hinwieſe, von den Wenigſten bemerkt werden würde. Es iſt ein kleiner mechaniſcher Verſtoß, zwar nicht eben gegen die Proſodie, wenn man anders die Strenge nicht bis auf das äußerſte treiben will, aber doch immer gegen Eumetrie und Wohlklang. Da die Sprache ſelbſt nur gar zu oft Anlaß dazu gibt, ſo dürften wohl wenige oder gar keine jambiſchen oder trochäiſchen Gedichte im Deutſchen vorhanden und möglich ſeyn, worin er nicht vorkäme. Er verdienet daher auch wohl nur in einem Gedichte in Betracht zu kommen, das, wo möglich, ein Kanon vollkommener Form ſeyn ſoll; und jeder Dichter, der den Kanon zu erreichen

ſtrebet, wird ihn überall, wo es nur irgend ohne größere Aufopferung geſchehen kann, zu vermeiden ſuchen müſſen. Dieſer Fehler beſteht in der Verlängerung des Artikels, der im Deutſchen billig durchgehends kurz ſeyn ſollte, den man aber in jambiſchen und trochäiſchen Verſen alsdann lang zu machen ſich für proſodiſch berechtigt hält, wann er Subſtantiven von kurzen Vorſylben zur Beſtimmung dienet. Dieſe erzwungene Production, ob ſie gleich bei weiten keine von den ärgſten iſt, behält für mein Ohr immer ihren Mißklang, welcher jedoch nach Beſchaffenheit des Artikels und der Stellung mehr oder minder beträchtlich iſt. So ſcheinen mir z. B. die Artikel dem und das die Production ſchon beſſer zu ertragen, als den und der; und dieſe wieder mehr, als die. Die Stellung im 12. Verſe des obigen Abſchnit-

— ∪ ∪ ∪ —

tes, — Kinde der Natur, da doch das Metrum — ∪ — ∪ — verlanget, ſcheinet mir ſo beſchaffen zu ſeyn, daß der Mißklang, der aus der Verlängerung des Artikels der entſtehet, ſehr vermindert wird. Weit beträchtlicher würde er ſeyn, wenn ich einen trochäiſchen Vers, der billig immer mit einem ſtarken Schlage, — ∪, anfangen ſollte, mit der Natur anfinge. Es gab in den vorigen Ausgaben der Nachtfeier einige ſolcher Anfänge, welche ſtehen zu laſſen ich mich nicht habe überwinden können.

Da ich übrigens ungern bemerkt habe, daß einige Kunſtlehrer an einigen zuſammen geſetzten und andern zweiſylbigen Wörtern, deren letzte Hälfte etwas mehr Fülle, als gewöhnlich, hat, wiewohl die erſte Sylbe den ganzen Ton auf ſich zieht, wahre Spondäen, — —, zu haben, und daher z. B. einen Vers, wie den 11. im obigen Abſchnitte, wegen des Wortes Labſal, für nicht rein trochäiſch erklären zu dürfen wähnen, ſo ſehe ich mich bei dieſer Gelegenheit genöthigt, dieß für einen ſehr großen Irrthum zu erklären. Wir haben im Deutſchen durchaus keine ſpondäiſchen Wörter, und diejenigen, die man dafür ausgibt, ſind wahre Trochäen, wie Moritz in ſeinem Verſuche einer Deutſchen Proſodie ſehr wahr und gründlich dargethan hat. Wir haben im Deutſchen keine echten Spondäen, als höchſtens diejenigen, die wir durch Wortſtellung hervor bringen. Wenn zuſammen geſetzte Wörter, wie Großmuth, Allmacht, Mordſtahl, Sehnſucht, Nachwelt, Chorlied, Wohllaut, u. ſ. w., ferner abgeleitete, wie furchtbar, zaghaft, Weisheit, Bächlein, Labſal, mühſam, Freundſchaft, Reichthum, u. ſ. w., die wir zu vielen tauſenden in der Sprache haben, Spondäen, und nicht vielmehr Trochäen wären, ſo hätte Klopſtock, der ſich auf Proſodie verſteht, wie nur irgend Einer, nicht nöthig gehabt, ſo ſehr nach Sponda zu ſeufzen. Ich gebe jedoch ſehr gern zu, daß Trochäen der

obigen Art nicht überall mit Beſtande des Wohlklanges ſo benutzt werden können, als etwa ſolche, wie Liebe, Wandel, Feuer, Schatten, u. ſ. w.

II.

1. A.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieſes Gottes Freundlichkeit;
Und ſein Süßeſtes verſparet
Jedes Thier auf dieſe Zeit.
Wann das Laub ihr Neſt umſchattet,
Paaren alle Vögel ſich.
Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüthe ſich.

2. A.

Eben ſo.

R. hat dieſe Stelle eben ſo, außer daß er, V. 5, für umſchattet, beſchattet lieſet. Allein mein umſchattet war wegen der Neuheit und Seltenheit des gleichwohl analogiſch gebildeten Wortes, wegen ſeiner mehr ausmahlenden Bedeutung, und hauptſächlich deßwegen vorzuziehen, weil es den fehlerhaften Gleichklang mit dem Reimworte begattet im 7. V. vermeidet. Indeſſen die ganze Stelle bedurfte

aus verſchiedenen Urſachen einer Umbildung, die, wie ich mir ſchmeichele, nicht unglücklich gerathen iſt.

V. 3 mißfiel mir ſein Süßeſtes, Ein Mahl wegen der erzwungenen Production der letzten Sylbe, da das Wort ein wahrer Dactylus, — ⏑ ⏑, iſt, und hiernächſt, weil es nicht Würde genug für den edeln Ton des Gedichtes hat. Es iſt ein Ausdruck, der ſich mehr für die populäre vertrauliche Sprech- und Schreibeart, als für eine höhere Gattung ſchickt. Eben dieß iſt auch gegen die Vorſylbe in verſparet und die Präpoſition auf zu erinnern. Es iſt ganz gemeine proſaiſche Sprechart. Das Thier macht gleichfalls hier keine ſonderlich poetiſche Figur; und dann dieſe Zeit! — Was für eine Zeit denn? Es war ja von gar keiner Zeit, ſondern von einem Gotte die Rede geweſen. Man kann ſich freilich endlich an den zum Gotte perſonificirten Lenz erinnern; allein wenn das auch geſchiehet, ſo iſt und bleibt es doch äußerſt unſchicklich, den Knall und Fall wieder eine Zeit, dieſe Zeit zu nennen. Alle dieſe Unſchicklichkeiten ſind hoffentlich in den ſchönen und wohlklingenden Zeilen:

Ihre Nektarfülle ſparet
Liebe für die Blüthenzeit,

vermieden. Bei dem Ausdrucke Nektarfülle muß ich noch Folgendes bemerken. Ein jüngerer Freund, dem ich

die Nachtfeier nach ihrer Vollendung zur möglichſt ſtrengen Durchprüfung übergeben hatte, meinte, man könnte bei der Nektarfülle an etwas denken, was das Zartgefühl beleidigte. Ich finde dieſes im mindeſten nicht, wiewohl ich gern zugebe, daß eine unreine Phantaſie, ſo bald auch in der edelſten und göttlichſten Sprache von Liebe gedacht und geredet wird, leicht auf unreine Nebenvorſtellungen geleitet werden könne. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß rohe Geſellen, als ſie von dieſem meinen lieblichſten, ſüßeſten und doch zugleich edelſten Frühlings- und Liebesgeſange noch weiter nichts, als den Titel: Die Nachtfeier der Venus, vernommen hatten, ſich etwas nicht viel Beſſeres, als eine beſungene Bordell-Scene dachten.

Der 5. V., Wann das Laub ihr Neſt umſchattet, — iſt zwar von anmuthigem Inhalte; allein er hat dennoch um des Beſſern willen, und wegen der Unvollkommenheiten, die er nach ſich zog, aufgegeben werden müſſen. Denn Ein Mahl hatte der Gedanke dadurch, daß bloß das Paaren der Vögel, eines kleinen Theiles lebendiger, der Liebe fähiger Geſchöpfe, angeführt war, nicht, — wie ſoll ich es nennen? — nicht Enumeration, nicht Amplification genug, um mit dem recapitulirenden Epiphonema der etwas hyperboliſchen, mithin unwahren Totalität:

Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüthe ſich,

beſchloſſen werden zu können. Ich nahm in dieſem großen Kopfe auf einem ziemlich dünnen und hagern Rumpfe einen Mißſtand wahr, der ſchwerlich auch dem aufmerkſamen Leſer entgehen kann. Daher darf ich mir auch wohl ſchmeicheln, daß die neu hinzu gekommene Erweiterung:

Was auf Erden, was in Lüften
Lebensodem in ſich hägt,
Wird von friſchen Würzedüften
Zum Verlangen aufgeregt,

nicht unzweckmäßig und überflüſſig werde befunden werden. Auf dieſer Unterlage fußet auch die edle, die Grenzen der Natur und Wahrheit nicht ſo ſehr überſchreitende Steigerung:

Selbſt die Sehnſucht, die erkaltet,
Die erſtorben war, entglüht,

weit beſſer, als jene hyperboliſche Totalität:

Was da lebet, das begattet, . . .

Hiernächſt zweitens kam mir in der vorigen Leſeart die Idee des Paarens ſchon bei der zweiten Erwähnung, geſchweige denn vollends zum dritten Mahle in dem begat-

ten, viel zu oft vor. Auch ſchien drittens das begatten, wenn gleich nur leiſe, das Zartgefühl zu ſtreifen. Endlich und viertens war mir der ſo genannte reiche Reim, — ſich auf ſich, — zuwider, der meinem Ohre dadurch noch unangenehmer wurde, daß dieſes unbedeutende klangloſe ſich ſo weit von ſeinen Zeitwörtern paaret und begattet, worauf es ſich beziehet, getrennt, zwei Mahl an das Ende des Verſes, mithin jedes Mahl an die klangbedürftigſte Stelle geſchleppt worden war. — Wenn man alles dieſes erwäget, und an äſthetiſcher Urtheilskraft nicht gänzlich verwahrloſet iſt, ſo wird man hoffentlich eingeſtehen, daß die neue Umbildung weit edler, ſchöner, reicher und wohlklingender ſey, als die alte ärmliche Leſeart, und daß ſonderlich das ſüße melodiſche Tonſpiel der letzten Zeilen:

Wann die Knoſpe ſich entfaltet,
Wann die Hyacinthe blüht,

im Deutſchen kaum übertroffen werden könne. Man wird aber auch zugleich bedauern müſſen, daß die höchſte und reinſte Sonorität eines Deutſchen Verſes ſich ſelten anders, als durch Beihülfe eines fremden Wortes erreichen laſſe. Außer ihrem Wohlklange und der Anmuth ihres Inhaltes haben dieſe letzten Zeilen vor dem aufgegebenen:

Wann das Laub ihr Neſt umſchattet,

auch noch den Vorzug, daß ſie weit klärer und beſtimmter ausdrücken, was ſie ausdrücken ſollen, nähmlich die Zeit, worin die Liebe ſo große Wirkungen äußert. Das Laub umſchattet die Neſter vom Frühlinge an bis in den Herbſt, und doch paaren ſich dieſe ganze Zeit über nicht die Vögel. Man mußte ſich alſo erſt etwas hinzu denken, z. B. wann das junge, — das erſte Laub ihr Neſt umſchattet, oder etwas dem Ähnliches, welches doch immer die Zumuthung einer unvollkommenen Darſtellung war.

III.

1. A.

Schauet! Freudiger und röther
Bricht des Tages Morgen an,
Als im Anbeginn, da Äther
Mutter Tellus lieb gewann;
Da ihr Schooß von ihrem Gatten
Flore'n und den Lenz empfing,
Und des erſten Haines Schatten
Um die Neugebornen hing.

2. A.

Wonneſeliger und röther
Bricht uns dieſer Morgen an,

Als der Bräutliche, da Äther

4. . . . . .

Da ihr Schooß vom Himmelsgatten

. . . . . .

. . . . . .

8. . . . . .

R. hat die Leſeart der 1. A.

Das Schauet! ſchien mir, ich weiß kaum ſelbſt, warum? etwas Mattes und Ungehöriges zu haben. Vielleicht, weil nach meinem Gefühle alle Imperative, wenn ſie durch das tonloſe Flexions-e in zwei und mehr Sylben da aus einander gezerret werden, wo es ohne Härte vermieden werden kann, eine gewiſſe Schlaffheit bekommen, die dem Imperative nicht geziemen will. Ich muß freilich redet! reitet! u. ſ. w. ſagen; allein in andern Fällen ſage ich doch faſt lieber: Sprecht, ſo viel Ihr wollt! — Jagt, was Ihr jagen könnt! Denn in ſprechet! und jaget! ſcheint mir das Aufgeboth merklich zu erſchlaffen.

Nun war wohl ſchon ein Aufgeboth zum Schauen in der obigen Stelle eben nicht erforderlich, da bloß eine in dem ſchauenden und hier redenden Subjecte verweilende Bemerkung verlautbart werden ſoll, die ſich allenfalls mit einem Ausrufe des Affectes, z. B. einem Ha! — oder Eia!

wenn das hier edel genug wäre, — hätte äußern können. Wäre aber auch das Aufgeboth zum Schauen nicht müßig, ſo dürfte doch wohl ein ſtraffes ſchaut! dem ſchlaffern ſchauet! vorzuziehen ſeyn.

Die erſte Veränderung dieſes Verſes in Wonneſeliger und röther ſchaffte zwar das mißfällige Schauet! weg; allein durch ſeliger wurde ein proſodiſcher Fehler, der auch ſchon in freudiger lag, da beide Wörter reine Dactylen, — ∪ ∪, ſind, nicht gehoben. Auch hat die Zuſammenſetzung in wonneſeliger ein etwas tautologiſches Anſehen, indem die im Sinne gehabte Bedeutung, wonach wonneſeliger ſo viel, als wonnereicher heißen ſollte, etwas dunkel ſeyn und nicht ſogleich einleuchten möchte. Beſſer, glaube ich, iſt alſo die neue Leſeart:

Heller, goldner, roſenröther, —

lauter Beiwörter, die das Bild des Morgens beſtimmt, ſchön und glänzend ausmahlen! — Anſtatt des Tages Morgen, V. 2, mußte nothwendig das demonſtrative dieſer Morgen ſtehen, damit es ſogleich klar würde, was für ein Morgen gemeint ſey, nähmlich der, von welchem im Kehrreime die Rede iſt, und welchem die Singenden entgegen ſehen. — In dem Folgenden: Als im Anbeginn, iſt der Ausdruck offenbar mangelhaft, und führt auf einen ganz falſchen Sinn. Wie? Iſt denn eben dieſer Morgen, dem die Singenden

jetzt entgegen ſehen, ſchon im Anbeginn, da Äther Mutter Tellus lieb gewann, angebrochen? Nein! Dieſer, der ſchon der Zeit nach von jenem verſchieden iſt, zeichnet ſich auch noch durch eine weit größere Pracht vor demſelben aus. Das: Als im Anbeginn, wurde daher ſchon in der zweiten Auflage in: Als der Bräutliche verwandelt. Ein überaus paßlicher Begriff, wenn ihm nur nicht die dactyliſche Beſchaffenheit des Ausdruckes abermahls den gerechten Abſchied hätte zuziehen müſſen. Der neueſte: Als das erſte Licht, erſetzt ſeine Stelle auf das vollkommenſte, ohne den mindeſten Vorwurf.

Irre ich, oder ſpielt V. 5 das Pronomen poſſeſſivum in ihrem Gatten in der That eine ziemlich müßige, matte und unpoetiſche Rolle? — Woher das? Vielleicht, weil kaum vorher eben dasſelbe Poſſeſſivum den Schooß beſtimmte, und daher ein Gleichklang entſtehet? — Vielleicht! — Mehr aber doch wohl um deßwillen, weil der kaum erwähnte Gatte, der Äther, den beſtimmten, nach ihm hinweiſenden, individualiſirenden Artikel, und, wenn ich recht fühle, ein äſthetiſches, ihn noch mehr hervor hebendes, charakteriſirendes Beiwort verlanget. Das: von ihrem Gatten, könnte leicht auch noch auf einen Andern, der ihr Gatte geweſen wäre, hinweiſen, und den Äther bloß zum Liebhaber und zu weiter nichts machen. Wenigſtens ſchließt

dieß ihrem einen Dritten als Gatten gar nicht aus. Ich ſetzte daher in der 2. A.: Als ihr Schooß vom Himmelsgatten. Allein bald fühlte ich, was für ein entſetzlich von Tönen vollgeſtopfter, und daher ſehr ſchwerfällig ſich fort bewegender Vers dadurch entſtand. Die Zuſammenziehung des von dem in vom war hier auch nichts weniger, als zweckmäßig. Der Gang des Verſes mußte alſo nothwendig erleichtert werden; und dieß konnte ſehr ſchicklich durch Hinwegwerfung des ſehr entbehrlichen Schooßes geſchehen. Denn es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß die Kinder nirgends anders, als im Schooße empfangen werden. Auf dieſe Weiſe wurde Raum für das nothwendige von dem gewonnen. Aber auch die Zuſammenſetzung in Himmelsgatten iſt dunkel, und wenn ich recht angeben ſollte, was ſie ſagen ſoll, ſo würde ich in Verlegenheit ſeyn. Ich wollte erſt hohen Gatten ſetzen; allein das erinnert an die hohen Häupter im diplomatiſchen Style. Jeder Ausdruck aber, deſſen ſich dieſer und der Kanzellei-Styl bemächtigen und zu häufig bedienen, iſt für die Poeſie beinahe verloren. Das gewählte alte Wort hehr ſcheinet das einzige treffende für den Äther zu ſeyn, welches ſich durch ein anderes ſo leicht nicht erſetzen laſſen dürfte. V. 7 iſt des erſten Haines Schatten in den erſten Maienſchatten verwandelt, um die mehrmahligen Erwähnungen des

Haines in der Nachtfeier zu vermindern. — Der ſeltenere Ausdruck Neugeborne, V. 8, mag zwar ſtattlicher klingen, als der ſo gewöhnliche anſpruchsloſe die ſchönſten Kinder, und ein poetiſcher Schalenbeiſſer möchte meinen, Wunder! was er daran verloren hätte. Allein er hat daran weiter nichts verloren, als eine ganz leere Schale; oder, wenn etwas darin iſt, ſo iſt es eher Würmerunrath, als ſonſt etwas Gutes. Der Ausdruck ſagt im Grunde nichts, weil er Alles ſagt. Neu geboren iſt Alles, was vor kurzen aus Mutterleibe hervor gegangen iſt, es mag auch übrigens beſchaffen ſeyn, wie es will. Wohl aber ſagen die ſchönſten Kinder etwas, und zwar etwas äſthetiſch Gutes. Die Phantaſie wird dadurch von allem äſthetiſch Schlechten, das ihr bei den bloß Neugebornen vorſchweben könnte, hinweg, und auf ein anmuthiges Bild hingeleitet.

Noch muß ich bemerken, daß die Reime röther und Äther zwar nicht zu den allerreinſten, aber doch gewiß unter den verzeihlichen Reimen unſerer Poeſie, welche ſich unſere feinhörigſten Dichter erlauben, zu den verzeihlichſten gehören. Sollte es irgend einem Gimpel, der die Reime nicht mit den Ohren, ſondern mit den Augen beurtheilt, anders vorkommen, ſo muß ich ihn erinnern, daß Äther nicht etwa wie Thäter oder Verräther, ſondern gewöhnlich wie etwa Peter ausgeſprochen wird. Wenn nun der

Declamator bei Ausſprechung des röther den Mund nicht gerade bis zur Grimaſſe ründet, ſo wird der Unterſchied der Töne kaum merkbar ſeyn.

IV.

1. A.

Als der erſte Frühling blühte,
Wand, erzeugt aus Kronus Blut,
Göttinn Venus Aphrodite,
Bei gelinder Wogenfluth,
Sich allmählich aus des grauen
Oceans verborgnem Schooß,
Angeſtaunet von den blauen
Waſſerungeheuern, los.

2. A.

. . . . . .
. . . . . .
Wand ſich Venus Aphrodite
. . . . . .
Wunderlieblich aus des grauen
. . . geheimen . .
. . . . . .
. . . . . .

R. hat dieſen Abſchnitt ſo umgeändert:

Als der erſte Frühling blühte,
Wand aus ſtiller Waſſerfluth,
Wand ſich Venus Aphrodite,
Cälus allerreinſtes Blut,
Langſam aus des ſilbergrauen
Oceans geheimen Schooß, u. w. wie oben.

Zu der vorzüglich ſchönen, genialiſchen Umbildung und Erweiterung dieſer ſo wohl bei mir, als bei Ramler, äußerſt ſchlechten und fehlerhaften Stelle haben folgende einzelnen triftigen Urſachen Anlaß gegeben.

Zuvörderſt dürfte es doch wohl unſchicklich ſeyn, daß V. 1 von dem Blühen des Frühlings in eigentlicher Bedeutung, und vollends gar von dem Blühen eines erſten Frühlings, der alſo auf mehrere folgende ſeines gleichen hinweiſet, die Rede iſt, da er doch kaum vorher unter dem gleichbedeutenden Nahmen des Lenzes perſonificirt und individualiſirt worden war. Hätte der Dichter etwa geſagt: Als der Lenz die Flur, — die Natur — zum erſten Mahle blühen hieß, oder etwas dem Ähnliches, ſo fiele jenes Bedenken weg, und der Gedanke hätte ſeinen gehörigen Beſtand. Aber dieſen kaum perſonificirten Lenz, oder Frühling ſelbſt durfte der Dichter, ohne eine fehlerhafte Anakoluthie,

ohne eine der Einheit widerſprechende Vermiſchung der tropiſchen und eigentlichen Bedeutungen, nicht blühen laſſen, viel weniger durfte er ihn, den perſonificirten, individualiſirten Gegenſtand, zu einem erſten machen. Geſetzt aber, dieſe Rüge wäre zu ſcharf, welches ich doch wahrlich nicht glaube, da, wenn ein Schriftſteller, Proſaiſt oder Dichter, claſſiſch ſeyn will, die Genauigkeit in Ausbildung ſo wohl des Gedanken- und Phantaſie-Stoffes, als auch der Form, nie weit genug getrieben werden kann, ſo waren doch blühte und Aphrodite nicht die beſten Reime. Sollte aber auch dieſer Fehler eine verzeihliche Kleinigkeit ſeyn, wiewohl er es für einen Kanon kaum ſeyn darf, ſo iſt es doch gewiß nicht der 2. V. bei mir, und noch viel weniger der 4. bei Ramler. Ich habe mir freilich den mythologiſchen Schnitzer in Kronus vorzuwerfen, den R. ganz richtig in Cälus verbeſſert hat; allein den höchſt undelicaten, empörenden Umſtand, der die Entſtehung der Venus laut der Fabel veranlaßte, welcher durch meinen Ausdruck, erzeugt aus Kronus, oder vielmehr Cälus Blut, der Phantaſie ſo fern entrückt blieb, daß er kaum bemerkt werden zu können ſchien, dieſen Umſtand hat R. durch ſeine Appoſition, Cälus allerreinſtes Blut, und ſonderlich durch den vermittelſt des aller aufgedunſenen Superlativ ſo nahe vor die Phantaſie gebracht, daß er den Augen derſelben unmöglich entge-

hen kann. Dieſer Superlativ hat nicht ſo wohl das Anſehen eines äſthetiſchen Epithets, als vielmehr eines logiſchen Beſtimmungswortes, ſo daß der Geiſt nicht mehr umhin kann, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Urſache dieſer ſo ängſtlichen, pünctlichen phyſiologiſchen Beſtimmung hinzulenken. Und wenn er das thut, worauf ſtößt er alsdann in Cälus allerreinſtem Blute? Wahrlich auf nichts Äſthetiſches.

Ob ſich die Beiwörter gelinde und ſtill zur Wogenfluth ſchicken, daran dürfte ebenfalls zu zweifeln ſeyn. Eine Wogenfluth ſcheinet vielmehr eine heftige ſtarke Bewegung der Wogen zu bezeichnen. Doch, dieß möchte allenfalls noch hingehen; aber unmöglich hingehen kann es, daß der Dichter einem männlichen Weſen, dem Ocean, einen Schooß beilegt, welchem ſich die Liebesgöttinn entwindet. Beſſer geſchieht dieſes aus einem weiblichen, aus Amphitrite'ns Schooße. — Der Ausdruck, Göttinn Venus Aphrodite, V. 3 der 1. A., klingt ungefähr eben ſo poetiſch, als der Profeſſor Bürger in Göttingen. Das zweimahlige wand in der 2. A. taugt ebenfalls nichts. Womit verdient denn die Vorſtellung des Loswindens dieſe Wiederhohlung? Sie geſchah lediglich, um den Vers ohne Mühe zu füllen. Das iſt aber ein armſeliger Behelf eines faulen Verſificators. Die Beiwörter des Schooßes, geheimen, verborgnem, waren ſehr müßig und entbehrlich. Was kommt denn

hier auf die Vorſtellungen der Heimlichkeit und Verborgenheit an? Nichts, gar nichts! Der Schooß des Oceans iſt freilich geheim und verborgen; allein geheim oder offenbar, auf Venus Geburt hat das nicht den mindeſten Einfluß. Jedes andere dieſen Schooß charakteriſirende Beiwort hätte eben ſo gut hier ſtehen können; und wenn ſo etwas Statt findet, ſo werden die Beiwörter zu Lückenbüßern.

Die des Reimes wegen von ihren Subſtantiven durch die folgenden Verſe abgeriſſenen Beiwörter grauen und blauen verurſachen einen Fehler, der nur höchſt ſelten verziehen, niemahls aber gut geheiſſen werden ſollte. In der Reihe der durch Wörter bezeichneten Vorſtellungen gibt es einige, die durch keinerlei Art von Pauſe, ſelbſt nicht durch die kleinſte, ohne Übelſtand getrennt werden können. Dahin gehören vornähmlich die Subſtantive mit ihren Beſtimmungswörtern, die der Verſtand auf das engſte mit einander verbindet. Nun verlanget aber das Ohr nach jedem durchlaufenen Rhythmus ſeine Pauſe; und geſetzt, daß es ſeiner Forderung vergeſſen könnte, ſo würde es doch durch den Anklang des Reimes daran erinnert werden. Dieſe Pauſen muß dem Ohre der Verſtand entweder von ſelbſt darbiethen, oder wenigſtens aus Nachſicht bewilligen, wo er ſich allenfalls eine kleine Trennung der Vorſtellungen gefallen laſſen kann; keinesweges aber darf ſie das Ohr dem

Verſtande abzwingen. Nun kann und wird der Verſtand niemahls bewilligen, daß ein von ihm innigſt verbundenes Ganzes getrennt werde, dergleichen das Subſtantiv mit ſeinen Beſtimmungswörtern, nähmlich dem Artikel, dem Pronomen, dem Zahlworte und dem Adjective ausmacht.

Erlaubt und verzeihlich ſind jedoch dergleichen Trennungen in einigen Fällen. Sie ſind erlaubt, wenn mehrere Adjective einem Subſtantive zur Beſtimmung dienen. Denn alsdann fallen zwiſchen die erſten von ihnen kleine Verſtandespauſen, und mit einem Adjectiv, nach welchem eine ſolche Pauſe eintritt, kann man den Vers allenfalls wohl ſchließen, und den folgenden Vers mit den noch übrigen Adjectiven, niemahls aber unmittelbar mit dem Subſtantiv anfangen. Das Letzte iſt gleichwohl in dem obigen Abſchnitte, V. 6, mit Ocean, und, V. 8, mit Waſſerungeheuern auf eine unangenehme und verwerfliche Weiſe geſchehen. — Verzeihlich möchte übrigens die Trennung alsdann ſeyn, wenn man ohne ſie, nicht etwa bloß einen neuen, ſeltenen, ſchönen Reim, (denn ſo viel iſt ſolcher wohl ſchwerlich werth,) ſondern mit dem Reime auch einen ſchönen Gedanken ſchlechterdings aufgeben müßte. Aber dieſer müßte doch ſehr vortrefflich ſeyn. Denn man erkauft ihn doch immer durch einen Fehler; und überwiegt die Schönheit nicht dieſen Fehler ſehr merklich, ſo verbannet man lieber beide, und ſieht

ſich nach andern Schönheiten um, bei denen man keine Fehler mit in den Kauf zu nehmen braucht. Dem wackern, rüſtigen, ſeines Stoffes, ſeiner Sprache, ſeines Verſes mächtigen Dichter muß dieß faſt niemahls unmöglich ſeyn.

In meiner obigen Stelle wird das Enjambement, wie es die Franzoſen nennen, um ſo widerwärtiger, da es zwei Mahl hinter einander vorkommt, und die beiden Beiwörter grauen und blauen weder etwas vorzüglich Schönes in ihrem Klange, noch auch, wenn man dieß etwa nicht einräumen will *), in ihrer Bedeutung haben. Ich habe ſchon vorhin zu erkennen gegeben, daß mir ein äſthetiſches Beiwort alsdann müßig, oder doch ziemlich unbedeutend zu ſeyn ſchiene, wenn man es mit vielen andern eben ſo gut erſetzen kann. Man überlege, ob dieß nicht der Fall mit den angeklagten ſey. Sie verrathen zu ſichtbar das Bedürfniß des Verſes und des Reimes. R's Zuſammenſetzung ſilbergrauen mißfällt mir noch mehr. In der poetiſchen Welt dürfte wohl weder das Silber grau, noch das Graue ſilbern ſeyn; und wenn gleich hier und da von einem ſilbergrauen Haar die Rede iſt, ſo bleibt doch

*) Völker von feinen, für Wohlklang gebildeten Ohren ſcheinen von unſern vollen und breiten Diphtongen au, eu, ei, ai eben keine Freunde zu ſeyn.

immer noch die Frage, ob dieſe Zuſammenſetzung ſchicklich, und ob *ſilberweiß* nicht eine ſchönere Vorſtellung ſey. Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle, ſo fühlt es ſich leicht, daß dieſe Beſtimmung nur zur Ausfüllung des Verſes hinzu gekommen ſey.

Auch die Auseinanderzerrung in *angeſtaunet*, V. 7, iſt meinem Gefühle zuwider. Sie ſcheinet mir den Vers ſchlaff zu machen, und dem Ausdrucke die Congruenz mit dem Begriffe zu nehmen. Da die Grammatik, ob ſie gleich die Flexions-Sylben zunächſt in ihrer Vollſtändigkeit dargeſtellt wiſſen will, dennoch in vielen Fällen die Zuſammenziehungen keinesweges verbiethet, ſondern es dem Ohre und dem Geſchmacke des Redenden oder Schreibenden überläßt, nach Beſchaffenheit der Umſtände Gebrauch davon zu machen, ſo würde ich in dem gegenwärtigen Falle außer dem Verſe ſicherlich *angeſtaunt* geſetzt haben. Denn das neulich von Hrn. *Bartels*, einem ſonſt einſichtsvollen und gelehrten jungen Manne, in Vorſchlag und, leider! auch ſogleich in Ausübung gebrachte Mittel, unſerer Sprache durch Einſchiebung der längſt ausgeſtoßenen unbetonten Flexions-*e* Geſchmeidigkeit und Wohlklang zu verſchaffen, iſt ein Einfall, womit Hr. *Bartels* vermuthlich allein bleiben dürfte. Wir haben dieſer ſchändlichen unbetonten *e*, denen auch *Adelung* das Wort redet, ohnehin ſchon ſo viele in unſerer Sprache,

daß es vielmehr verdienſtlich ſeyn würde, ihrer noch einen guten Theil wegzuſchaffen. Es fehlt uns freilich gar ſehr an Vocalen; und kann Hr. Bartels deren auch nur wenige andere, als unbetonte e, herbei ſchaffen, ſo ſoll er mir ein ſehr großer Apoll ſeyn. Hierzu ſcheinet aber keine Ausſicht, ja, es ſcheint überhaupt nicht einmahl Hoffnung vorhanden zu ſeyn, daß unſere Sprache einen nur einiger Maßen beträchtlichern Grad der Geſchmeidigkeit und des Wohlklanges, als ſie jetzt hat, noch erlangen werde. Ein Schriftſteller, und beſonders ein Dichter von feinem Ohre kann freilich durch Auswahl und Stellung der Wörter ein Großes leiſten, allein die Wörter ſelbſt und ihre Geſtalt kann er doch nicht wider den Sprech- und Schreibgebrauch verändern, und wenn für einen nothwendigen Begriff gerade kein anderes, als ein in jeder Verbindung übelklingendes Wort vorhanden iſt, ſo muß er ſich deſſen bedienen, er mag ſich auch ſträuben, wie er will. Wenn ich gerade die Vorſtellung eines Seufzers brauche, was für ein Mittel bleibt mir übrig, dem ſchändlichſten Worte auszuweichen? Denn ſchändlich iſt es doch offenbar, wenn man auch gleich keine sospiri oder soupirs daneben hält. Soll ich etwa ein unbetontes e einſchieben, und Seufezer ſagen? Nun wahrlich! damit möchte doch verzweifelt wenig gewonnen ſeyn.

Ein nicht unbeträchtliches Mittel, unſerer Sprache mehr

Leichtigkeit, Geſchmeidigkeit und Wohlklang, durch Hinwegſchaffung einiger harten Conſonanten und Conſonanten-Verbindungen, zu erwerben, wüßte ich allenfalls; und dieſes würde darin beſtehen, daß man der natürlichen Geneigtheit des gemeinen ſich ſelbſt überlaſſenen Sprechgebranches, gewiſſe auffallende Härten zu vermeiden, durch die Schrift zu Hülfe zu kommen ſuchte. Alsdann müßte aber unſern Deutſchen Sprachmeiſtern wenigſtens auf hundert Jahre hinaus Mund und Feder verbothen werden können, ohne daß man gleichwohl aufhörte, äſthetiſche Schriftwerke zu verfertigen. Dieſe Leute ſtiften neben dem wenigen Guten zugleich großes Unheil für die Vollkommenheit der Sprache. Wenn gleich die vernünftigſten und beſten unter ihnen den ewig wahren und unläugbaren Satz anerkennen, daß nicht der Sprachlehrer, ſondern der Sprachgebrauch Geſetzgeber ſey, daß jener nicht für dieſen die Geſetze zu machen, viel weniger ſie ihm vorzuſchreiben, ſondern nur diejenigen bekannt zu machen habe, die der Sprachgebrauch für jetzt zu geben für gut befunden hat, ſo handeln ſie doch faſt alle ohne Ausnahme darin ſehr folgewidrig, daß ſie den Sprachgebrauch gleichſam zu nöthigen ſuchen, bei ſeinen einmahl gegebenen Geſetzen auf immer zu beharren, vielleicht bloß, damit ihre Sprachlehren nicht unbrauchbar werden. Das iſt gerade eben ſo viel, als wenn

ein Rechtslehrer, der irgend ein Landrecht in ein Lehrbuch bringet, welches er zwar aus den für jetzt beſtehenden Landesverordnungen zu ſchöpfen ſich für verbunden erachtet, gleichwohl ſich herausnehmen wollte, dem höchſten, von ſeiner Wenigkeit ganz unabhängigen Geſetzgeber zuzumuthen, daß er ſeine Verordnungen ewig unverändert laſſe, damit nur ſein Büchlein hübſch im Gange bleibe. Eine höchſt unverſchämte Zumuthung! Gleichwohl machen unſere Sprachlehrer ſich ihrer bald mehr, bald weniger ſchuldig. Sie wiſſen, daß eine lebendige Sprache beſtändig ſich verändert; ſie haben quoad praeteritum nicht das mindeſte dawider; ſie richten ihre grammatiſchen Regeln hiernach ein, und erklären aus der ganzen Reihe von Veränderungen, die der Sprachgebrauch mit einem Worte, oder einer Wortform vorgenommen hat, gerade die letzte, wobei er noch gegenwärtig beharret, für richtig. Was iſt z. B. richtiger, Mädchen, oder Mägdchen? Kein heutiger vernünftiger Sprachlehrer wird läugnen, daß man lieber Mädchen, als Mägdchen, ſagen und ſchreiben müſſe, ob dieſes gleich ehedem richtiger war. Und warum? Weil es der Gebrauch ſo verordnet, welchem Mädchen mit Recht beſſer klinget, als Mägdchen. Es gab eine Zeit, da wohl Jedermann Jungfrau ſagte und ſchrieb; damahls war Jungfrau allein und ausſchließlich, jetzt iſt aber auch Jungfer recht, und jenes iſt

nur für die höhern und feierlichern Gattungen des Ausdrucks noch im Gange. Was ehedem vielleicht durchgängig Knopflauch hieß, heißt jetzt mit größerm Rechte Knoblauch. Man lieſet jetzt nur höchſt ſelten noch eilf, und hören thut man es faſt gar nicht, ſondern elf. Und ſo iſt es mit unzähligen andern Wörtern ergangen. Nach weſſen Vorſchrift ſind ſie verändert? Wahrlich nicht nach der Vorſchrift irgend eines Sprachlehrers, ſondern des Sprachgebrauches, welchem jener Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig iſt. Zuverläſſig räumen dieſes vernünftige Sprachlehrer ein; aber warum verwehren denn nun eben dieſe vernünftigen Herren dem Sprachgebrauche, quoad futurum noch ähnliche Veränderungen vorzunehmen? Was unterſteht ſich denn ein inconſequenter Menſch, es zu tadeln, wenn Jemand z. B. dem harten ohrfolternden fordern das weichere wohlklingendere fodern vorziehet, wie ich allerdings gefunden habe? Würde er nicht vollends wie ein Beſeſſener ſchreien, wenn Jemand, einer überaus merklichen Neigung des Hochdeutſchen Redegebrauches gemäß, für Kopf — Kopp, für klopfen — kloppen, für Pfropf — Propp, für Pflanze — Flanze, für nicht — nich, u. ſ. w. zu ſchreiben anfinge? Und doch muß wohl etwas Ähnliches ehedem ohne alles Geſchrei Statt gefunden haben, weil wir ſonſt ſehr viele harte Töne der ältern Sprache noch jetzt ausſprechen und

ſchreibeu müßten. Schriee nun der unſinnige Menſch nicht ſo ſcheußlich, ſo iſt Hundert gegen Eins zu wetten, daß in noch nicht hundert Jahren die abſcheulichſten aller Töne, wie z. B. pf, ganz und gar aus unſerer Sprache, zu ihrem ſehr großen Gewinne, verbannt ſeyn würden. Wahrlich, es iſt ein höchſt erbarmenswürdiger Anblick, zu ſehen, wie krampfhaft ein ſolcher Grammatiker oft das Elendeſte, was er einmahl in den Fäuſten hat, umklammert, um es durchaus nicht fahren zu laſſen, recht wie gewiſſe Chriſten, die ſich lieber todt ſchlagen, als den Teufel nehmen ließen. Das Schlimmſte hierbei iſt, daß ſo leicht eine gewiſſe phantaſirende Sprach-Philoſophie, wie etwa die weiland Moritziſche, bei der Hand iſt, die auch den abſcheulichſten Abſcheulichkeiten oft auf eine ſehr täuſchende Weiſe das Wort zu reden verſtehet.

Manche, wenn gleich nicht alle, ja, nicht einmahl die meiſten alten Wörter und Wortformen haben ſo wohl in Anſehung der Bedeutung, als auch des Klanges, offenbare Vorzüge vor den neuern. Wagt es nun Jemand, dergleichen wieder herzuſtellen, ſo iſt er immer in Gefahr, daß ihm irgend ein ſolcher grammatiſcher Ziegenbock entgegen meckert. Wir ſagen jetzt von Thal in der Mehrheit die Thäler; ehedem ſagte man unendlich wohlklingender die Thale.

Man verſuche es nur, und ſchiebe im folgenden Verſe von Stolberg:

In deinen Wonnethalen, Elyſium . . .

den alten Thalen die neuen Thåler unter! Der müßte doch ein arges Fell vor den Ohren haben, der dieſe jenen vorziehen wollte. Gleichwohl habe ich gefunden, daß die Thale, ſtatt der Thåler, in Recenſionen bemeckert worden ſind. Sollte man darüber nicht ungeduldig werden? Iſt denn das recht, Ihr Herren? —

Ich weiß freilich wohl, was Ihr dagegen einwenden werdet. Ihr werdet ſagen: Was dieſer oder jener Einzelne, oder was einige Wenige aufbringen, iſt noch nicht Sprachgebrauch, und deßwegen haben wir ein Recht, uns dagegen zu erheben. — Aber ich bitte euch, wie ſoll denn jemahls auch die vernünftigſte und geſchmackvollſte Veränderung empor kommen, wenn Ihr immer mit der erhobenen grammatiſchen Keule bereit ſtehet, ſie todt zu ſchlagen, ſo bald ſie ſich nur blicken läßt? Laßt ſie doch ruhig ihr Heil verſuchen! Vielleicht findet ſie Gnade vor den Augen und den Ohren eines vernünftigen und geſchmackvollen Sprachgebrauches. Iſt ſie nicht werth, angenommen zu werden, ſo wird ſie bald von ſelbſt ganz unſchädlich wieder verſchwinden, ohne daß es eurer Keule bedarf; da hingegen eure Keule ſo viel Gutes zurück ſchreckt, daß man es nur eurer Achtloſigkeit

verdanken muß, wenn ſich dennoch hier und da etwas durchſchleicht. Was habt Ihr denn wohl für Vorſtellungen von dem Entſtehen des Sprachgebrauches und ſeiner Veränderungen? Etwa eben ſo ſeltſame, als Adelung, wenn er den Schriftſtellern die vorzüglichſten Verdienſte um die Sprache abſpricht? Wenn dieſes iſt, ſo muß ich, da ich doch einmahl von meinem Ziele abgeſchweift bin, noch ein Wort weiter hierüber reden. Adelung ſagt in ſeinem Buche über den Styl, einem Werke, welches für die äſthetiſchen Gattungen des Vortrags eben ſo großen Schaden, als für die logiſchen Vortheil zu ſtiften im Stande iſt, mit dürren Worten: „Die Verdienſte des Schriftſtellers um die Sprache beſtehen weder im Erfinden, noch Ausbilden, ſondern bloß in einer größern Reinigkeit, und in einer ſorgfältigern Auswahl, als der flüchtige und ſchnell vorüber gehende Ausdruck in den meiſten Fällen geſtattet.„ Die Gründe, womit er dieſe Behauptung unterſtützt, ſcheinen ſehr unzulänglich zu ſeyn, und keinesweges das zu erweiſen, was ſie erweiſen ſollen. Er ſagt: Sprache iſt das gemeinſchaftliche Eigenthum der ganzen Geſellſchaft. Sie folgt dem jedesmahligen Grade des Geſchmacks und der klaren Vorſtellungsart im Ganzen. Jedes einzelne Mitglied der Geſellſchaft muß ſich alſo dem jedesmahligen Zuſtande ſeiner Sprache gemäß ausdrücken, wenn es anders verſtanden,

oder gern gehört, gern geleſen ſeyn will. Nun ſind aber die Schriftſteller nur einzelne Glieder der Geſellſchaft; alſo müſſen ſie ſich dem jedesmahligen Zuſtande der Sprache gemäß ausdrücken. Sie dürfen alſo nicht ſchaffen und nicht ausbilden.

Was ließe ſich nicht Alles hiergegen ſagen? Daß man nicht ſein eigenes kauderwelſches Deutſch reden und ſchreiben dürfe, wenn man anders verſtanden und gern vernommen ſeyn will, das verſteht ſich von ſelbſt. Aber gleichwohl liegt es am Tage, jede lebendige Sprache verändert ſich von Jahr zu Jahr. Das wird ſchon nach manchem Jahrzehend merklich; noch merklicher aber nach Jahrhunderten. Wie ganz anders iſt unſer heutiges Hochdeutſch, als das zu Luther's Zeiten! — Nun, wo ſind denn dieſe Veränderungen hergekommen? Nach A's Vorſtellungsart hat ſie der jedesmahlige Grad des Geſchmacks und der klaren Vorſtellungsart des ganzen Volkes hervorgebracht. Allein heißt denn das wohl etwas anders geſagt, als: Die geſammte Hochdeutſche Geſellſchaft hat jede einzelne Veränderung einſtimmig und aus voller Kehle ſich zugeſchrieen? Welche Behauptung! — Die Sache verhält ſich aber unſtreitig ganz anders. Eine jede Sprachveränderung muß ſich urſprünglich von einem einzelnen Menſchen, dieſer ſey, wer er wolle, herſchreiben. Dieſer Einzelne gibt gleichſam

den Ton an. Hernach aber kommt es, nicht etwa auf einen Grammatiker, ſondern auf die klare Vorſtellungsart und den Geſchmack des größten Theils der Geſellſchaft an, zu entſcheiden, ob ein ſolcher neuer Ton verſtändlich und behaglich ſey, oder nicht. Im erſten Falle wird die Neuigkeit ihr Glück machen, und geſchwinde durch das ganze Volk gangbar werden; in dem andern aber wird das Gegentheil erfolgen. Die einzelnen Urheber ſolcher Veränderungen, und das erſte Entſtehen dieſer, werden freilich höchſt ſelten bemerkt. Ehe man ſich's verſieht, ſind ſie da; ſie ſind gangbar durch das ganze Volk, nicht anders, als ob das ganze Volk einſtimmig ſie hervor gebracht hätte.

Dieſes Entſtehen der Sprachveränderungen dürfte Adelung wohl nicht im Stande ſeyn, abzuläugnen. Allein er wird weiter ſagen: Gut! Hierzu bedarf es aber nicht eben eines Schriftſtellers. Dazu gehört nur ein Mann von einem ſolchen Grade der klaren Vorſtellungsart und des Geſchmackes, der mit der Vorſtellungsart und dem Geſchmacke der ganzen Nation im Gleichgewichte ſtehet. Ein ſolcher hat eben ſo viel Recht, die Sprache zu bereichern und auszubilden, als der Schriftſteller. — Ich antworte: Was das Recht betrifft, ſo bin ich vollkommen damit einverſtanden. Hier iſt aber nicht die Rede von dem Rechte, ſondern davon, wer öfter, wer allgemeiner, wer mit glücklicherm Er-

folge für Bereicherung und Ausbildung der Sprache wirken kann, und in der That auch wirket. Da fällt nun, wie mir däucht, offenbar das Übergewicht auf die Seite des Schriftstellers. Denn Ein Mahl wird billig voraus gesetzt, daß der gute Schriftsteller mehr Kenntniß und Geschmack habe, daß er seiner Sprache weit mächtiger sey, als der große Haufe der Übrigen, selbst aus den obern Volks-Classen. Er wird bei längerer Muße schärfer nachdenken und beurtheilen können, ob und wo die schon vorhandene Sprache mit ihren Ausdrücken und Wendungen hinreichend, oder ob und wo es nöthig sey, Veränderungen zu wagen. Wenn nun ein solcher endlich etwas Neues wagt, so wird das dem Genius der Sprache, und dem wahren Bedürfnisse weit angemessener seyn, als wenn eben dasselbe etwa ein Anderer im flüchtigen mündlichen Ausdrucke thut. Hiernächst wird auch der denkende Kopf, der Mann von weiterm Ideen- und Empfindungskreise, wenn er schreibt, weit öfter, als der Alltagsplauderer, das Bedürfniß fühlen, die Sprache nach dem Inhalte seiner Gedanken und Empfindungen umzumodeln. Voraus gesetzt nun, daß er hierin als ein Mann von Verstand und Geschmack verfährt, daß er interessante Sachen schreibt, daß er bei dem Publicum beliebt ist, und also häufig durch die ganze Nation gelesen wird, so werden seine Veränderungen und Verbesserungen des Ausdrucks

weit ſchneller und allgemeiner in den Gang kommen, werden viel dauerhafter ſeyn und bleiben, als wenn eben dieſelben von einem Andern, der nicht Schriftſteller iſt, im mündlichen Umgange angegeben würden. Wenn z. B. ein beliebter und häufig geleſener Dichter in einem guten Gedichte ein glückliches neues Wort, eine neue Form, eine neue Wendung gebraucht, wie weit geſchwinder wird das Alles allgemein werden und ſich der ganzen Sprache einverleiben, als wenn eben dasſelbe etwa in den obern Volks-Claſſen irgend einer Provinz, wo keine Schriftſteller ſind, aufgekommen wäre! Wie viele Jahre könnten hingehen, ehe dergleichen nur in dieſer Provinz, geſchweige denn in den übrigen allgemein würde! — Man findet daher überall, daß eine Sprache nur alsdann erſt recht erweitert, verfeinert und ausgebildet wird, wann recht viele Schriftwerke darin abgefaßt werden. Wäre ſeit Luther's Zeiten unſere Schriftſtellerei in einen Stillſtand gerathen, oder hätten alle Schriftſteller ſeit Luther's Zeiten Adelung's Theorie befolgt, hätten ſie ſich zur Einkleidung ihrer Gedanken der Sprache ſchlechterdings nicht anders bedient, als etwa die obern Volks-Claſſen in Ober-Sachſen ſie lieferten, hätten ſie höchſtens darunter nur ausgewählt, keinesweges aber neue Wörter, neue Wortformen, neue Verbindungsarten eingeführt, hätten ſie alſo nicht in der That erfunden und ausgebildet,

würde unſere Sprache alsdann wohl die Stufe ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit erſtiegen haben? Das könnte wohl nur ein Haberecht behaupten, mit welchem ſich gar nicht vernünftig ſtreiten ließe.

Alſo haben ganz unſtreitig die Schriftſteller einen überaus großen, ja, den größten Antheil an der Bereicherung und Ausbildung der Sprache. Nur müſſen nicht immer herrſchſüchtige Sprachmeiſter mit Keulen vor ſie hintreten. Auch dürfen eben ſo wenig die Schriftſteller nach unumſchränkter Willkür hierin verfahren; ſondern ſie müſſen ſich in ihren Ableitungen und Zuſammenſetzungen neuer Wörter, in ihren Verbindungsarten und Wendungen nach dem Genius der Sprache richten. Sie müſſen das höchſte Sprech- und Schreibgeſetz, möglichſt leichte und wohlgefällige Verſtändlichkeit, vor Augen haben. Wenn ſie aber dieſes beobachten, ſo brauchen ſie bei irgend einer Neuerung gar nicht zu fragen: Hat ſchon nirgend Jemand ſo geſprochen und geſchrieben? Sondern ſie fragen nur: Kann man dem Genius der Sprache gemäß ſo ſagen? Iſt es nützlich, iſt es nothwendig, ſich ſo auszudrücken? Oder bleibt man lieber bei dem ſchon vorhandenen Gangbaren? — Nun, daß Jedermann von Verſtand und Geſchmack gleiches Recht hierin mit dem Schriftſteller habe, das wird kein vernünftiger und billiger Menſch läugnen. Daß aber der allgemein

beliebte und geleſene Schriftſteller von Verſtand und Geſchmack weit öfter Gelegenheit habe, dieſes mit glücklicherm Erfolge zu thun, das iſt wohl eben ſo unläugbar. Es geſchieht ſo auch wirklich. Wohlgerathene Neuerungen der Schriftſteller machen in kurzer Zeit ihr Glück, Trotz allem anfänglichen Geſchrei pedantiſcher Sprachmeiſter. Es würde aber noch beſſer gehen, wenn nicht ſo viel geſchrieen würde.

Beſſer? Ha, auch in vielen Stücken noch ſchlechter! kann man mir einwerfen. Ja, wenn jeder Schriftſteller ſo viel Verſtand und Geſchmack hätte, als er zu haben ſich einbildet, ſo möchte man ſie nur ſchalten und walten laſſen. Da aber Superklugheit und Verbeſſerungskitzel oft zu den tollſten Einfällen verleiten, ſo müſſen Sprach-Fiscäle vorhanden ſeyn, deren Anklagen dem beſorglichen Unweſen ſteuern.

III.

Vermiſchte Blätter,

Deutſche Sprache und Schreibart betreffend.

1.

Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine *).

Der Gräuel unserer allgemeinen Schreibverwüstung ist bekannt und liegt Jedermann vor Augen. Es sind wohl nicht zwei Schreiber in unserm ganzen Vaterlande, welche völlig überein schrieben. Es ist kein Wunder, wenn bei einer so allgemeinen Anarchie ein Jeder glaubt, Gesetze vorschreiben zu dürfen. Es ist dieses der Sprache weit nachtheiliger, als man glauben sollte. Da man auf die Art Keinen eines Fehlers mehr zeihen kann, so entsteht dadurch eine Sorglosigkeit durch die ganze Sprachlehre, die, anstatt vorwärts zu helfen, rückgängig macht.

Daß unsere ältere und so genannte gewöhnliche Rechtschreibung, wie wir sie nähmlich in Zeitungen, Intelligenz-Blättern, u. s. w. antreffen, ihre großen und wesentlichen

*) Dieses und die folgenden Bruchstücke erscheinen hier zuerst aus der Handschrift.

D. H.

Mängel habe, das werden auch die eifrigſten Vertheidiger derſelben nicht läugnen. Daß aber unſere neueren Verbeſſerer offenbar zu weit, und ſo weit gehen, daß ihnen der größere Theil dahin nicht folgen wird, iſt ebenfalls eine von allen Vernünftigen, außer den Reformatoren ſelbſt, anerkannte und ausgemachte Sache. Wenn nun aber unter hundert und noch mehr Parteien keine der anderen nachgibt, ſo weiß ich nicht, was aus dieſem Chaos noch werden wird und werden kann. Wahrſcheinlich, da das Gähren und Brauſen nicht ewig währen kann, kommt es mit der Zeit ohne Beihülfe und von ſelbſt zu einem ruhigen Bodenſatze. Wann aber dieſes, ob es bald und auch gut geſchehen werde? Das iſt eine andere Frage.

Ich für mein Theil hielte dafür, daß es ſehr wohl gethan ſey, dieſen Zeitpunct der Anarchie dahin zu nützen, daß man eine Regierungsform feſtſetzte, welche, wo möglich, das Gute aller Meinungen in ſich vereinigte, und dagegen ihr Unnützes, ihr Schädliches vermiede. Viele von unſern Beſten, welche Anfangs den Neuerungen auch nachhingen, aber hernach ſahen, daß ſie zu gar zu großen Thorheiten und Abgeſchmacktheiten mit fortgeriſſen wurden, ergriffen die Partie, lieber ganz auf ihren vorigen Stand zurück zu kehren. Und es iſt faſt wahrſcheinlich, daß auf die Art die ſo genannte gewöhnliche Orthographie wieder die Oberhand

gewinnen werde. Das iſt gut, aber doch nicht allzu gut. Die Thorheiten werden freilich auf ſolche Weiſe endlich gedämpft; wir erhalten wieder Gleichförmigkeit; aber bewahren dabei auch unſere alten Mängel und Gebrechen.

Ehe es in dieſem Gange, den der Strom zu nehmen ſcheint, weiter kommt, und zu ſpät wird, will ich daher verſuchen, eine Vereinigung vergleichsweiſe zu ſtiften. Ich will nicht Geſetze geben und aufdringen; ſondern nur Vorſchläge thun, meine Gründe angeben, und alsdann die mißhelligen Parteien bitten, ſie anzunehmen. Haben ſie aber die meiſten und beſten Schreiber unſeres Vaterlandes wirklich angenommen, befolgen ſie dieſelben, nun, ſo kann man die Convention als geſchloſſen betrachten, und es dem übrigen geringeren Geſindel, oder auch einem und anderem halsſtarrigen Kopfe zum wirklichen Sprachſchnitzer anrechnen, wenn er noch dawider handelt. Um dieſes zu erreichen, fordere ich alle und jede ſchreibenden Gelehrten meines Vaterlandes auf, gemeinſchaftlich mit mir hieran zu arbeiten, mir ihren Ab- oder Beifall ſammt hinlänglichen Zweifels- und Entſcheidungsgründen entweder öffentlich, oder durch Privatbriefe zu erkennen zu geben. Ich werde ſodann nach und nach die Nahmen aller derjenigen nennen, welche dem Vergleiche beigetreten ſind, um ihm dadurch die Kraft eines großen allgemeinen Schreibgeſetzes ſo lange zu ver-

ſchaffen, bis die Umſtände folgender Zeiten eine Änderung nothwendig machen.

Y.

Das y, da der Haufe derjenigen, die es in den meiſten Wörtern nicht mehr gebrauchen, faſt größer, als der Anhänger desſelben iſt, dächte ich, ſchafften wir gänzlich ab. Für das Gehör und den Verſtand verlieren wir dadurch nicht das Mindeſte. Es kann ſeyn, daß es ehedem zu Bezeichnung eines beſonderen eigenthümlichen Lautes dem alten Ottfried nöthig geweſen iſt. Allein dieſer Laut iſt längſt verloren gegangen. Was machen wir alſo noch jetzt mit dem überflüſſigen Zeichen, da das i das Nähmliche thut? Ein einziger Einwurf könnte aus der Zweideutigkeit hergenommen werden in den Wörtern ſein, suus, und ſein, esse. Allein ich wüßte kaum eine Stelle, wo der Zuſammenhang nicht ſogleich alle Dunkelheit und Zweideutigkeit aufhöbe.

In fremden Wörtern aber, dächte ich, behielten wir es hergebrachter Maßen bei. Z. B. Hyſteriſch, Nymphe.

H.

In Anſehung des h wäre wohl die Mittelſtraße die beſte. Als Dehnungszeichen könnten wir es füglich in Wörtern weglaſſen, die wir ohnehin dehnen. Als z. B. Mut, Gut, Hut, Teil, verteidigen, Träne, Tran, Not, u. ſ. w.

Wo es zum Stammworte gehört, da müßte es nothwendig bleiben. Z. B. glühen, er glüht, blühen, ziehen.

A.

Die Verdoppelungen desſelben blieben in Aal, Saal, Aas, ſchaal, u. ſ. w. Fielen weg in Schaf, mal, Denkmal.

B.

Das überflüſſige b, z. B. Ambt, u. ſ. w., wird nur noch hier und da von alten Philiſtern geſchrieben.

C.

Behielten wir in allen aus fremden Sprachen entlehnten Wörtern, wo es hergebracht iſt, außer den Griechiſchen, wo es urſprünglich iſt, und zwar vor a, o, u. Die Wörter, worin es ſich vor ei, e, ü, i bereits in ein c verwandelt hat, ſind uns in ſolcher Geſtalt ſchon allzu geläufig, als daß wir's ohne unangenehmen Zwang abſchaffen könnten. Alſo nicht Thukydides, Kypris, Kyklope, Kirke, u. ſ. w. In allen Deutſchen Wörtern, oder wo das Andenken an die Abſtammung ſchon gänzlich erloſchen iſt, wie z. B. in Krone, blieben wir bei'm K.

D.

Die Verbindung mit t in dt ſcheint mir höchſt widerſinnig. Es ſollte eigentlich ein Mittel zwiſchen der Weiche des erſten und der Härte des letzten herauskommen. Das iſt gleichwohl nicht, und kann es auch nicht ſeyn. Wir ſpre-

chen die Sylben, worin wir's gebrauchen, gemeiniglich ganz hart und ſcharf aus. Er iſt todt. Warum nicht tot, die Toten, töten? Im Subſtantiv, der Tod, iſt es die faſt allgemeine Schreibart der Beſten, das t wegzulaſſen. Und ſo muß es auch ſeyn, weil ich nicht des Todtes, ſondern des Todes declinire. Die Stat; die Stäte; das Brot; der Schmid, des Schmiedes. In geſandt, verwandt, u. ſ. w. hat es zwar eine andere Urſache, nähmlich, die Abſtammung von ſenden, verwenden noch anzuzeigen. Allein da wir nie ein Geſandeter, Verwandeter, u. ſ. w. mehr ſchreiben, ſo dächte ich auch da, wir ließen es weg, und ſchrieben ein Geſanter, Verwanter.

E.

Die Verdoppelung desſelben ließen wir weg in Sele, ſelig, u. ſ. w.; behielten ſie aber in beſeelen, wegen er beſeelt, du beſeelſt. Ließen ſie weg in The, Ther; behielten ſie in Meer, See, Klee.

F.

Hier ließen wir die Verdoppelung weg in allen Endſylben auf ſchaft; Freundſchaft, u. ſ. w. Kraft, Taft, Saft, haft. Behielten ſie aber um des Stammwortes willen in ſchafft, er ſchaffet, rafft, klafft.

G.

Hier habe ich an nichts, als an die Beobachtung

des Unterſchiedes der Endſylben ig, lich und icht zu erinnern.

J.

Je muß überall, wie bisher, bleiben.

K.

Die Verdoppelung des k, kk, iſt, weil der Buchſtab ohnehin nicht die angenehmſte Form hat, etwas widerlich, auch in der That unbequem zu ſchreiben. Ich dächte, wir ließen es in der Verdoppelung bei dem ck. Wem etwa der Gedanke an das c, als einen Undeutſchen Buchſtaben, anſtößig iſt, der bilde ſich ein, daß das ck ein bloßes Zeichen des verdoppelten k, und daß hier gar kein wahres c mit im Spiele ſey. Nun dieſes ck gebrauchen wir immer fort in allen Wörtern, die ſich in der Umendung verdoppeln; z. B. das Glück, des Glückes. So auch in Zeitwörtern; ich beglücke, du beglückſt, er beglückt.

L, ll.

Behalten wir allenthalben, wie bei'm k und ck. Ich falle, du fällſt, er fällt. Der Fall, des Falles, u. ſ. w.

M.

Die Verdoppelung wird auf gleiche Weiſe, wie bei den vorigen Buchſtaben, beibehalten. In den einſylbigen Imperativis aber könnten wir's wohl weglaſſen. Z. B. in kom, nim. Auch in den Flexionen, wo das e auf immer

abgeſchafft iſt; z. B. er komt, er nimt. Denn wir ſagen nie mehr, er kommet, er nimmet. Wohl aber ſagen und ſchreiben wir noch, er ſchwimmet. Alſo da müßten wir auch, er ſchwimmt, ſchreiben.

N.

Eben ſo, wie vorher.

O.

Die Verdoppelung wird behalten in Moos, Schooß. Nicht in Los, sors, Stoß.

P.

Wie bei l, m, n.

Qu.

Weil es gar zu allgemein und feſt noch in Anſehen ſtehet, behalten wir ein Qu überall.

R.

Wie bei l, m, u. ſ. w.

S, ſſ, ß, z, ʒ *).

*) Vergl. die Vorrede des Verfaſſers zur erſten Ausgabe ſeiner Gedichte, Göttingen, 1778, S. XVI, und in dieſem Bande ſeiner ſämmtlichen Werke S. 15.

D. H.

2.

Über die Deutſche Rechtſchreibung.

An Lichtenberg.

Sie haben in der Vorrede zu Ihrem Magazine die Hoffnung geäußert, daß dereinſt ein vortrefflicher Mann in dieſem Buche die Materie von der Deutſchen Orthographie mit aller der Einſicht und Toleranz behandeln werde, die hierbei nöthig iſt. Ob ich nun gleich dieſer vortreffliche Mann nicht bin, ſo dünkt mich doch, daß der Schade nicht groß ſeyn werde, wenn auch ich ein gleichgültiges Wort darüber verliere, unbekümmert, ob irgend Einer es aufheben will, oder nicht. Wenn man von ſo etwas ſchreibt, ſo muß man ſich ja keine glänzenden Bekehrungen träumen laſſen. Denn ich bin überzeugt, daß, wenn auch der Engel Gabriel vom Himmel herab käme, und mit überirdiſcher Beredtſamkeit eine neue vernünftige Norm der Rechtſchreibung empföhle, dennoch der kleinſte Yſop am literariſchen Parnaſſe ſich klüger, als er, dünken, und bei ſeiner Weiſe bleiben würde. Es iſt alſo wohl gleich viel, Wer? und Was? man über Orthographie ſchreibt.

Daß unſere Orthographie einer vernünftigen Verbeſſe-

rung fähig ſey, das läugnen Sie ſo wenig, als andere geſcheidte Leute. Wenn man nun einen Verſuch machen wollte, dieſelbe einzuführen: Worin beſtände ſie? Wie finge man es an?

Wenn anerkannt wird, daß es nicht gleichgültig ſey, mit wie vielen und was für Buchſtaben man ein Wort ſchreibt, ſo müßten vor allen Dingen eine oder mehr Regeln feſtgeſetzt werden, welche von allen Seiten philoſophiſche Prüfung aushielten. Die Ausſprache zur allgemeinen Richtſchnur machen zu wollen, haben Sie mit Recht eine unphiloſophiſche Lehre genannt, wiewohl ich mich ſelbſt ehedem von ihrem Scheine verblenden laſſen, ſie für unumſtößlich zu halten. Ich Thor! Mir nicht einfallen zu laſſen, daß man in jeder Provinz, in jeder Stadt, ja, in jedem Dorfe mehr oder weniger anders ausſpricht! Aber es iſt mehr ehrlichen Leuten ſo gegangen.

Freilich wäre die Regel ihrer Allgemeinheit und leichten Anwendung wegen vortrefflich geweſen, wenn das fatale Wenn ſie nicht ganz und gar unbrauchbar machte. Und ich zweifele, daß ſich eine andere, eben ſo allgemeine wieder aufſtellen laſſen werde. Wenn aber unſere liederliche Orthographie wieder in Zucht und Ordnung gebracht werden ſoll, ſo wird ſchwerlich eine einzige hinlänglich ſeyn, ſie wieder unter das Joch zu bringen.

Die bisherige Anarchie, ſo viel auch mit Recht darüber geklagt worden ſeyn mag, kann doch vielleicht dazu dienen, daß ſich am Ende Alles wieder in eine neue und beſſere Form ſetzt. Wenn daher die alte Fehler hatte, wenn dieſe wirklich zu dem Hobbeſianiſchen Kriege Anlaß gaben, ſo höre und leſe ich es doch ungern, wenn Schriftſteller der erſten Ordnung die Rebellen wieder zu der Orthographie unſerer Bibeln, Geſangbücher, Frachtbriefe und Lotterie-Zettel zurückrufen. Eben dieſe Orthographie hat die Empörung veranlaßt, und wird ſie in kurzen wieder hervorbringen, wenn ſchon die Aufrührer eine Zeit lang der Stimme eines oder des anderen Koryphäen gehorchen.

Wenn die alte Herrſchaft, oder vielmehr Tyrannei, Fehler hat, ſo iſt jetzt gerade der Zeitpunct, ſie zu ſtürzen, und ein beſſeres Regiment einzuführen. Es fragt ſich alſo, nach welchen vernünftigen Geſetzen? Folgende Fundamental-Geſetze halten, däucht mir, die Mittelſtraße.

1. Abſtammung. 2. Sparſamkeit. 3. Schönheit des Einfachen. 4. Uraltes Sprachherkommen. 5. Ausſprache, in ſo fern ſie in einem Worte durch ganz Deutſchland gleichlautend iſt. 6. Unterſcheidung. 7. Urſprüngliche Deutſchheit.

3.

Über Deutſche Sprache.

An Adelung.

Ich habe dieß und das über Deutſche Sprache und Dichtkunſt auf dem Herzen. Meine Zeit leidet es nicht, dicke und runde Abhandlungen darüber zu ſchreiben, wenn ich auch ein größerer Freund davon wäre, als ich wirklich bin. Ihr Magazin für die Deutſche Sprache wird mir Gelegenheit geben, Verſchiedenes an den Mann zu bringen; und der Mann ſollen Sie ſeyn. Für das Rhapſodiſche meiner Materie ſchickt ſich nichts beſſer, als die Briefform. Ich biethe Ihnen daher einen Briefwechſel an, der Ihnen aber ganz und gar keinen Zwang auflegen ſoll. Er ſoll Ihnen kein Porto koſten; und Sie können antworten, wann und wo Sie wollen, oder können es auch gar unterlaſſen. Behagt es Ihnen aber, ſich mit mir abzugeben, ſo muß ich nur Eins voraus bedingen. Es wird vermuthlich Kämpfe zwiſchen uns geben. Freilich keine feindſeligen Kämpfe, mithin auch keine Streiche und Stöße, von Erbitterung und Boßheit geführt. Aber Kampf bleibt doch immer Kampf, wenn es auch gleich nur ein Luſtkampf ſeyn ſollte. Das

Blut geräth dadurch in Wallung, und in dieſer Wallung läßt ſich ein Angriff, ein Streich, ein Stoß nicht immer ſo abmeſſen, daß er ganz und gar nicht weh thun ſollte. Das müſſen Sie mir niemahls übel nehmen, wenn ich Ihnen treuherzig zum voraus verſichere, daß ich Ihre Verdienſte unendlich hochſchätze, und daher nie zur Abſicht haben kann, Sie zu beleidigen. Ich verſpreche Ihnen dagegen von meiner Seite ein Gleiches. Mir iſt es, wie Ihnen, um Wahrheit zu thun; ich liebe, wie Sie, Alles, was Deutſch iſt, und wüßte nicht, daß ich einen heißern Wunſch hätte, als den, mich um mein Vaterland verdient zu machen. Iſt irgend in dem ganzen Gebiethe der Wiſſenſchaften etwas werth, daß Männer ſich damit beſchäftigen, ſo iſt es die Mutterſprache. Sie kann zu allem Übrigen ſagen: Ohne mich könnt Ihr nichts thun. Ja, ſogar all euer gutes oder ſchlechtes Thun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von ſeinem Zeitalter, und ſchnell vergeſſen von der Nachwelt. Wer ſchlecht ſchreibt, und ſchriebe er auch noch ſo vortreffliche Sachen, iſt ein geſchmückter Tänzer mit Klumpfüßen; und fehlerhaft ſchreiben, iſt ſo viel, als zerriſſene Schuhe tragen, woran die Löcher mit Kartenblättern ausgelegt ſind. Ich könnte Einem lieber jede andere gelehrte Sünde verzeihen, als eine Sprachſünde. Denn nichts ſteht der Ehre unſerer Literatur mächtiger ent-

gegen, als Schlechtſchreiberei, und es iſt ſchändlich, himmelſchreiend, und, — o, was weiß ich es Alles? — daß unſere größten und beſten Gelehrten ſo überaus liederlich oft ſchreiben!

*

Mit offenbarem Unrechte zeihen ſie den guten Fabius eines Irrthums, der die urbanitas der Römer als einen proprium quendam gustum urbis, et sumtam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem ſchildert. Die Gelehrſamkeit, ſagen Sie, nicht allein, ſondern die Feinheit des Geſchmackes macht eine Sprache zur Schriftſprache. Laſſen Sie uns dieſe Behauptung einmahl näher unterſuchen, und ſehen, was daraus folgt.

Vor allen Dingen, was iſt denn der Scharwenzel Geſchmack, der Ihnen überall hinten und vorn, links und rechts zur Seite ſtehet? Wenn der Geſchmack, wie Sie ſelbſt einſtimmen, nichts weiter, als das Vermögen iſt, das Schöne oder Nichtſchöne zu empfinden, ſo erhellet ſchon daraus ganz offenbar, daß der gute Herr nichts weniger, als ein αὐτοχθον iſt, ſondern ſchon einige Generationen weit beſſerer Geſchöpfe ihm voraus gegangen ſeyn müſſen. Denn Niemand darf doch wohl behaupten, daß die Fähigkeit, das Schöne und Nichtſchöne zu empfinden, mit allen Menſchen geboren werde und mit ihnen aufwachſe, weil ſonſt alle

Menſchen von ſich ſelbſt auch guten Geſchmack beſitzen würden. Es muß alſo nothwendig ein Etwas ſeyn, was dieſes Vermögen, dieſe Fähig- und Fertigkeit, nähret, erweitert, bildet, beſtimmet, feſtſtellt. Dieſes Etwas aber kann wohl nichts anders ſeyn, als die Vernunft, dieſes Vermögen, das Wahre, Vollkommene, Richtige und Schöne nicht zu empfinden, ſondern zu erkennen.

Wenn ich nun ſage, die Vernunft bildet den Geſchmack, ſo ſage ich doch wohl nichts anders, als, vernünftige Leute bringen ſich und Andern eine Fähig- und Fertigkeit bei, das Schöne und Nichtſchöne zu empfinden. Hierzu wird nothwendig erfordert, daß der wahre Begriff des Schönen ſchon zum voraus richtig beſtimmt ſey, welches lediglich das Werk der Vernunft zu ſeyn ſcheinet. Vernünftige Leute aber, in völliger Alles umfaſſender Bedeutung des Worts, müſſen Sie, ſie mögen auf Schulen oder Univerſitäten geweſen ſeyn, oder nicht, nothwendig für gelehrte Leute halten, weil wohl Niemand bloß aus ſich ſelbſt, ohne fremden Unterricht und ohne Belehrung ein vollkommen vernünftiger Menſch werden kann. Es folgt alſo hieraus, daß gelehrte Leute den Geſchmack bilden.

Wenn alſo der Geſchmack eine Sprache zur Schriftſprache macht, ſo erhellet ſchon aus Obigem, daß nicht ſo wohl die obern Claſſen, als vielmehr die Gelehrten in den

obern Classen die Sprache zur Schriftsprache machen. Aber wir wollen das Ding doch noch von einer andern Seite betrachten.

Sie verstehen doch wohl unter Geschmack das Vermögen, in den Künsten das Schöne und Nichtschöne zu empfinden. Diese sind bekanntlich redend und bildend. Auf die redenden scheinen Sie nicht einmahl Rücksicht genommen zu haben. Denn wenn Handlung, Manufacturen, Bergbau und sonstige Gewerbe den Wohlstand ihres geliebten Ober-Sachsen's erhöhet und es zu Geschmack in den Künsten verholfen haben, so ist fast offenbar, daß alle diese Umstände zwar allenfalls einen Einfluß auf die bildenden Künste gehabt haben können. Aber ich bitte Sie, mich zu belehren, wie diese mit den redenden, in so fern ich die Rede bloß als Materie betrachte, woraus das Kunstwerk hervorgebracht wird, zusammen hängen? In Ansehung des Geistes, der die Kunstwerke belebt, sind sich zwar beiderlei Gattungen, so wohl redende, als bildende Künste, sehr nahe verwandt, ja, sie scheinen oft einerlei Leben und Seele zu athmen; aber ihr Äußerliches, ihr Körperliches, ihr Materielles, wie himmelweit ist das von einander verschieden! Töne, und Farben, oder Marmor! Bedenken Sie!

Gleichwohl sollen die bildenden oder die Handkünste des südlichen Ober-Sachsen's, die doch noch das nicht einmahl,

ſondern nur bloß gemeine Handwerke waren, den obern Claſſen Geſchmack eingeflößet, und dieſer hinwiederum eine Schriftſprache gebildet haben! Was iſt denn übrigens eine Schriftſprache? Doch wohl nichts anders, als eine Sprache, worin geſchrieben wird. Nun ſagen Sie mir um des Himmels willen, wird die Schriftſprache eher fertig, als man ſchreibt, oder ſchreibt man ſchon eher, als die Schriftſprache fertig wird?

Das Erſte müſſen Sie ganz nothwendig behaupten, wenn Sie die Bildung der Schriftſprache den Gelehrten abſprechen, und bloß den obern Claſſen eines Volkes beilegen. Nach Ihrer Vorſtellung nehmen die Dinge alſo ungefähr folgenden Lauf. Ein iſolirtes Volk, — mit Fleiß ſage ich, ein iſolirtes, Sie werden bald hören, warum? — ein iſolirtes Volk alſo fängt nach und nach an und kommt immer weiter, ſich an allen Kräften ſeines Geiſtes zu regen. Von Schreibkunſt weiß es noch nichts. Man theilt ſich ſeine Begriffe und Empfindungen bloß mündlich mit, wodurch man ſich doch gleichwohl ſchon wechſelsweiſe unterrichtet und belehret, dergeſtalt, daß ſchon da dasjenige, was man Gelehrſamkeit nennt, zu ſchalten anfängt. Man geräth dadurch auf eine Menge von Handkünſten und Erfindungen. Es erhebt ſich Cultur und Wohlſtand des Volks, und ſcheidet es in Claſſen, in höhere, bloß geiſtig raffinirende, und

geringere, körperlich ausübende Claſſen. Es leidet nun keinen Zweifel, daß der Sprachvorrath des Volks ſich dadurch unendlich vermehrt, ja, ich gebe ſogar zu, daß er ſo anſehnlich werden könnte, daß das ganze Gebäude einer Schriftſprache daraus aufzuführen wäre. Aber wird es denn wohl wirklich aufgeführet, ehe die eigentlichen und alleinigen Baumeiſter kommen, und Hand an's Werk legen, den Vorrath zu den mancherlei Endzwecken zu verarbeiten, zu ordnen, zu fügen? Das Brauchbare zu behalten, das Überflüſſige, Unnütze zu verwerfen, das zu Lange zu verkürzen, das Kurze zu verlängern, das Dicke zu verdünnen, das Dünne zu verdicken, das Viereckige rund, das Runde viereckig, das Rauhe nach Bedürfniß glatt, das Glatte rauh zu machen? Thun etwa das in der Sprache ganz allein die obern Claſſen, ehe geſchrieben wird? Thut der Schreibende von alle dem nichts mehr? Ja, darf er nicht einmahl dergleichen thun? Das darf wohl Niemand behaupten. Eben ſo leicht müßte der Thurmbau zu Babel vollendet worden ſeyn, als durch die obern Claſſen ohne Schreiberei dieſer Sprachbau zu Stande kommen könnte.

Die Schreiber ſind es alſo, die das Gebäude ausführen. Und die Schreiber ſind keine Andern, als die Gelehrten. Ich will annehmen, daß in Deutſchland noch nie ein Buch geſchrieben worden wäre; es ſollte bisher alles Übrige alſo

ſeinen Gang gegangen ſeyn, wie wirklich geſchehen iſt. In dieſem Jahre 1783 ſollte man nun zuerſt im ſüdlichen Ober-Sachſen anfangen, Bücher zu ſchreiben. Mein Gott! ſagen Sie mir, liebſter, beſter Herr, ob wir in Poeſie und Proſe die Sprache haben würden, die wir nun haben? So heillos die bejahende Antwort hierauf ſeyn würde, ſo heillos iſt die Behauptung, daß nicht die Gelehrten, ſondern der Geſchmack der obern Claſſen die Sprache zur Schriftſprache mache. Und wodurch bekommen denn die obern Claſſen ihren Geſchmack? Wieder durch Niemand anders, als durch die Gelehrten, und zwar hauptſächlich durch die ſchreibenden Gelehrten.

Sie haben jetzo gut ſagen von der Schön- und Richtigſprecherei Ihrer obern Claſſen. Wie kommt es denn, daß die obern Claſſen richtiger und ſchöner ſprechen? Von nichts ſonſt, als von dem Unterrichte, gleich viel, ob von mündlichem oder ſchriftlichem, doch am Ende von dem Unterrichte der Gelehrten, weil die obern Claſſen Vermögen und Gelegenheit haben, ſich dieſen Unterricht zu verſchaffen. Nehmen Sie doch einmahl Ihren obern Claſſen im ſüdlichen Ober-Sachſen Bücher und Schulen weg, und kommen Sie nach ein Paar hundert Jahre wieder, um das ſchöne Deutſch zu hören, was Ihre obern Claſſen alsdann ſprechen werden! Warum ſprechen denn wohl die untern Claſſen in Ober-

Sachſen um ſo viel unrichtiger und ſchlechter, als die obern? Sie ſind ja doch mit den obern in beſtändigem Umgang und Verkehr. Mithin müßte dieſer Unterſchied nicht Statt haben. Alſo lediglich daher, weil die untern Claſſen keinen gelehrten Unterricht genießen.

Übrigens, wenn nach Ihrer Äußerung die höchſt mögliche Verſtändlichkeit die Abſicht der Schrift iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum Sie gerade bloß den Geſchmack, und nicht vielmehr die Vernunft zur Ausbilderinn der Schriftſprache machen. Ich gebe gern zu, daß Sie hierin irren würden; allein Sie irren auch ganz gewaltig, wenn Sie bloß die höchſt mögliche Verſtändlichkeit zur alleinigen Abſicht der Schrift machen. Denn was höchſt verſtändlich iſt, iſt darum noch lange nicht ſchön. Gleichwohl ſoll der Geſchmack mit an den Sprachen bilden helfen, wie er es denn allerdings auch thut. Der Geſchmack aber iſt das Vermögen, das Schöne zu empfinden.

Da nun dieſes Vermögen durch nichts mehr, als durch ſchöne Gegenſtände, wie Sie ſelbſt ſagen, ſeine Leichtigkeit und Sicherheit erhält, ſo folget, daß, wie in den bildenden Künſten die ſchönen Gegenſtände nichts anders, als die ſchönen körperlichen Formen ſind, alſo auch in den redenden Künſten ſchöne Muſter in Poeſie und Proſe die ſchönen Gegenſtände ſeyn müſſen. Wer liefert denn aber dieſe ſchönen

Muſter? Die ſchaffende Natur mag ſie nun entweder durch ihre ſeltenen Urgenien aus ſich ſelbſt liefern laſſen, oder die nachahmenden Geiſter mögen ſie durch Nachbildung aus fremden Ländern zu uns herüber hohlen, ſo iſt es in beiden Fällen dennoch gleich wahr und gewiß, daß alſo nicht durch die obern Claſſen die Bildung des Geſchmacks und der Sprache bewirkt wird. Denn wenn ich auch zugebe, daß ſolche Urgenien oder Nachbilder aus den obern Claſſen gemeiniglich hervor gehen, ſo kommt das doch nicht daher, weil in den obern Claſſen ſchon mehr Geſchmack vorhanden und ihnen angeboren wäre, ſondern weil die obern Claſſen mehr Vermögen und Gelegenheit haben, ihre Söhne auf dieſe Stufe der Vollkommenheit, auf welcher ſie Regel und Muſter werden können, empor zu helfen. Transportiren Sie auf Ein Mahl das Vermögen und den Unterricht der obern Claſſen auf die niedern, ſo werden Sie die Lehrer und Muſter des guten Geſchmacks aus dieſen hervorgehen ſehen. —

4.

Wider die majeſtätiſche Länge.

Ein heller practiſcher Kopf, der ſeine Sache auch recht gut zu ſagen weiß, ſpottet in Schlözer's Staats-Anzeigen, (Heft 8, Num. 59,) über eine gewiſſe majeſtätiſche Kürze, wowider ich nichts einzuwenden habe. Ich aber wage es, hier mit einer gewiſſen majeſtätiſchen Länge, — noch richtiger, Weitſchweifigkeit, — anzubinden, wowider auch er hoffentlich nichts einzuwenden haben wird. Da aber, um dem Gegenſtande ſein gehöriges Licht zu geben, mehr Thatſachen erſt geſammelt werden müßten, als ich beſitze, ſo begnüge ich mich, bloß mit einem allgemeinen Winke Aufmerkſamkeit darauf zu erwecken. Denn in der That ſcheinen noch wenige Menſchen, ſonderlich Deutſche Menſchen, daran gedacht zu haben.

Wer von Duderſtadt nach Göttingen, ob er ſchon den geraden Weg wüßte, für nichts und wider nichts, über Caſſel und Münden ginge, den müßte man ohne Zweifel für einen Narren halten. Die erſte und natürlichſte Frage würde ſeyn: „Haſt du denn nichts Beſſeres zu thun, als mit den Hunden unnütze Wege zu laufen?„ Geſetzt nun auch, der

Narr antwortete: „Nein; ich hatte nichts Beſſeres zu thun; es kam mir ja auf dieſe Zeit und Mühe gar nichts an!„ geſetzt, des Narren Antwort wäre im ganzen Umfange wahr, ſo könnte der Vernünftige ſich doch wohl nicht entbrechen, zu ſagen, daß es bei dem Allen zuträglicher wäre, ſich durch Ruhe gütlich zu thun, als für nichts und wider nichts müde Beine zu machen.

Es verſteht ſich, daß ich dieß Gleichniß ſo nehme, daß der Wanderer durch ſeinen Umweg platterdings nichts, weder für den Geiſt durch Zerſtreuung und Aufheiterung, noch für die Geſundheit des Leibes durch die Bewegung gewonnen habe. Er ſoll bloß ſeine Zeit verthan und müde Beine erlangt haben.

Über die Narrheit dieſes Menſchen wären wir alſo wohl ſammt und ſonders, die wir dieß leſen, collegialiter einig. Was halten wir aber wohl von dem Schreiber, er ſey welcher Art er wolle, der für dasjenige, was er in zwei Zeilen ſagen könnte, ganze Seiten, ganze Bogen gebraucht? Ich für mich ſtimme für denjenigen, der es freiwillig thut, auf die Tollheit. Hergegen denjenigen, der es nach unſern Staatsverfaſſungen, wie, leider! meiſten Theils der Fall iſt, thun muß, muß ich für einen eben ſo geplagten Sclaven halten, als den auf der Galeere vor Algier.

Von den freiwilligen gelehrten Schreibern dicker Alpha-

bete über Dinge, die ſich auf einen Bogen bringen ließen, mag ich nicht einmahl groß Redens machen. Denn je mehr Bogen, je mehr Geld. Und um das Geld iſt es eine herrliche Sache, weil man, was auch eine Menge ſo genannter Weiſen dagegen declamiren mag, ſich gar ſehr viel Glück auf Erden dafür kaufen kann, deſſen zu entbehren den wenigſten Menſchen gegeben iſt. Alſo iſt wohl derjenige, der recht viel und dicke Bücher ſchreibt, in ſo fern ſie nur der Verleger bezahlt, mit nichten in Anſehung ſeiner für einen Thoren zu achten, wenn die Bücher ſonſt auch noch ſo unnütz wären.

Ganz anders verhält es ſich hingegen mit dem Beamten, dem etwa ſein Bericht mit acht Groſchen bezahlt wird, er mag nun ſechs Zeilen, oder einen ganzen Bogen lang ſeyn. Denn wenn dieſer ſeine ſechs hinreichenden Zeilen für nichts und wider nichts zu einem ganzen Bogen voll ausdehnt, ſo iſt er ein Verſchwender ſeiner Tinte, ſeiner Federn, ſeines Papiers, — doch, das ſind Lappereien! — er iſt Verſchwender ſeiner Zeit, der edelſten Gabe Gottes, und ſeiner Leibes- und Seelenkräfte. Verſteht er's nicht, ſich kurz zu faſſen, nun, ſo muß man freilich fünf gerade ſeyn laſſen, und den armen ſchwitzenden Stümper bedauern. Aber wenn er's verſteht, ſo darf er ſich wahrlich nicht damit entſchuldigen: „Ich verſäumte ja nichts damit; ich

hatte ganz und gar nichts anders zu thun.„ Wo iſt der Menſch, wann iſt die Zeit, da der Menſch nicht etwas Beſſeres, als etwas Unnützes, zu thun hätte? Selbſt dann, wann Leib und Seele platterdings nichts zu thun hätten, ſelbſt dann iſt noch ein beſſeres Thun möglich, nähmlich, Gemächlichkeit und Ruhe pflegen.

Noch aber, wie ich bemerke, bin ich nicht ganz auf dem Fleckchen, welches ich eigentlich kitzeln wollte. Man könnte ſagen, der Mann, der mit ſechs Zeilen abkommen konnte, fand mehr Vergnügen daran, einen Bogen voll zu ſchreiben, als in der Stube auf und ab zu gehen, ſich auf ſein Kanapeh zu ſtrecken, oder zum Fenſter hinaus zu ſchauen. Wer darf ihn gerechterweiſe über dieſe Neigung tadeln? Thue das Letzte, wer Belieben daran findet. Und was das längere Sitzen am Schreibtiſche betrifft, ſo ſchadet ihm das nichts. Er befindet ſich nirgends gemächlicher und ſeliger, als hinter dem Tintefaſſe.

Hierwider mag ich nun nichts weiter einwenden, wenn auch etwas einzuwenden wäre. — —

5.

Wiſſenſchaft des Styls.

Weil unter einem cultivirten Volke nicht leicht eine Kunſt allgemeiner und öfter in Ausübung kommt, als die Kunſt des ſchriftlichen Vortrags ſeiner Gedanken und Empfindungen, ſo iſt natürlich auch von keinen Kunſtregeln öfter die Rede, als von dieſen. Daraus aber darf man dennoch auf nichts weniger, als auf Vollkommenheit der Wiſſenſchaft dieſer Kunſt ſchließen. Es ſcheinet vielmehr einer jeden Wiſſenſchaft nichts nachtheiliger zu ſeyn, als wenn ſie ein Gegenſtand des Alltagsgeſchwätzes wird. Denn ein beträchtlicher Theil des Grundloſen, des Willkürlichen, des Falſchen, oder Halbwahren, des Schiefen, des Dunkeln und Unbeſtimmten, des Zweckloſen und Überflüſſigen, des Fremdartigen, der Unordnung, und wie die Unvollkommenheiten weiter heißen, die eine Wiſſenſchaft drücken können, rühren gerade daher, wenn ſie in die Hände des großen Haufens fällt, und ein jeder Schwätzer ſich anmaßt, über ihre Sätze ſein Urtheil fällen zu können. Dieß Schickſal hat die geſammte ſo wohl theoretiſche, als practiſche Philoſophie in allen ihren Zweigen, in keinem aber mehr, als in dem äſthetiſchen erfahren. Wo maßt

ſich leicht auch der Unwiſſendſte ſchneller ein entſcheidendes Urtheil, wo unverſchämter eine geſetzgebende Gewalt an, als wenn es darauf ankommt, über irgend ein Werk der Redekünſte abzuſprechen? Dieſer Unfug hat beſonders auch noch das Nachtheilige, daß er eine große Menge abhält, dergleichen bis auf einen gewiſſen Grad gleichſam populär gewordene Kenntniſſe gründlich, vollſtändig und im Zuſammenhange nach einer gut gewählten Methode zu ſtudieren, und ſie mit den rhapſodiſtiſchen, unordentlich durch einander liegenden Brocken zum nothdürftigen Fortkommen ſich begnügen läßt. Theologie, alte Philologie, Rechts- Arzenei- Geſchichtskunde, Mathematik u. ſ. w. glauben doch die Meiſten noch auf die angegebene Weiſe ſtudieren zu müſſen, wenn ſie anders etwas Gründliches und Brauchbares davon wiſſen wollen, weil die zu dieſen Wiſſenſchaften gehörigen Sätze nicht ſo ſehr im gemeinen Umlaufe ſind. Aber wie weit ſeltener kommt es hierzu in Anſehung der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, wo Trägheit, Unbeſonnenheit oder Eigendünkel ſich ſo gern mit der leichten abgegriffenen Waare begnügen, welche der Wochenmarkt des Lebens liefert?

6.

Geſchäfts-Styl.

Ob gleich nicht zu läugnen iſt, daß Vernunft und guter Geſchmack in den neuern Zeiten auch auf den Geſchäfts-Styl gewirkt haben, ſo befürchte ich dennoch keinen gegründeten Widerſpruch, wenn ich behaupte, daß dieſer Zweig des ſchriftlichen Vortrages im Ganzen noch immer am weiteſten vom Ziele möglicher Vollkommenheit entfernt iſt. Nicht zu gedenken, daß ſo wohl aus einzelnen, als aus den Federn ganzer Provinzen aller Schmutz der Barbarei in dieſe Gattung fließt und dieſelbe verunſtaltet, ſo wird der Kenner ſelbſt an den beſſern Producten noch immer bald mehr, bald weniger Flecken gewahr werden, die mit dem Geſetze der Vollkommenheit nicht beſtehen können. Was zur Verbeſſerung des Geſchäft-Styls bisher gethan, oder geſchrieben worden iſt, hat hauptſächlich wohl deßwegen nicht Alles wirken können, weil es zu häufig von Männern mit nur halben Kenntniſſen hergerührt hat. Denn bald waren die Verbeſſerer ſolche, die nur mit der Kritik des Geſchmacks, hingegen wenig mit der Theorie und Praxis der mancherlei Gattungen der Geſchäfte bekannt waren, oder es waren bloße

Juriſten, ohne guten Geſchmack und Kritik, die ihre Sachen nur deſto ſchlimmer machten, je mehr ſie ſich einbildeten, in Sachen des Geſchmacks auch wohl ein Wort mitſprechen zu dürfen. Nimmt man dazu nun noch die große Gleichgültigkeit, die lange Zeit in Anſehung der Mutterſprache und des guten Vortrags unter uns geherrſcht hat, und gewiß bei weiten noch nicht ausgetilgt iſt, ſo darf man ſich über die langſamen Fortſchritte des Geſchäfts-Styls nicht wundern.

Ein beſſerer Erfolg iſt unſtreitig alsdann zu erwarten, wann gründliche Kritik des Geſchmacks und Geſchäftskunde ſich vereinigen, und unter Vorleuchtung der Vernunft, deren Licht ewig und wie die Sonne unauslöſchlich iſt, dieſen Gegenſtand von allen Seiten betrachten. Wann ſie allgemeine unerſchütterliche Grundſätze und Regeln feſtſtellen, und in deren Anwendung, ſo viel nur immer möglich, bis zu den geringſten einzelnen Fällen herab ſteigen.

7.

Vollkommenheit des Styls.

O, man glaubt kaum, wie viel Liebe und Leben gerade nichts anders, als die Diction, einem Werke verſchaffet. Vollkommene Diction iſt faſt der einzige Geſundheits- und Lebensbalſam für Schriftwerke in einer lebendigen Sprache. Denn eine lebendige Sprache gleicht einer jungen Dame, die immer und immer mit ihren Kleidungsſtücken wechſelt. Man muß alſo die Perlen und Edelgeſteine ſeiner Gedanken ja an ihre beſten und liebſten Kleider, die ſie wahrſcheinlich am längſten tragen wird, zu heften, und ſo zu heften ſuchen, daß es unmöglich iſt, ſie davon zu trennen, ohne Schmuck und Einfaſſung zugleich zu zerſtören. Wehe dem Schriftſteller, der ſeine Perlen in ihren Plunder wickelt! —

Es iſt und bleibt ewig wahr, ohne Kritik gehört Alles, was das Genie für ſich etwa Vollkommenes hervorbringt, zu den Erbſen, welche die blinde Taube findet.

IV.

Vermiſchte Blätter,

die poetiſche Kunſt betreffend.

1.

Hübnerus redivivus.

Das ist: Kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten.

Ein Fragment *).

Schon die Überschrift zeigt, daß hier weder für, noch wider den Reim vernünftelt werden soll. Mag doch der Dichter reimen, oder nicht reimen! Wenn er aber reimen will, so vernimmt er ja wohl gern von einem alten Reimer, wie man billig reimen *soll*, — allenfalls auch *darf*.

Wenn gleich dieser Gegenstand nicht eben einer der wichtigsten in der Poetik ist, so verbiethet doch das Gesetz der höchst möglichen Vollkommenheit, auch Kleinigkeiten zu vernachlässigen. Kommen dergleichen Vernachlässigungen öfter vor, so summiren sie sich am Ende doch, und geben ein be-

*) Abgedruckt aus G. A. Bürger's Akademie der schönen Redekünste. Fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten. I. Bandes 4. Stück. Göttingen. 1797. S. 345. II. Bandes 1. Stück. 1798. S. 3.

D. H.

trächtlich unangenehmes Deficit an der Rechnung der Vollkommenheit.

Künſtler und Kunſtrichter von echtem Berufe bedürfen zwar eines ſolchen Unterrichtes nicht; allein dieß iſt auch vielleicht der Fall mit der ganzen Äſthetik. Wer kann und mag es aber allen Unberufenen wehren, ſich mit Reimen und Reimbeurtheilungen abzugeben? Dieſen kurz und gut zu ſagen, worauf es eigentlich ankommt, kann doch wohl nicht ſchaden, damit unſer Ohr künftig von den Reimern etwas weniger gequält, und unſere geſunde Urtheilskraft durch falſche Kritiken nicht ſo ſehr geärgert werde. Mit der möglichſten Güte und Kürze will ich das Kleinliche meiner Theorie gut zu machen ſuchen.

Der Reim iſt Übereinklang verſchiedener Wörter, welche zwei oder mehrere auf einander ſich beziehende Verſe beſchließen.

Seine Vollkommenheiten ſind Richtigkeit, Wohlklang, und Harmonie mit dem Inhalte.

Dieſe werden insgeſammt von einem Hochdeutſchen Ohre, nach echt Hochdeutſcher Ausſprache, nicht aber von

dem Auge, oder nach einer andern, als Hochdeutſchen Ausſprache beurtheilt.

*

1. Von der Richtigkeit.

Die Richtigkeit erfordert eben ſo viele Erklärungen, als es Arten gibt, gereimte Verſe zu beſchließen.

Man nennt die Ausgänge der Verſe männlich, wenn ſie ſich mit betonten Sylben ſchließen; es mag nun der Ton geſchärft, oder gedehnt ſeyn. Z. B. Wall, oder Wahl. Weiblich hingegen, wenn die vorletzte Sylbe auf eine von beiden Arten betont, die letzte aber ganz unbetont iſt. Z. B. Wälle, Wahlen. Wall und Schall, Wahl und Strahl ſind daher männliche; Wälle und Schälle, Wahlen und Strahlen ſind weibliche Reime.

Außer dieſen, die gewöhnlich und faſt überall vorkommen, gibt es noch, aber nur ſehr wenige Beiſpiele einer dritten Gattung von Reimwörtern, die meines Wiſſens weder männlich, noch weiblich heißen, und im Deutſchen noch gar keinen feſten Nahmen haben. Die Italiener nennen ſie Rime sdrucciole, gleitende Reime. Das ſind ſolche, in denen die dritte Sylbe vor der letzten auf eine von beiden Arten betont iſt, die beiden letzten aber unbetont ſind. Z. B. muthigen, blutigen; beſchuldigen, huldigen.

Nach dieſer Vorausſchickung läßt ſich die Richtigkeit folgender Maßen erklären.

Die Richtigkeit der männlichen Reime beſtehet in dem vollkommenſten Übereinklange zweier betonten Endſylben von ihrem letzten Vocal an bis zu Ende. So klingen in Macht und Pracht der Vocal a und die Conſonanten ch und t völlig überein. — Da viele Sylben ſich mit mehr, als Einem Conſonanten anfangen, ſo können auch von dieſen uoch der eine oder der andere in zwei betonten Endſylben überein klingen; jedoch trägt dieß zur größern Richtigkeit nicht das Mindeſte bei. So ſind z. B. Pracht und Tracht, worin auch das r vor dem Vocal überein klingt, um kein Haar richtigere Reime, als Schlacht und Pracht. Wenn ſogar alle Beſtandtheile der ganzen Sylbe überein klängen, ſo würde der Reim in einem andern Betrachte, wie weiter unten vorkommen wird, wieder fehlerhaft werden. Dieſe Bemerkung leidet auch bei den folgenden Reimen ihre Anwendung.

Weibliche Reime ſind richtig, wenn vom letzten Vocal der vorletzten Sylbe an bis zu Ende des Wortes alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig überein klingen. So ſind laben und graben richtige weibliche Reime, weil von dem a an alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig zuſammen ſtimmen.

Zwei Wörter von der dritten Gattung reimen ſich richtig, wenn von dem letzten Vocal der dritten Sylbe vor der letzten an alle übrigen Töne bis zu Ende völlig überein ſtimmen. Z. B.

Deinem ſanft flötenden
Ton, Philomele,
Weichen die tödtenden
Sorgen der Seele.

In flötenden und tödtenden ſtimmen von ö an alle übrigen Töne bis an's Ende völlig überein.

Daß man nicht für das Auge, ſondern für das Ohr reime, mithin die Richtigkeit des Reimes lediglich von dem Ohre beurtheilt werden müſſe, dürfte kaum erinnert werden, wenn nicht ſo manche unſtatthafte Reim-Kritik, die mir in Recenſionen vorgekommen iſt, mich dazu aufforderte. Es iſt eben ſo große Tollheit, Töne ſehen, als Farben hören zu wollen. Einfältiger Menſch, was du da auf dem Papiere vor dir ſieheſt, ſind ja nicht Töne, ſondern nur ihre Zeichen! Nicht dein Ohr, ſondern dein Auge erklärt Reime für unrichtig, wie dieſe: Weich, Zweig; zeigt, reicht; borgt, horcht; durch, Burg; Geſang, Dank; werfen, ſchärfen; Tanz, fand's, Diamants; Harz, bewahrt's; hat's, Schatz; niederwärts, Scherz;

Wachs, ſtracks; Axt, packſt; Hexe, Kleckſe, u. ſ. w. Gleichwohl reimen ſich alle dieſe Wörter wegen des völligen Übereinklanges der Töne in der guten Hochdeutſchen Ausſprache ſehr richtig, ſo verſchieden auch die Schrift iſt. Der Hochdeutſche, welcher dieſem widerſprechen kann, iſt, wenn nicht ein einfältiger Tropf, zum mindeſten ein eigenſinniger Kopf, wenn anders der eigenſinnige Kopf, der ohne vernünftige Gründe mit Händen und Füßen behauptet und widerſpricht, etwas Beſſeres, als ein Tropf iſt.

Ich bin geneigt, ſogar noch weiter zu gehen, und auch Reime, wie dieſe: Hals, Salz; Gans, Kranz; Tag, ſprach; Pflug, Buch, — für richtig zu erklären, weil die Verſchiedenheit in der echt Hochdeutſchen Ausſprache äußerſt und ſogar alsdann noch faſt unmerklich iſt, wenn man vermittelſt einer Mund-Grimaſſe ſich rechte Mühe gibt, die Verſchiedenheit merklich zu machen.

Doch, vielleicht denke ich von den Tadlern jener Reime ſchlimmer, als ſie es verdienen. Wie, wenn ſie ſich wirklich auf ihr Ohr und auf die Ausſprache beriefen? Alsdann aber frage ich wieder: Lieber, was für ein Landsmann biſt du? Biſt du ein Hochdeutſcher, geboren und erzogen unter den höhern und gebildetern Volks-Claſſen derjenigen Deutſchen Provinzen, in welchen unſere neuere Schrift- und höhere Umgangsſprache ſeit Luther's Zeiten entſtanden und

fortgebildet worden? Oder biſt du ein Franke, ein Schwabe, ein Elſaſſer, ein Baier, ein Schweizer, ein Öſterreicher, mit Einem Worte, biſt du ein Süd-Deutſcher aus einer von denjenigen Provinzen, die noch das für die Schriftſprache längſt veraltete Hochdeutſch ſprechen? Im erſten Falle biſt und bleibſt du, Einwendens ungeachtet, entweder der einfältige Tropf, oder der eigenſinnige Kopf; im zweiten aber berufſt du dich auf ein falſches Ohr, auf eine falſche Ausſprache.

Nur ein neu Hochdeutſches Ohr, nur eine neu Hochdeutſche Ausſprache können und dürfen hierin entſcheiden; und es ſteht mit Recht zu behaupten, daß nur die höhern gebildeten Volks-Claſſen des nördlichen Deutſchland's in dem Beſitze dieſer Stücke ſind. Denn nur ſie haben an der Revolution, welche Cultur des Verſtandes und des Geſchmacks ſeit Luther's Zeiten erfahren, den nächſten und ſtärkſten Antheil genommen, und ſich die dadurch entſtandene Sprache mit geringern Ausnahmen am meiſten eigen gemacht. Die aus ihrem Schooße entſtandenen Schriftſteller haben nicht nur das Gebäude unſerer Deutſchen National-Literatur gegründet, ſondern auch den Bau ſchon größten Theils hinaus geführet, ehe es den übrigen Provinzialen kaum noch eingefallen iſt, an dieſem Baue gleichfalls Theil zu nehmen. Wollen dieſe nunmehr, daß man ihnen für ihren Beitritt danken ſoll, ſo müſſen ſie alle die Materialien

zu Hauſe laſſen, die zu dieſem Baue nicht paſſen. Wie kann und darf ein ſeit geſtern angekommener Fremdling ſich anmaßen, heute ſchon an der Verfaſſung des Staates zu meiſtern? Es iſt Thorheit, ſich einzubilden, daß es gelingen werde; und Unverſchämtheit, es nur zu wollen. Das neue in Ober-Sachſen entſtandene, von den obern Volks-Claſſen dieſer und anderer Sächſiſchen Provinzen und ihren claſſiſchen Schriftſtellern fortgebildete Deutſch herrſchet nun einmahl, und kein Elſaſſer, kein Schwabe, kein Baier, kein Öſterreicher wird es mehr wegherrſchen. Jede Abweichung davon, jede Empörung dagegen wird in gerechten Anſpruch genommen. Alle vernünftigen und billigen Provinzialen ſehen das auch ſehr wohl ein, und fügen ſich ohne Widerrede den Hochdeutſchen Sprachgeſetzen, ſo weit ſie ihnen nur immer bekannt ſind. Nur der Pöbel übertritt ſie aus grober Unwiſſenheit, oder mit trotzigem Vorſatze.

Sollten aber wohl die oben angeführten Reime von einem richtig redenden und hörenden Hochdeutſchen mit Recht getadelt werden können? Daß ſie wirklich getadelt worden ſind, das kann ich verſichern. Von einigen derſelben ſteht zu behaupten, daß ſie billig nicht nur vor jedem Hochdeutſchen, ſondern vor jedem Deutſchen Ohre überhaupt als richtig gelten müßten. Wo iſt wohl in irgend einem Winkel Deutſchland's ein Menſch, der werfen und ſchär-

fen, Tanz und Diamants, Harz und bewahrt's, niederwärts und Scherz nicht vollkommen gleich tönend ausspräche? Von Tanz und fand's, hat's und Schatz möchte dieß zu bezweifeln seyn, weil mir zu Muthe ist, als hätte ich fand's und hat's von manchen Provinzialen wohl gedehnter aussprechen hören, als es der Hochdeutsche durchgängig ausspricht. Wenn ein echter Hochdeutscher diese, und ein Deutscher überhaupt jene Reime unrichtig nennet, so kann er offenbar keinen andern Grund anführen, als weil sich die Wörter nicht für das Auge reimen, und das ist offenbar ein Grund, der gar kein — Grund ist.

Allein in Ansehung des ch und g, in den übrigen oben angeführten Wörtern, möchten die Zweifel selbst eines Hochdeutschen gegen die Richtigkeit des Reims mehr Anschein haben; und dieß veranlaßt mich, über ihre Aussprache eine kleine Ausschweifung zu machen, besonders, weil ich die Hochdeutschen Sprachlehrer, und nahmentlich unter diesen den größten, nähmlich Adelung, hierüber entweder nicht recht verstehe, oder selbige mir Unrecht zu haben scheinen. Mir, der ich im Fürstenthum Halberstadt, und also auf der Grenze von Ober-Sachsen, der Heimath der neuern Hochdeutschen Mundart, geboren, an die acht Jahre in Ober-Sachsen zu Halle erzogen worden bin, nachher aber über zwanzig Jahre unter gut Hochdeutsch redenden Menschen in

und um Göttingen gelebt habe, und alſo echte Hochdeutſche Ausſprache ſo wohl in den Ohren, als in dem Munde haben kann, mir ſcheint es, daß jene Herren die Ausſprache dieſer beiden Laute, wenn nicht unrichtig, dennoch unbeſtimmt in ihren grammatiſchen Schriften angeben.

Was zuvörderſt das ch betrifft, ſo nehme ich jetzt zum erſten Mahle, da ich genauer nachſehe, mit Verwunderung wahr, daß Adelung zwei auffallend verſchiedene Ausſprachen desſelben auch nicht mit einer Sylbe bemerket. Ich meine die Verſchiedenheiten nach a, o, u, und nach å, e, i, ö, ü. Man nehme z. B. die Wörter Ach und Ich. Dort wird der Laut hinten im Munde durch Erhebung des hintern Theils der Zunge nach dem Gaumen, und durch Herabſenkung und Zurückziehung der Spitze gebildet. Dieſen kann man mit Adelung den ſtärkſten Hauchlaut nennen, der entweder gelinde und einfach, wie in ſprach, oder ſcharf und gedoppelt, wie in Sache, lautet. Davon iſt aber der Laut des ch in Ich gänzlich verſchieden. Dieſen weiß ich nicht anders zu bilden, als durch Anlegung der vordern Seitenränder der Zunge halb an die vordern Backenzähne, und halb an die Ränder des Gaumens, dergeſtalt, daß der Laut über die Zunge, die, wie mir's vorkommt, eine Mittelrinne bildet, nicht mehr gehaucht, ſondern vielmehr heraus gepfiffen wird. Auch dieſer Laut iſt entweder gelinde

und einfach, wie in ſiech, ſieche, oder ſcharf und gedoppelt, wie in Stich, Stiche. Von dem j unterſcheidet ſich derſelbe durch nichts, als durch den ſtärkern Druck der Organe, die bei Hervorbringung beider Laute eine völlig gleiche Lage annehmen.

Jenen beiden verſchiedenen Lauten des ch, dem gehauchten und dem gepfiffenen, weiß ich keine ſchicklicheren Nahmen zu geben, als wenn ich jenen den Achlaut, dieſen aber den Ichlaut nenne. Der Unterſchied zeigt ſich nie merklicher, als wenn Ausländer unſere Sprache lernen ſollen. Den Achlaut lernen ſie ohne Schwierigkeit; den Ichlaut hingegen oft in ihrem ganzen noch ſo langen Leben nicht mit der den Hochdeutſchen eigenthümlichen Delicateſſe ausſprechen. Sie ſprechen ihn entweder wie ein k, oder wie g, oder auch wie ch in Ach aus, welches Letztere auch, wenn ich nicht irre, manche Provinzen, z. B. Weſtphalen, thun.

Eben dieſer Unterſchied des Ach- und Ichlautes wird auch beobachtet, wenn a, o, u, oder å, e, i, ö, ů darauf folgen. China wird mit dem Ichlaute; Chaos aber am liebſten mit dem Achlaute ausgeſprochen. Daß übrigens ch vor einem s in einer und eben derſelben Sylbe wie k, und alſo der Dachs, das Wachs, wie Daks, Waks ausgeſprochen werden, hat ſeine völlige Hochdeutſche Rich-

tigkeit, wie auch Adelung bemerkt hat. Anders verhält es ſich, wenn das s einer andern Sylbe angehört hat, und nur durch Eliſion heran gerückt iſt, wie in Dach, des Daches, — Dachs, wo es ſeinen Achlaut unverändert behält.

Das g lautet in der guten, neu Hochdeutſchen Ausſprache auf folgende verſchiedene Arten.

I. Es liegen die Organe eben ſo, als bei'm k; nur daß ſie nicht ſo ſtark an einander gedrückt werden. Mir däucht, der mittlere Theil der Zunge erhebt ſich, und ſchlägt dabei leiſe und gelinde an die mittlere Höhe des Gaumens, anſtatt daß die Zunge bei'm k ſtark angedrückt, und nach dem gehörigen Engorgement des Hauches und des Tones ſchnell davon wieder abgeſchnellt wird. Dieſen Laut hat das g 1) überall im Anfange eines Wortes. Z. B. Gott wird nicht wie Kott, auch nicht wie Jott, auch nicht wie Chott, mit dem Ach- oder Ichlaute, ſondern mit dieſem ganz eigenen, bis zur äußerſten Gelindigkeit gemilderten K-tone ausgeſprochen. 2) Eben dieſen Laut behält das g überall und an jeder Stelle des Wortes, wenn ein Vocal darauf folget, und kein n vorher gehet. Z. B. ſagen, folgen, bergig, blauäugig. Dieſer Ton bleibt auch bei der Verdoppelung, in Flagge, flügge, in den Nieder-Sächſiſchen Wörtern Pogge, ein Froſch, Plagge, ein abge-

ſtochenes Stück Raſen, die Linnenlegge, der Freiherr von Knigge, Egge, u. ſ. w.

II. Lautet das g wie ein k am Ende einer voll betonten Sylbe nach n. Z. B. Geſang, wie Geſank; ſo auch Klang, Empfang, jung, empfänglich, Jungfrau. Ausnahmen hiervon unter der folgenden Nummer.

III. Hat das g nach n einen Naſenton, faſt wie en, on, un der Franzoſen; und zwar 1) in allen Wörtern vor den Ableitungs- und Biegungslauten e, und denen, die ſich noch dazu geſellen. Z. B. Stange, Stängel, ſingen, Anger. Dieſen Naſenton behält es auch, wenn das e elidirt wird. Z. B. ſingt, Singweiſe, des Geſangs, — nicht wie Geſanks. 2) Vor dem mildernden e, z. B. in enge, bange; ſelbſt wenn dieſes e wieder ausgeſtoßen wird, wie z. B. der engſte, bänglich. Auch in den Wörtern Angſt, Hengſt, jüngſt, längſt, Pfingſten, vermuthlich, weil das ſ hier überall mit einem ehemahls vorhanden geweſenen Vocale noch leiſe und unvermerkt angefeuchtet wird, ſollte es auch nur das e ſeyn, womit der iſolirte Sauſelaut ausgeſprochen wird.

Ausnahmen hiervon machen alle diejenigen abgeleiteten Wörter, deren Stammwort auf ng ohne weitern Vocal ausging. Alſo z. B. empfänglich, von Empfang, wie k, ſo auch vergänglich, von Vergang, langſam, lang-

wierig, langweilig, u. ſ. w. Hierher aber möchte ich nicht mit Adelung ein Wort, wie unbezwinglich, rechnen, weil es von bezwingen abgeleitet iſt, worin ſchon vorher ein e das ng begleitet hat.

Zweifelhaft ſcheint die Ausſprache des g in den halb betonten Sylben ung und nung zu ſeyn, ob es nähmlich den K- oder Naſenton haben ſoll. Ich, meines Theils, bin faſt mehr für den K-ton.

IV. Endlich hat das g den wahren Ach- und Ich-ton des ch, in Anſehung deſſen man mir zwar widerſprechen, aber mich ſchwerlich bekehren dürfte, weil ich die allgemeinſte Hochdeutſche Ausſprache hierin allzu aufmerkſam erlauſcht zu haben glaube.

1. Den Ach-ton des ch hat das g am Ende jeder betonten Sylbe nach a, o, u, und au. Man ſpricht alſo Tag, wie ſprach; zog, wie hoch; trug, wie Fluch aus. Eben das hat auch Statt, wenn das Ableitungs- Biegungs- oder Milderungs-e ausgeſtoßen ſind. In fragt, trugt, behaglich, tauglich, ſaugt, u. ſ. w. ſpricht man das g mit dem Achlaute des ch aus. Daher lautet auch das von jagen abgeleitete Subſtantiv Jagd, wie Jacht, und in den von tragen, mögen, wiegen, fliegen abgeleiteten Wörtern Tracht, Macht, Wucht, Flucht hat man ſogar auch das Zeichen zu Hülfe genommen.

2. Den Ich-ton des ch hat das g 1, am Ende jeder betonten und unbetonten Sylbe nach å, e, i, ö, ü, ei und eu. Man ſpricht alſo hinwég und der Wèg, wie hinwéch und Wèch; Sieg und Krieg, wie Siech und Kriech; Teig, wie Teich. Eben das hat auch Statt, wenn das Ableitungs- Biegungs- oder Milderungs-e ausgeſtoßen ſind. Du ſågſt lautet daher, wie du ſprächſt; tåglich, wie tächlich; möglich, wie möchlich; vergnügt, wie vergnücht; zeigt und beugt, wie zeicht und beucht. — Geheiligt lautet, wie geheilicht. 2, Der Ich-ton findet überall Statt am Ende einer Sylbe, wenn irgend ein anderer Conſonant, als n, vor dem g ſteht. Z. B. in Sarg, wie Sarch; ſo auch Talg, Balg, Berg, Zwerg, verbirg, Borg, Burg, borgſt, bürgt, folgt, tilgt, folglich, bürglich, u. ſ. w.

Wer dieſe Lehre läugnet, muß bei dem g, wenn er's auf der Einen Seite nicht mit dem Ach- oder Ich-tone des ch, und auf der andern nicht mit dem K-tone, wie manche Provinzialen, ſondern in dem G-tone Nummer I ausſprechen will, eine gezwungene Grimaſſe machen. Die macht er zuverläſſig, ſo lange er ſtreitet. So bald er aber an den Streit nicht mehr denkt, fällt er entweder in den K- oder in den Ch-ton, und ſpricht entweder Sark, Tak, was er nicht ſollte, oder Sarch, Tach, erſteres mit dem

Ich- und letzteres mit dem Ach-tone, wie es auch den beſten Hochdeutſch-Sprechern durch ganz Deutſchland natürlich und eigen iſt. Aber in Sårge, Tage, bergig, zweitägig behauptet der gelinde G-ton Nummer I, wie Gott, ſein Recht wieder, und es iſt falſch, wenn man die Sårje, oder Sårche, oder Sårke ausſpricht.

V. Sollte nicht g auch zuweilen faſt wie j ausgeſprochen werden? In der That, ich glaube dieſes in der Ableitungsſylbe ig, wenn das Concretions-e hinzukommt. Daß z. B. gůtig nicht gůtik, auch nicht im Tone des g Nummer I, wie in Tage, auch nicht im Naſentone ausgeſprochen wird, das iſt, däucht mir, doch offenbar. Auch kann das g hier nicht den Ach-ton des ch haben. Alſo bleibt nur noch der Ich-ton desſelben übrig, welcher auch in der That der rechte zu ſeyn ſcheint. Das End-g in gůtig klingt, wie ch in lieblich; allein in gůtige klinget es anders, als ch in liebliche. Und wie? Fürwahr, wenn nicht völlig, doch beinahe ſo weich, wie gůtije. Denn nie habe ich in „der gůtige Gott„ irgend einen nicht grimaſſirenden Hochdeutſchen alle drei g überein ausſprechen hören. Noch offenbarer wird dieſer Unterſchied, wenn die Ableitungsſylbe ig zu Stammwörtern kommt, die ſich auf g endigen, z. B. geringfůgig. Niemand wird geneigt ſeyn, das letzte g in fůgig dem vorher gehenden, wenn er dieß

anders richtig im G-tone Nummer I ausſpricht, gleich auszuſprechen. —

Dieſe Ausſchweifung über die Ausſprache des ch und g geſchah, um die Richtigkeit angefochtener Reime, wie Tag, ſprach, Pflug, Buch, Molch, Erfolg, braucht, taugt, zeigt, reicht, liegt, riecht, drang, ſank, u. ſ. w. zu retten. Ich kehre zu meiner Materie zurück.

Alle Wörter, in welchen diejenigen Conſonanten und Vocale nicht völlig überein klingen, welche nach dem Urtheile Hochdeutſcher Richtig-Sprecher und Hörer überein klingen müſſen, ſind unrichtige, oder vielmehr unreine Reime.

Unreine ſind daher I. in Anſehung der Conſonanten alle weiblichen Wörter, in denen b auf p, oder p auf b klappt. Z. B. laben, Satrapen; Lobe, Trope; Glaube, Raupe. Richtig hingegen ſind die Männlichen, z. B. gab, Satrap. Denn b wird am Ende wie p ausgeſprochen. Noch weniger, als b und p, reimen ſich w und b, z. B. Löwe, ſchöbe; am allerwenigſten b und f, z. B. Liebe, Briefe, nach einer verderbten Ausſprache, Briebe oder Briewe, wie ich einmahl geleſen habe. So reimen ſich auch nicht d, t, und dt. Z. B. laden und braten; reden und treten; Friede und Niete; Ode und Bothe; Stute und Bude; Staude und Laute; leide

und ſtreite; Rinde und Flinte; bunte und Hunde; Fehde und Städte, u. ſ. w. Ferner reimen ſich nicht g und ch in weiblichen Wörtern. Z. B. Sage und Sprache; Flagge und Sache; Auge und tauche; ſpräche und erwäge; zeige und reiche; fliege und kriech; Pfluge und ſuche. Richtig hingegen ſind die männlichen, z. B. lag, ſprach, und Tag; Pflug und Buch; Molch und Erfolg; braucht und taugt; zeigt und reicht; liegt und riecht; borgt und horcht, u. ſ. w.

Am unrichtigſten und widerwärtigſten ſind die Reime g auf k, und umgekehrt. Z. B. jagen, haken; jagt und hakt; ſingt und winkt; Flagge und Hacke; Egge und Strecke; Menge und Schenke; Berg und Werk; Folge und Wolke, u. ſ. w. Gedoppelt unrichtig und widerwärtig ſind ſolche, wie legte und deckte, weil das e im erſten gedehnt, im zweiten geſchärft ausgeſprochen wird.

Sehr unrein und widerwärtig ſind auch das gelinde ſ auf das ſcharfe ß, wenn ein Vocal darauf folgt. Z. B. Haſe und Straße; Rieſe und fließe; Reiſiger und Fleißiger; mooſig und kloßig. Noch ärger iſt es, dieß gelinde ſ auf das verdoppelte ſcharfe ß oder das ſſ zu reimen, z. B. Haſe und Gaſſe, weil da auch der Unterſchied zwiſchen dem geſchärften und gedehnten Vocale noch

hinzu kommt. Da, wo nach ſ und ß kein Vocal mehr folgt, wie am Ende des Worts, oder wo er ausgeſtoßen iſt, klingen ſie überein. Wenn alſo da nur der Unterſchied zwiſchen dem geſchärften und gedehnten Vocal es nicht verbiethet, ſo können ſie ganz richtig auf einander gereimt werden. Z. B. Gras und ſaß, raſ't und ſpaßt, Laſt und faſſ't oder faßt ſind ganz richtige Reime.

II. In Anſehung der Vocale ſind ſo unrein und widerwärtig, als möglich, 1) wenn man geſchärfte Vocale vor verdoppelten Conſonanten, und gedehnte vor einfachen auf einander klappt. Z. B. Fallen und Kabalen; ſchämen und dämmen; treten und betten; bothen und ſpotten; Sprache und Sache; Fläche und bräche; Straße und Gaſſe; Grüße und Küſſe. Die männlichen ſind es faſt eben ſo ſehr. Z. B. Stall und Mahl; Cabinett und Gebeth; kam und Lamm; Tod und Gott; ſpükt und drückt; ſchwer und Herr; ſiech und Stich; Fuß und Kuß; los und Roß; floß und groß, u. ſ. w. Reime, wie die letzten, möchten die Schwaben für richtig halten, weil ſie floß wie groß dehnen.

Auch die eigentlich kurzen, unbetonten Sylben in dactyliſchen Wörtern, welche durch einen Sylbenzwang bisweilen zu langen und betonten erhoben werden, dürfen nicht auf wirklich lange betonte geklappt werden. Der Mißklang wird

hier noch ärger, wenn die letzten gedehnt ſind, z. B. Grazien, ſtehn. Das ſind ſehr ſchändliche Reime.

2) Falſche Reime geben ferner alle zuſammen gepaarten Vocale, die nicht mit einerlei Öffnung des Mundes ausgeſprochen werden. Iſt die Verſchiedenheit der Öffnung zu beträchtlich, ſo iſt auch die Diſſonanz zu auffallend, als daß nicht auch das dickſte Ohr ſie empfinden ſollte. Nicht leicht wird daher wohl Jemand a, e, i, o, u auf einander reimen wollen, es müßten denn ganz rohe ungebildete, eben ſo falſch hörende, als ſprechende Schwaben ſeyn, die wohl ſonſt und Kunſt, können und ſinnen auf einander zu reimen im Stande ſind. Allein die Vocale å, e, ö, ingleichen i und ü, wie auch die Diphtongen ei, eu, ai und äu ſind unter einander ungleich näher verwandt. Was iſt von dieſen zu halten? — Will man es ganz genau und ſtrenge nehmen, ſo ſind Thränen, ſehnen und ſtöhnen, Lehre und Sphäre, Meer und Speer, Liebe und trübe, Blick und Glück, träumen und leimen, Feind und Freund keine ganz richtigen Reime. Da indeſſen hier die Diſſonanz nicht ſo auffallend iſt; da ein guter Vorleſer durch Senkung des einen und Erhebung des andern beiderlei Töne einander ziemlich nähern kann; da ein ſo großer Mangel an Reimen in unſerer Sprache iſt, und da endlich eben daher das Anſehen aller, auch unſerer beſten Dich-

ter ohne Ausnahme ſie in Schutz nimmt, ſo darf man ſie wohl, wenn nicht völlig richtige, doch wenigſtens verzeihliche Reime nennen, zu denen naſeweiſe Kunſtrichter wenigſtens zu ſchweigen haben. Dennoch wird ein Dichter von feinem Ohre, zumahl in denjenigen lyriſchen Gedichten, worin es auf höchſte Correctheit angeſehen iſt, ſich erſt nach allen Seiten hin drehen und wenden, und nur dann nach ſolchen Reimen greifen, wenn gar kein Ausweg mehr vorhanden zu ſeyn ſcheinet.

Wegen unſerer Armuth an Reimen hörte ich ſchon manches Mahl mündlich den Vorſchlag thun, die auch in Rückſicht auf Conſonanten bloß ähnlich klingenden Reimwörter gut zu heiſſen. Z. B.

Ich danke Gott mit Saitenſpiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geſchmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.

Allein, wenn man ſolche Reime auch dem Bothen Asmus gut heißt, ſo würde man's doch ſchwerlich ſeinem Vetter Claudius, dem Homme de lettres, thun. Der Homme de lettres wird ſich auch wohl hüthen, wie der Bothe zu dichten und zu reimen. So dichtet, redet, verſificirt und reimt auch Bürger, als Profeſſor Bürger, ganz

anders, als wenn er den Minſtrel macht, wiewohl er als dieſer keinen beſondern Nahmen führt. Das begreifen aber weder manche Nachahmer, noch manche klügelnden Kunſtrichter; und doch wäre es, dächte ich, ſo leicht zu begreifen.

*

Es thäte Noth, daß das Meiſte, was in dieſem Abſchnitte von der Richtigkeit des Reimes geſagt worden iſt, Tag für Tag durch ein Sprachrohr nach allen zwei und dreißig Winden hin ſo wohl den Deutſchen Dichtern, als auch den Dichter- und Reimerlingen zugerufen würde. — Wie? Auch den Dichtern? Ja wohl! Es ärgert weit mehr, wenn ein ſo guter Dichter, als z. B. Blumauer, ein ſo nachläſſiger Reimer, als wenn der ausgemachte Dichterling zugleich auch ein Reimerling iſt. Ich ſtachle hiermit Blumauer'n vorſätzlich eben deßwegen, weil er mir als Dichter ſo werth iſt, damit er ſich aufmache, und ſeinem Landsmanne Alxinger in dem rühmlichen Beſtreben nach Hochdeutſcher Correctheit nachahme. In funfzig oder hundert Jahren ſind ohnehin wir, die wir jetzt leben, nicht correct mehr; noch weniger werden wir's ſeyn, wenn wir es nicht einmahl für unſere Zeitgenoſſen zu ſeyn ſtreben. Dem Dichter, der ſeine Kunſt, ſeine Leſer und ſich ſelbſt ehrt und liebt, wie er ſoll, iſt auch das Kleinſte keine Kleinigkeit.

2. Vom Wohlklange.

Reime sind wohlklingend, wenn sie leicht und angenehm auszusprechen, und leicht und angenehm anzuhören sind. Demnach beruhet der Wohlklang ungefähr auf folgenden Stücken.

I. Auf der Richtigkeit. Reime, die nicht richtig sind, können auch unmöglich wohlklingend seyn.

II. Reime von einfachen oder verdoppelten gleichen Consonanten sind in männlichen so wohl, als weiblichen Wörtern wohlklingend. Z. B. gab, Bad, klar, empor, Natur, Stier, Gabe, Gnade, ziere, geboren, Fluren, Stamm, Lamm, Flamme, Kette, Affe, u. s. w. Von gleichem, ja vielleicht noch vorzüglicherem Wohlklange sind auch die Wörter, in denen die flüssigen Consonanten l, m, n, r sich vor andere stellen, weil sie sich mit dem folgenden sehr leicht vermählen, und dem Worte noch mehr Metall-Klang geben. Z. B. Wald, Gestalten, stammte, Falbe, Stunde, warb, Garben, Sturme. Wenn die flüssigen unter einander selbst sich gatten, so entstehen dadurch die schönsten, tönendsten Reime; Z. B. Halme, Palme; lerne, ferne; Zorne, Dorne; Harme, erbarme, u. s. w. Solche Wörter hingegen, in denen mehrere sehr heterogene harte Consonanten zusammen stoßen, die weder leicht und angenehm auszusprechen, noch auch anzu-

hören ſind, können nicht für wohlklingend geachtet werden. Z. B. ſchöpfte, ſchröpfte; ächzen, krächzen; horcht, borgt; klopft, ſtopft; ſchärft, werft; nichts, Geſichts; kürzt, ſchürzt, u. ſ. w. Solche entfernen ſich zu weit von dem reinen Metall-Tone. Der Vocal wird durch die Menge der über ihn her ſtürzenden Conſonanten erſtickt:

Klageſtimmen verſinken alſo, wann bebend die Erde
Städt' einſtürzt, und der Staub der geſtürzten gen Himmel empor ſteigt.

Daher ſind auch die gedehnten Vocale vor einfachen Conſonanten in der letzten männlichen Endſylbe, ſo wie auch in der vorletzten Sylbe der weiblichen Wörter wohlklingender, weil der gedehnte Vocal länger und voller tönt, als der kurz abgeſtoßene. Die Harmonie kann jedoch eine Ausnahme machen.

III. Billig müſſen die Reimwörter unter den übrigen der Verſe am volleſten und lauteſten tönen. A, i, o, u und au tönen lauter und metallener, als å, e, ö, ů und eu, oder ei. Z. B. labe, liebe, lobe, Grube, Glaube ſind in dieſer Rückſicht wohlklingender, als gåbe, lebe, ſchöbe, grůbe, Scheibe. — Im Vorbeigehen, ich wollte, daß der Henker wenigſtens zwei Drittheile der vielen e in

unſerer Sprache hohlte! Vor dieſem e kann faſt gar keine muſikaliſche Sonorität aufkommen. Wer dieſen Schwall von e für wohlklingend halten kann, hat gar kein Ohr für die ſchöne Sonorität der Italieniſchen Sprache. Man höre die wohlklingendſten Deutſchen Verſe gegen Italieniſche, wie dieſe:

Quanti vedrai giugnendo
Al nuovo tuo soggiorno,
Quanti venirti intorno
A offrir ti amore e fé!
O Dio chi sà fra tanti
Teneri ommagi e pianti,
O Dio chi sà se mai
Ti sovverrai di me.

In elf Verſen kaum ſo viel e, und dieſe faſt alle betont. Dagegen nehme man ungefähr eben ſo viel Deutſche von einem Dichter, der ſich bewußt iſt, auf dieſen Italieniſchen Wohlklang ſo ſehr, als Einer, zu raffiniren.

Unter Wonnemelodieen
Iſt der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantaſieen
Neuer Luſt ſein Auge lacht!

Golden über Thal und Hügel,
Blau und golden ſchwebet er;
Wohlgefühle wehn die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wieſe, Hain und Flur,
Labſal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur *).

Man zähle die größten Theils unbetonten e, und ſehe, ob man mit vierzig auskommt. Schändlich, ſchändlich iſt es, daß dieſer E-Ton ſich überall aufdringt, daß man kaum einen Vers von vier Sylben ohne ihn zu Stande bringen kann. Adelung meint zwar Wunder, was unſere Sprache an Wohlklang dadurch gewonnen, daß dieſes e ſo manches a, i, o, u der alten Lingua francisca verdränget hat, daß wir z. B. ſtatt Githanko, Gedanke, ſtatt Frankono, Franken, u. ſ. w. ſagen. Allein das ſey dem Apollo geklagt! — Der große König wußte gar wohl, was er mit ſeinem lebena, für leben, ſagen wollte, worüber man gleichwohl geſpottet hat. —

*) S. den Anfang der Nachtfeier der Venus.
D. H.

Zurück kehrend von dieſer Ausſchweifung, füge ich in Anſehung der Laut- und Volltönigkeit noch hinzu, daß die unbetonten, größten Theils auf e ausgehenden End-Sylben der weiblichen Wörter, welche mit einem Conſonanten, etwa l, m, n, r ſchließen, tönender ſind, als diejenigen, die auf das bloße unbetonte e ausgehen. Z. B. Gabel hat mehr Klang, als Gabe.

IV. Die männliche Reim-Sylbe muß eine vollbetonte ſeyn. Huldigen und Grazien ſind für männliche Reime nicht tönend genug. Etwas mehr Ton ziehen die Ableitungs-Sylben ig und lich auf ſich. Z. B. feierlich, adelig. An den Ableitungs-Sylben bar, ſam, haft, heit, keit, ung iſt in dieſer Rückſicht nichts auszuſetzen. Voll und laut genug tönen daher die männlichen Ausgänge auf wunderbar, tugendſam, grillenhaft, Erfahrenheit, Tapferkeit, Huldigung.

V. Ein wichtiges Erforderniß des Wohlklanges iſt Mannigfaltigkeit und Abwechſelung der betonten ſo wohl, als unbetonten Reim-Sylben, in Rückſicht auf Conſonanten und Vocale.

1. Der betonten.

1) Mannigfaltigkeit der Schluß-Conſonanten in den männlichen Wörtern, die nahe auf einander folgen. Z. B. die Reime Stab und gab, lieb und ſchrieb, hob und

ſchnob, hub und grub dürften wohl die Geſetze wenigſtens des feinern Wohlklanges beleidigen, wenn ſie in Einer Strophe, oder ſonſt allzu nahe bei einander vorkämen. Eben die Bewandtniß dürfte es auch wohl mit den weiblichen Wörtern laben, graben, heben, geben, lieben, trieben, loben, toben, huben, gruben haben.

2) Mannigfaltigkeit der Vocale und Diphtongen. Dieſe will, daß die letzte Sylbe der männlichen und die vorletzte Sylbe der weiblichen neben einander ſtehenden, oder abwechſelnd unter einander gemiſchten Reimwörter nicht einerlei Vocal oder Diphtongus führen. In nicht mehr, als vier Zeilen überſieht man dieß allenfalls; allein in noch mehrern entſteht dadurch ein unangenehmer Gleichklang. Z. B.

Furchtbares Meer der ernſten Ewigkeit,
Uralter Quell von Welten und von Zeiten,
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit,
Beſtändigs Reich der Gegenwärtigkeit,
Die Aſche der Vergangenheit
Iſt dir ein Keim von Künftigkeiten.

Haller.

2. Mannigfaltigkeit und Abwechſelung der unbetonten.

1) In Anſehung der Vocale iſt da nun, leider! wegen des überläſtigen unbetonten e, worauf bei weiten die mei-

ſten weiblichen Wörter ausgehen, nicht viel Mannigfaltigkeit möglich. Indeſſen gibt's doch auch einige, wiewohl nur wenige weibliche Ausgänge mit andern Vocalen, die man möglichſt zu Hülfe nehmen muß. Ich meine die unbetonten, oder nur halb betonten ung, ig, lich. Z. B. Empörung, Zerſtörung; gütig, edelmüthig; unvergeßlich, unermeßlich. Da ſich aber das e gar zu oft aufdringet, ſo muß man wenigſtens

2) Durch die Schluß-Conſonanten in die unbetonte E-Sylbe Mannigfaltigkeit und Abwechſelnng zu bringen ſuchen, ſo viel es nähmlich da das gleichfalls ſich allzu oft aufdringende e verſtattet. Indeſſen iſt doch in Anſehung der Conſonanten mehr Mannigfaltigkeit möglich durch el, eln, ern, er, es, et, elt, ert, end, u. ſ. w. Wie z. B. in Handel, ſtammeln, ſammelt, Waſſer, eiſern, ſchauert, Grabes, labet, waltend.

Öfters wird man aller angewandten Mühe ungeachtet die vielen Ausgänge auf e und en nicht wegſchaffen können.

VI. Um der Mannigfaltigkeit und Abwechſelung willen muß man auch nach neuen, aber in ſich wohlklingenden Reimen ſtreben, deren Wohlklang dann durch die Neuheit gewinnt. Man vermeidet daher die allzu gewöhnlichen, zu oft ſchon gebrauchten, z. B. Liebe, Triebe, Jugend, Tugend, u. ſ. w., ohne jedoch hierin gar zu ängſtlich zu

ſeyn. Die Schönheit des Gedanken muß man darüber nie aufopfern. Es kann aber ſehr oft mit ſehr alten und abgedroſchenen Reimen ein ſehr neuer und ſchöner Gedanke beſtehen, und wenn dieß iſt, ſo vergißt man des abgenutzten Reimes völlig. Ein allzu ſichtbares Beſtreben nach neuen und ſonderbaren Reimen trägt um ſo mehr ein Anſehen von Geckerei, je weniger ſchön und geiſtreich der Gedanke iſt, der durch die ſeltſamen Reime herbei geführt wird. Sind ſie in ſich auch nicht einmahl wohlklingend, ſo trifft ſie in vollem Maße der Spott der bekannten ſchwer gereimten Oden.

Was ſtehſt du Spötter da, und pausbackſt
Schwer reimende Lehroden her?
Gib Acht, daß man dich nicht hinausbaxt
Für dein ſatyriſches Geplärr.

Von einem meiner ſonſt guten Almanachs-Contribuenten kann ich manches Gedicht bloß um der ſeltſamen und abenteuerlichen Reime willen nicht aufnehmen, weil ſie weiter nichts, als ſeltſam und abenteuerlich, oft ſogar gemein und niedrig ſind. Es iſt auch gar kein Wunder, wenn der Haſcher neuer Reime in niedrige Regionen geräth. Denn das, was im Gebiethe des Edeln vorkommt, iſt überall ſchon mehr

oder weniger gebraucht worden. Ich wünſche, daß ihn, den ich meine, bei dieſer Stelle das Gewiſſen rühre.

VII. Es klingt meinem Ohre nicht gut, wenn in Gedichten von regellos wechſelnden männlichen und weiblichen Reimen, wie z. B. in poetiſchen Epiſteln, zwei nicht ſich reimende männliche oder weibliche Endwörter zuſammen ſtoßen; oder wenn da, wo männliche und weibliche Reime gehörig wechſeln ſollten, nur Reime von einerlei Art wechſeln. Bequeme Verſificateurs und Reimer erlauben ſich dergleichen nicht ſelten. Ich muß hierin meinen Freund Göckingk nahmentlich in Anſpruch nehmen. Ich wähle die erſte Stelle, die mir in's Auge fällt.

Der Dünkel, ein Paradepferd,
Wie Herr Pythagoras, zu reiten,
Den Mancher noch als Mann erfährt,
Der ſollte mich als Jüngling nicht verleiten?
Mit einem ernſten Angeſicht
Beſtieg ich dieſes Roß, und ritt, (ich hielt's für Pflicht!)
Bei Tag und Nacht, und über Stock und Stein,
Den Weisheitstempel aufzufinden;
Ach aber, ach! ich fand ihn nicht.
Jetzt ſeh' ich wohl die Urſach' ein:
Ich ritt, was läugn' ich's noch? im Blinden!

Sonſt hätt' ich wohl den Fußſteig ſehen müſſen,
Der zwiſchen zwei beblümten Flüſſen
Auf Raſen hin zum Tempel lief. U. ſ. w.

*

Ich mahlt' euch gern das ganze Bild
Des Hageſtolzen redlich aus;
Doch wär' es einſt vielleicht ein Schild
Vor ſeines Mahlers eignes Haus!
So mahl' es denn ein Ehmann aus.
Doch laß den erſten Umriß noch
Mit dieſem Seufzer mich beſchließen:
Ein traurig Ding iſt's wahrlich doch,
Das Leben ledig zu genießen!

Und ſo beſchaut, wird, wie ich meine,
Des Griechen Antwort richtig ſeyn:
Nimm eine Gattinn, oder keine,
Es wird dich Beides oft gereun!
So iſt's! Das Glück hat immer Mängel,
Die Freud' iſt unſtät auf der Erde;
Allein der Menſch iſt Menſch, nicht Engel,
Damit er erſt zum Engel werde. U. ſ. w.

Eine ſolche Reimſtellung iſt mir ein allzu verworrenes regelloſes Glockenſpiel.

Auch liebe ich's nicht, wenn in Gedichten dieſer Art mehr, als zwei männliche, oder weibliche Reime auf einander folgen. Drei laſſe ich mir höchſtens noch gefallen; mehr aber nicht leicht, es müßte denn um der nachahmenden Harmonie willen geſchehen. Außer dem iſt es läſtiger Gleichklang. Wie es übrigens die Engländer ertragen können, daß man in jambiſchen Gedichten von gleicher Verslänge, worin regelmäßig zwei männliche mit zwei weiblichen Reimen abwechſeln ſollten, zwiſchen durch, ehe man ſich's verſieht, auch auf drei der einen oder der andern Art ſtößt, das iſt mir unbegreiflich. Mir iſt das eben ſo unangenehm, als wenn ich auf ebenem Wege eine gute Strecke im gehaltenen Gleichgewicht fortgefahren bin, und dann bald nach einer kürzern, bald längern Pauſe plötzlich zur Seite geſchwenkt werde.

VIII. Die ſo genannten reichen Reime, wenn ſie nicht zur Harmonie dienen, ſind eben nicht wohlklingend. Denn es fehlt hier die zur Einheit erforderliche Mannigfaltigkeit. Wortklang und Begriff fallen völlig in Eins zuſammen. Wenn es aber die Umſtände erfordern, daß einerlei Begriff in zwei Verſen an das Ende zu ſtehen komme, ſo iſt nichts billiger, als daß er auch mit eben demſelben Worte bezeichnet werde. — Bei männlichen Ableitungs-Sylben, z. B. heit, keit, an verſchiedenen Stammwörtern

von verſchiedenen Begriffen iſt der reiche Reim allenfalls zu dulden, weil er da minder bemerkbar iſt. So kann man Tapferkeit und Heiterkeit noch wohl reimen.

Warum er der reiche Reim heißt, das mag der Himmel wiſſen. Ich würde ihn lieber den armſeligen heißen. Vielleicht heißt er indeſſen reich, weil hier in zwei Reim-Sylben alle, ſelbſt die Anfangstöne überein ſtimmen.

2.

Über die Wirkung des Schleiers in Werken der darſtellenden Kunſt *).

Der ältere Plinius erzählt, dem Griechiſchen Mahler Timanthes ſey das Genie ganz vorzüglich hold und gewärtig geweſen. Denn als er die von den Rednern, — vermuthlich Kunſtſchwätzern, — ſo ſehr gerühmte Opferung der Iphigenia gemahlt, und an allen Umſtehenden, beſonders an dem Oheim, die ganze Charakteriſtik des Kummers bereits erſchöpft gehabt hätte, ſo habe er das Angeſicht des Vaters verſchleiert, weil er deſſen Schmerz nicht mehr kräftig genug habe ausdrücken können **).

*) Dieſes und das folgende Bruchſtück ſind hier zuerſt aus der Handſchrift abgedruckt.

D. H.

**) Hist. Nat. L. XXXV, c. 10. Timanthi vel plurimum affuit ingenii. Eius enim est Iphigenia oratorum laudibus celebrata; qua stante ad aras peritura, cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, cum tristitiae omnem imaginem consumsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

Es ist allerdings sehr möglich, daß der gute Timanthes weiter nichts, als das, mit diesem so berühmten Schleier habe sagen wollen. Eben so möglich ist es aber auch, daß es dem guten Plinius und allen Schwätzern, denen er etwa nachschrieb, eben so gegangen sey, als es den Schwätzern noch alle Tage geht, wenn sie dem Künstler Absichten anräsonniren, an die er vielleicht nicht im Traume gedacht hat. Ich darf mich hierbei auf die Erfahrungen aller Dichter und Künstler an den Commentarien ihrer Werke berufen, die sie mehr, als Ein Mahl, bei lebendigem Leibe still lächelnd haben lesen müssen. Dieß ist nun an sich nichts weniger, als ein Wunder. Denn welches Forschers Geist kann sich immer so tief und innig in den Geist des Künstlers versenken, um etwas mit Sicherheit auszumachen, welches dieser oft selbst nicht recht weiß; nähmlich, was für Bestimmungsgründe jeglichen seiner Schritte zum Ziele geleitet haben?

Hätten jedoch Plinius und seine Leute Recht, so däucht mir, daß bloß um eines Einfalls willen, womit der Künstler sich aus einer selbstgemachten Verlegenheit helfen mußte, von seinem Genie kein solches Aufheben hätte gemacht werden sollen. Jene Verschleierung wäre alsdann noch nicht so viel werth gewesen, als ein Bonmot, womit noch alle Tage ein munterer Kopf einen Verstoß in Worten oder Handlun-

gen augenblicklich wieder gut macht. Sie wäre ein Kunststückchen gewesen, das auch leicht ein langsamer Alltagskopf hätte erfinden können; ein armseliges Kunststückchen, welches nunmehr, nachdem es nur ein einziges Mahl vorgemacht worden, von jedem noch so armseligen Stümper auf den allerersten Versuch herzlich leicht nachgemacht werden könnte.

Niemahls aber ist das wahre Genie in den Stunden seiner Kraft ein solcher armer Stümper. Es hat des Stoffes eher zu viel, als zu wenig, und ist weit minder um den Vorrath, als um den schicklichen Gebrauch desselben verlegen. Wenn ich daher dem Mahler Timanthes wahres Genie, wenn ich ihm diejenige Fülle der Begeisterung zutrauen soll, in welcher gleichsam ein überirdischer Strahl von oben die ganze wirkliche und idealische Natur umher aufdeckt und erleuchtet, so muß ich ihm auch so viel Vorrath an mannigfaltigen Kummerzügen zutrauen, um ein jedes, selbst das Angesicht des leidenden Vaters in vollkommener Natur und Wahrheit darstellen zu können. Hätte er aber, was sich doch ohne Unbesonnenheit kaum behaupten läßt, den ganzen möglichen Vorrath bereits an Nebenpersonen verschwendet, so hätte sich Timanthes unstreitig beträchtlicher Fehler schuldig gemacht. Er hätte mit seinem Stoffe übel Haus gehalten, und besonders die poetische Wahr-

heit dadurch nicht wenig verletzt, daß er den Nebenperſonen Züge aufgeladen, die bloß der Hauptperſon gebührt hätten.

So wäre denn ja Timanthes wohl gar über etwas zu tadeln, weßwegen ihn die Kunſt-Magiſter ſeit Jahrtauſenden gelobprieſen haben? Freilich, wenn die Magiſter die Urſache ſeines Verfahrens richtig erklären. Allein kommt dieſe Entdeckung nicht faſt ein wenig zu ſpät? Iſt ſie nicht ſchon um deßwillen verdächtig? Und wird ſie nicht durch die allgemeine Bewunderung vernichtet, die dieſe Verſchleierung hervor brachte? Sie muß alſo doch wohl das Ihrige gewirkt haben. — Ei, wer läugnet denn dieſes? Auch ich finde ſie, ſo gut, als alle Magiſter der vergangenen und gegenwärtigen Zeit, höchſt zweckmäßig, höchſt vortrefflich. Aber nicht um jenes Grundes, ſondern um ihrer Wirkung willen, die immer eben dieſelbe bleibt, der Künſtler mag nun aus dieſer, oder einer andern Abſicht, mit oder ohne Bewußtſeyn, alſo zu Werke gegangen ſeyn.

Es pflegt nicht ſelten zu geſchehen, daß die kunſtrichternde Vernunft und das Genie auf einerlei Ziel, wiewohl aus ſehr verſchiedenen Abſichten, losſteuern. Die gute Matrone bildet ſich dann ein, ſie führe das Ruder, und das Genie folge lediglich ihrer Leitung. Im Grunde aber iſt dieſes bloß ſeinem eigenen Willen gehorſam. Wenn Beide hernach am Ziele ſind, ſo beſchäftigt ſie allzu ſehr das Ver-

gnügen glücklicher Erreichung, als daß ſie ſich da noch über ihre zweierlei Beweggründe entzweien ſollten.

Könnte dieß nicht gerade hier auch der Fall ſeyn? Allerdings! Das Genie des Timanthes könnte nach ganz andern, entweder klar und deutlich gedachten, oder dunkel empfundenen Abſichten alſo gehandelt haben. Aber wie kommen wir darüber zur Gewißheit? Alle Verſuche dürften vielleicht vergeblich ſeyn, wenn wir ſie dem Timanthes nicht ſelbſt abfragen könnten. Nun iſt aber Timanthes längſt todt; war auch vermuthlich längſt todt, als die Kunſtrichter des Alterthums über ſein Werk räſonnirten. — Das Beſte hierbei iſt, daß es eben nicht groß darauf ankommt, welche Hypotheſe ſich in facto beſtätige. Uns kann genug ſeyn, zu wiſſen, daß Timanthes ein Kunſtwerk aufſtellte, und gewiſſe Theile desſelben in einen Schleier verhüllte, welcher ſeine gute Wirkung that. Was liegt uns daran, ſein beſonderes Warum zu wiſſen? Wir können deſſen ungeachtet noch allerlei Fragen bei der Betrachtung des Werkes ſelbſt thun. Und wenn wir die rechte Antwort darauf finden, ſo könnte vielleicht unſere Speculation für andere Künſtler, die ſich des Schleiers bedienen wollten, nicht ganz ohne Nutzen ſeyn. Wenn wir fragen: Was wirkt ein ſolcher Schleier? Warum wirkt er alſo? In welchen Fällen und in welcher Maße kann oder ſoll ſich ein mit weiſer

Beſonnenheit verfahrender Meiſter ſo wohl der bildenden, als redenden Kunſt desſelben bedienen? — ſo können wir das beſondere Beiſpiel des Timanthes, das uns bloß zur ſchicklichen Einleitung in unſere Materie diente, beinahe ganz verlaſſen, und uns zu einer weit fruchtbarern Allgemeinheit erheben.

Ehe wir uns aber näher einlaſſen, muß noch dieß bevorwortet werden, daß hier gar nicht die Rede ſeyn ſoll von der Verſchleierung ſolcher Dinge,

quae tractata nitescere non possunt,

noch viel weniger ſolcher, welche nicht nur nichts Angenehmes, ſondern ſogar etwas Unangenehmes wirken. Denn, was hierin Rechtens ſey, das iſt eben ſo ſchwer nicht auszumachen, und iſt durch Regeln unter mancherlei Einkleidungen, wie z. B. dieſe:

Non tamen intus
Digna geri promes in scenam, ...
Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus etc.

längſt ausgemacht, obgleich nicht immer befolgt worden. Die Rede iſt hier vielmehr davon: Die Kunſt wirft bisweilen aus ſehr weiſen Urſachen über gewiſſe Theile ihres Werkes, welche in der Darſtellung nicht nur kein Mißvergnü-

gen, ſondern ſogar Vergnügen erwecken würden, einen Schleier, und erreicht dadurch Wirkungen, die der Urſache entſprechen. Noch mehr! Die Kunſt ſoll und muß das bisweilen thun, wenn ſie nicht ſchlechterdings die einzige rechte Wirkung ganz verfehlen will. Es iſt nicht Unvermögen des Genies oder der Kunſt, dieſe Theile in natürlicher oder idealiſcher Waheheit, ja ſogar Schönheit, auszubilden und darzuſtellen. Das würden in der That Genie und Kunſt nicht ſelten können. Aber ſie wollen es nicht; ſie dürfen es nicht wollen. Und warum nicht? Darum nicht, weil auch das Vollkommenſte, was hierin objective ſelbſt ein Gott zu leiſten vermöchte, dennoch ſubjective nicht die Wirkung des Schleiers erreichen würde.

Um hierüber etwas Gründliches und Lehrreiches auszumachen, werden wir etwas weit aushohlen, werden wir uns in die Tiefen der Seelennatur ſenken, und verſuchen müſſen, ob wir aus ſo manchen ziemlich dunkeln Gängen dieſes Schachtes etwas zu Tage fördern können. Sollte dieſes auch nichts Gediegenes ſeyn, nun, ſo iſt es doch auch vielleicht nicht ganz taube Stufe, und was wir nicht ſcheiden konnten, das ſcheidet vielleicht ein Anderer. Auch veranlaſſen wir vielleicht geübtere Bergleute, uns mit beſſerm Glücke nachzufahren. —

3.

Von der Popularität der Poesie.

Das Deutsche Wort Dichtkunst entspricht dem Griechischen Poesie keinesweges. Richtiger wäre es durch Bildnerei zu übersetzen. Denn gedichtet, oder gefabelt, wird nicht immer; hergegen überall wird gebildet.

Wollte man sagen, dichten heiße nicht immer so viel, als fabeln, sondern auch so viel, gewisse Geisteskräfte in Bewegung setzen, etwas hervorzubringen, so würde diese Bedeutung nicht aus dem gemeinen Sprach-Archive, sondern aus einem der entlegensten Winkel hervorgesucht seyn.

An dem Begriffe des Bildens hängt der Begriff von Gestalt, und an diesem wieder der Begriff des Sinnlichen und Körperlichen. Wir sind also mit kurzem Schritte so weit gelangt, um zu wissen, daß die Poesie sich mit Bildung sinnlicher körperlicher Gegenstände befasse.

Aber nicht jede Bildung eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes ist Poesie. Die besondere Eigenschaft eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes, in so fern dessen Bildung zur Poesie gehören soll, ist die Schönheit.

*

Das Wort Bildnerei aber entſpricht der Sache noch nicht völlig; ſo wenig, als das Wort Poeſie.

Anders bildet die Natur; anders der Dichter. Die Natur bildet vor, und bildet für die äußeren Sinne. Der Dichter bildet nach für den inneren Sinn, das iſt, für denjenigen Punct, auf welchen Alles, was die äußeren Sinne auffangen, zuſammen geführt wird.

Man könnte alſo, wenn uns daran gelegen wäre, die Sache mit Einem Worte zu umfaſſen, die Poeſie Nachbildnerei nennen.

Ob nun gleich auch dieſer Ausdruck noch nicht Alles erſchöpft, ſo umfaßt er doch den weſentlichen Haupttheil, der auf unveränderliche Regeln, die von Sonnen-Aufgang bis Niedergang gelten müſſen, gebracht werden kann.

*

Nicht Alles ſoll und kann nachgebildet werden. Denn ſo wie nicht jedes Urbild der Natur gefällt, ſo gefällt auch nicht jedes Nachbild der Poeſie. Hier tritt der Geſchmack der Menſchen auf, und behauptet ſein Recht. Natur und Geſchmack ſind die Geſetzgeber in der Poeſie. Die Natur iſt Monarchinn; ſie gebiethet, und fragt Niemanden. Was ſie einmahl gebiethet, das gebiethet ſie in allen Zeiten, in allen Ländern. Der Geſchmack iſt eine tauſendſtimmige moraliſche Perſon. Die meiſten Stimmen entſcheiden.

Es iſt leichter, das Geſetz der Natur zu befriedigen, als das Geſetz des Geſchmacks. Wenn der Dichter auf das Urbild der Natur, als ſein Geſetzbuch, und auf ſein Nachbild blickt, Beide mit einander vergleicht, ſo muß er, wenn es ihm nicht gänzlich an dem Iudicio discretivo fehlt, geſchwinde wahrnehmen, ob er das Möglichſte geleiſtet habe.

Er kann aber nicht umhergehen, und die Stimmen des Geſchmacks ſammeln. Es gehört hohe Beurtheilungskraft und weitläuftige Erfahrung dazu, zu beurtheilen, ob er die meiſten Stimmen für ſein Werk haben werde.

Wo es der Chineſiſchen Mahlerei fehlt, iſt bekannt. Das muß man aber nicht, wie gewöhnlich, Chineſiſche Geſchmackloſigkeit, ſondern Chineſiſchen Unverſtand nennen.

Wenn ſich ein einfältiges Frauenzimmer mahlen läßt, und den Künſtler bittet, nicht ſo viel Schwarzes in ihr Geſicht zu mahlen, ſo fehlt es ihr nicht am Geſchmacke im Zufälligen, ſondern an dem Iudicio discretivo im Weſentlichen. Sie hat nie auf die Wirkung von Licht und Schatten in der Natur Acht gehabt. Sie weiß keine Vergleichung zwiſchen Urbild und Nachbild anzuſtellen, und weder Harmonie, noch Disharmonie zu beurtheilen.

*

Alle Bildnerei iſt in der Endwurzel nichts anders,

als Darſtellung des Urgegenſtandes. Die Verſchiedenheit des Stoffes, womit dargeſtellt wird, theilt hernach den Stamm in verſchiedene Zweige. So wird aus Darſtellung mit Farben Mahlerei, aus der mit Tonlauten Muſik, und aus der mit Wortlauten Poeſie. Mein Blick iſt hier bloß auf den letzten Zweig geheftet.

Aus jenem Wurzelſatze entſpringen nur zwei Fragen: Was? Und wie ſoll dargeſtellt werden? Die Antwort darauf umfaßt die ganze Poetik, und kann nur kurz ſeyn. Wahrlich, es war nicht nöthig, ſeit Ariſtoteles ſo viele dicke Bücher darüber zu ſchreiben.

Ich weiß nicht, ob dasjenige, was ich ſagen werde, ſchon irgend wo geſagt iſt. Denn nicht für meine Sünde möchte ich deßhalb alle die dicken Bücher durchleſen. Dennoch ahndet mir, daß ich in ein Weſpenneſt ſtören werde. Hu! Was wird's zu brummen, ſummen und ſtechen geben.

Dieß, geſagt ſchon, oder noch ungeſagt, geglaubt, oder bezweifelt, ſey eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters. Schon längſt wollte ich mich hierüber meines Glaubensbekenntniſſes, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner Zeitgenoſſen, entledigen.

Was iſt Darſtellung? Das Wort ſelbſt ſagt es deutlicher, als jede Erklärung. Wer aber ſo ſprach- und begriffarm iſt, das Wort nicht zu verſtehen, der wiſſe: Dar-

ſtellung iſt Spiegel und Spiegelbild des Urgegenſtandes. — Überhaupt, ehe ich's vergeſſe, ſey hier Ein für alle Mahl bevorwortet, daß ich zu Männern, nicht Schülern, rede, mich auf Kauerei nicht einlaſſen kann, und überall ſtraffe, kurze, ſchnelle Schreibart liebe.

Man merkt ſchon, daß ich Darſtellung an den Platz ſetze, wo ſonſt das erbärmliche Wort Nachahmung in den Poetiken ſtand. Nachahmung iſt ein Bild, kümmerlich zurück geworfen von trüber Fläche; Darſtellung aber leibt und lebt zurück vom blanken Spiegel. — Nachahmer, du biſt, wie überall, auch hier der ohnmächtige markloſe Knecht! Du aber, Darſteller, biſt der gewaltige Herrſcher, deſſen Stab über die ganze Natur reicht. Wer des Darſtellers Darſtellung wieder darſtellt, das iſt, wer das Urbild nicht in der ſinnlichen Wirklichkeit, ſondern in der Darſtellung des Andern aufſucht, iſt und bleibt ein ausgemachter Knecht. Er iſt ein Kleinkrämer, der die Waare aus der dritten oder vierten Hand verkauft.

*

Lieber, du kannſt Klopſtock's Sponda das Bürgerrecht im Reiche der Dichtung nicht erfechten. Sie, wie alle ihres gleichen, iſt Abhandlung, durch Darſtellung aufgeſtutzt. Dieß Verfahren hat er ſelbſt für Zwitterwerk erklärt. Ich ſtrafe dich und ihn mit ſeinen eigenen Worten.

So bald du das Gebieth der Darſtellung von Allem, was weit über die Grenzen hinaus zum Reiche der Abhandlung gehört, ſäuberſt, ſo wird dir faſt kein Gegenſtand, der nicht allgemeiner faßlicher Darſtellung fähig wäre, übrig bleiben.

Abgehandelt wird für den Verſtand; dargeſtellt für die Sinne. Die Sinne ſind äußere oder innere. Sie haben ihren Eingang in das Innere durch die bekannten fünf Werkzeuge, wie durch Röhren. Drinnen ſtrömen ſie auf einem Puncte zuſammen, welches der den äußeren entſprechende innere Sinn, oder die Einbildungskraft iſt. Alle Bildnerei, die einem oder allen dieſer Sinne empfänglich, mit Leidenſchaft belebt dargeſtellt wird, iſt reine, echte Poeſie, die vom Anbeginne der Welt galt, und bis an's Ende gelten wird.

Und dieſe ſollte nicht für das Volk, nur für wenige Pfefferkrämer ſeyn? Ha! Als ob nicht alle Menſchen — Menſchen wären. Als ob die Natur ſie nicht überall mit Werkzeugen ſinnlicher Empfänglichkeit begabt hätte. Freilich gibt's Unglückliche, die eines oder mehrerer Sinne beraubt ſind. Deßwegen bleibt es aber nicht minder wahr: Alle Menſchen haben fünf Sinne, haben Einbildungsvermögen und Leidenſchaften.

*

Gäbe es ein ganzes Volk, deſſen Naſen ſo organiſirt wären, daß ihnen Teufelsdreck beſſer röche, als die Roſe, dem beſinge man Teufelsdreck, ſtatt der Roſe. Den will ich ſehen, der dieſen Satz umſtoßen will aus der Poetik für ein ſolches Volk.

*

Der Urgegenſtand iſt wandelbar nach dem Geſchmacke. Die Darſtellung ſelbſt ruht auf Geſetzen, unveränderlich bis an's Ende der Tage.

*

Du kannſt die Gräuel einer Schlacht, eines Lazareths darſtellen, daß deine Darſtellung immer und ewig für echte Poeſie gelten muß. Aber gefallen? Das hängt von den äußeren oder inneren Sinnes-Nerven ab, die kein Theoriſt anders ſtimmen kann, als die Natur ſie geſtimmt hat.

*

Alle unſere Vorſtellungen gehen zwar verkörpert in unſere Seele hinein, aber der Verſtand drinnen kleidet ſie aus, und ſo entkleidet werden ſie zu abgezogenen, beſtimmter, zu ausgezogenen geiſtigen Begriffen. So lange ſie gleichſam über die Brücke der Sinne wandelten, hatten ſie ihren Körper. Drinnen entwöhnen ſie ſich der Kleidung; ſie werden und bleiben nur empfänglich für den Verſtand, ohne Eindruck auf die Sinne. Die Darſtellungskunſt kann ſie

freilich wieder mit dem Körper bekleiden und ſie den Sinnen vorführen. Aber ich fürchte, ich fürchte, ſie werden in der ungewohnten Mummerei unkenntlich. Unkenntlich ſelbſt in der erſten eigentlichſten Mummerei, in welcher ſie zuerſt in die Seele eingingen. Was würden ſie vollends ſeyn, wenn der Darſteller unglücklicher Weiſe ſie in fremden Verkörperungen vorführte! Wie trug ſich der Dactylus, als ſeine Idee zuerſt in meine Seele ging? So: — ∪ ∪. Dabei dacht' ich mir ein Wort in dieſem Zeitmaße, und lernte den Dactylus kennen. So oft ich nun an den Dactylus denke, ſo denk' ich auch an das Zeichen — ∪ ∪ und an ein Wort; und vergebens ſucht Klopſtock mir ihn in menſchlicher oder göttlicher Larve vorzuführen. Ich kenne des Menſchen nicht; oder ich ſchlüpfe von der Larve ab auf mein Zeichen — ∪ ∪ und das Wort. Ich habe nichts wider Sponda's Inhalt; aber Alles wider Sponda, als Werk der Darſtellung betrachtet. Und nur um einer Frühlingsfeier willen kann ich Klopſtock'en wiſſenſchaftliche abhandelnde Oden verzeihen.

*

„Laut rollte der ſchnelle Strom den ohrerſchütternden Donnerhall dahin!„ — „Laut donnerte der Strom dahin!„ — Glaubt mir, die kleinen güldenen Kugeln ſchlagen beſſer durch, als große vollgeſtopfte Wollſäcke. Der Dar-

ſtellung ſchaden die zuſammen gewachſenen, wie Trauben in und an einander hangenden Vorſtellungen und Gedanken. Theilt ſie aus einander; vereinzelt ſie!

*

Phantaſie und Empfindung ſind die Quellen aller Poeſie. Gegenſtände, welche das ſinnliche Vorſtellungsvermögen nicht auffaſſen kann, und welche an keine Saite des ſinnlichen Gefühls ſchlagen, ſind außer dem Kreiſe der Poeſie. Hierher gehören alle Arten abſtracter Lehrſätze und Einfälle, welche die Phantaſie nicht verkörpern und bekleiden kann.

*

Unter Volk verſtehe ich nicht Pöbel. Wenn man verlangt, daß Jemand eine leſerliche Hand ſchreibe, ſo iſt wohl nicht die Meinung, daß ihn auch der leſen ſoll, der überall weder leſen, noch ſchreiben kann. Mit der Muſe iſt's nicht ſo, wie mit der Tugend. Die Tugend mag ſtolz ſeyn, nur wenig Edeln zu gefallen. Aber bei dem Dichter iſt's Unvermögen oder Mangel an Urtheilskraft, wenn er ſich nicht auf der Heerſtraße halten kann. Die größten, unſterblichſten Dichter aller Nationen ſind populäre Dichter geweſen. Durch die ganze Geſchichte der Dichterei findet ſich, daß gerade bei denen Nationen, welche die Poeſie nicht aus

fremden Landen eingeführt haben, ſondern wo ſie aus ihrer eigenen Natur aufgeſproſſen iſt, die größte Liebe und Allgemeinheit derſelben geherrſcht hat. Das gibt die echte wahre Popularität, die mit dem Vorſtellungs- und Empfindungsvermögen des Volkes im Ganzen am meiſten harmonirt.

*

Man hat mich hier und da unſern Volksdichter, ja, wohl gar den größten Volksdichter genannt. Das würde das höchſte Lob ſeyn, welches ſich meine Eigenliebe nur wünſchen könnte, wenn man unter Volksdichterei das verſtände, was ich darunter verſtanden wiſſen will. Denn ich würde alsdann mehr ſeyn, als Homer, Oſſian und Shakſpeare, welche meines Wiſſens die größten Volksdichter auf Erden geweſen ſind.

Allein Niemand, ſelbſt diejenigen nicht, welche mich den größten Volksdichter nannten, werden mich deßwegen über Homer, Oſſian und Shakſpeare ſetzen. Meine ehemahligen, nur kurz hingeworfenen Äußerungen über Volks-Poeſie ſind Vielen ein Ärgerniß, noch Mehrern eine Thorheit geweſen. Ich ſehe, daß die Theoriſten Volks-Poeſie zu einer Gattung machen, und ihr, als einer ſolchen, höchſtens ein Capitel in ihren Theorieen einräumen. Alles das überzeugt mich, daß Wenige, ja, wohl Niemand, verſtehen, was ich meine. Gleichwohl, was ich auch dieſen Gegen-

ſtand ſchon erwogen habe und noch immer erwäge, ſo wird doch der Satz meinem Geiſte ſtets gewiſſer: Alle Poeſie ſoll volksmäßig ſeyn; denn das iſt das Siegel ihrer Vollkommenheit.

V.

Zur Lebensgeschichte des Verfassers.

1.

Verantwortung an die Regierung in Hannover *).

1784.

Es hat mir der Herr Licent-Commiſſär von Uslar in Sennikerode, welcher die Stimme der Melchior Uslari-

*) Im Jahre 1772 nahm Bürger die Stelle eines Juſtiz-Beamten im Gerichte Alten-Gleichen an. Das Gerede, welchem man häufig geglaubt hat, daß er ſeines Amtes entſetzt worden ſey, iſt durchaus falſch. Was ihn zunächſt zu freiwilliger Niederlegung desſelben im Jahre 1784 veranlaßte, erhellt aus dieſer Verantwortung, welche ohne Wiſſen des Verfaſſers und ziemlich entſtellt in (Weckherlin's) Grauem Ungeheuer, Num. 5, Mai, 1784, S. 219, gedruckt wurde. (Vergl. Einige Nachrichten von den vornehmſten Lebensumſtänden Gottfried Auguſt Bürger's, nebſt einem Beitrage zur Charakteriſtik desſelben. Von Ludwig Chriſtoph Althof. Göttingen. 1798. S. 33 und 49.) In einem Briefe vom 20. December, 1785, den Bürger an den Bruder ſeiner beiden erſten Gattinnen nach Oſtindien ſchrieb, äußert er ſich über die Sache auf folgende Art: „Daß ich vor anderthalb Jahren meine Amtmannsſtelle niedergelegt habe, wirſt Du wohl längſt wiſſen. Es war in dem elenden Edelmanns-Dienſte nicht mehr auszuhalten. Es ging dabei nicht nur alle mein Armüthchen, ſondern auch Geſundheit und

ſchen Linie, mithin der halben Familie, vertritt, nach der ihm eigenen offenherzigen und edelmüthigen Art, mit welcher er alle Zurückhaltung, Hinterliſt, Falſchheit und allen öffentlichen ſo wohl, als heimlichen Mord eines guten Nahmens und Charakters verabſcheuet, diejenige ſchwarze Schilderung, welche die Herren General Major und Ernſt Heinrich von Uslar unter'm 9. Auguſt d. J. an königl. hohe Landes-Regierung gelangen laſſen, ſammt dem darauf unter'm 23. desſelben Monaths erlaſſenen hohen Reſcripte zu meiner Rechtfertigung mitgetheilet.

Ob ich es nun gleich an dieſer gegen ihn nicht ermangeln laſſen, und er auch ſeine Maßregeln darnach zu ergreifen wiſſen wird, ſo kann mir dieſes doch unmöglich allein genug ſeyn, ſondern ich muß hiermit unterthänigſt um Er-

---

faſt das Leben zu Grunde. Die beſtändigen Händel und Zänkereien, die ich beſonders mit dem General v. Uslar in Gelliehauſen, und der Widerwille, den ich gegen alle mit dieſem Amte verbundenen nichtswürdigen Plackereien hatte, ließen mich meines Lebens nicht voll und nicht froh werden. Ich gerieth mit dem General, auf deſſen Hungergute Appenrode ich einige tauſend Thaler zugeſetzt habe, endlich ſogar in Proceß, welcher mich denn ſo aufbrachte, daß ich etwas that, was ich ſchon vor zehn Jahren hätte thun ſollen, nähmlich, daß ich kurz und gut die elende Stelle aufgab, da ich auf andere Art mich wenigſtens eben ſo gut durchbringen konnte.„

D. H.

laubniß bitten, auch Euer ꝛc. in der ehrerbiethigſten, obwohl freieſten Sprache anzeigen zu dürfen, was von jener Schilderung zu halten ſeyn wolle. Von den erhabenen, weiſen, gerechten und milden Vätern unſers Vaterlandes darf ich mir gewiß ein gnädiges Gehör verſprechen.

So gewiß es iſt, daß der Herr General-Major von Uslar ſeit meiner nun länger, als eilfjährigen Amtsführung mich faſt jederzeit mit Widerwillen angeſehen hat, eben ſo wenig weiß ich denſelben verſchuldet zu haben; es müßte denn dadurch geſchehen ſeyn, daß ich ihm ſeiner Meinung nach nicht Ehre und perſönliche Aufwartung genug widerfahren laſſen, oder zuweilen ſeinen Willen nicht erfüllt habe, wenn derſelbe meinen Begriffen von Recht und Billigkeit nicht entſprochen. Daß er daher zu Beſchwerden gegen mich geneigt ſey, iſt ſehr natürlich, und meinen übrigen Herren Principalen ſchon ſeit mehreren Jahren bekannt. Allein deſſen ungeachtet würde ich dem Herrn General-Major von Uslar und ſeinem Charakter gar ſehr zu nahe thun, wenn ich den größten und ſchlechteſten Theil jener unwürdigen Anzeige auf ſeine, oder des Herrn Ernſt von Uslar Rechnung ſetzte. Der Letzte iſt nun vollends gar ein guter unſchuldiger Mann in dem ganzen Handel, der nur aus allzu ſchwacher Gefälligkeit allenthalben ohne Arg mit hingehet, wohin man ihn nur zu locken Luſt hat.

An jener Anzeige, deren ſchlechten, ſtümperhaften, übel zuſammenhängenden, an allen Gliedern lahmen Schreibart, und der hämiſchen Rhetorik, welche darin herrſcht, erkenne ich vielmehr mit Zuverläßigkeit einen Concipienten, deſſen Nahmen ich nur zu nennen brauche, um gleich Jedermann, der ihn nur von weiten kennet, ganz richtig ſchließen zu laſſen, weß Geiſtes Kind dieſe Schrift ſey. Es iſt dieſes kein Anderer, als der wegen ſeiner Ränke, Chicanen, Prellereien, Lügen und Läſterſucht, und endlich wegen ſeiner tagtäglichen Branntweinsvöllerei weit und breit berüchtigte Hofrath Liſte in Gelliehauſen. Ich weiß es wohl, daß ich mich hier ſehr ſtarker Ausdrücke bediene, allein meine abgedrungene Vertheidigung erfordert ſolche, und es ſind dieſelben noch ungleich wahrer und treffender, als ſie ſtark ſind, wie ich actenmäßig, und durch ein ganzes Heer blind aufgegriffener Zeugen darzuthun im Stande ſeyn wollte. Dieſem Menſchen habe ich ehemahls viele Gutthaten erwieſen, und manchen ſchlechten gegen mich geführten Streich vom erſten Range verziehen, ſo daß ich gewiß gegen 1500 Thaler an ihm einbüße. Allein dennoch verbindet derſelbe mit ſeinen übrigen Eigenſchaften noch eine ſo ſchwarze Undankbarkeit, daß ich den größten Theil der böſen und falſchen Nachrede gegen meine Amtsführung ganz ſicher bloß auf ſeine Rechnung ſetzen kann. Außer obigen notoriſchen Eigenſchaften

des Herzens, deren ich hier bloß gegen Euer ꝛc. vertheidigungsweiſe erwähne, da ich ſie ſonſt meiner ſtillſchweigenden Verachtung würdig halte, überſchattet das Gehirn dieſes Menſchen eine ſo dicke Ignoranz in den geringſten juriſtiſchen und literariſchen Kenntniſſen, und das Wenige, ſo er noch wiſſen mag, wird vollends noch dermaßen durch Branntweinsdünſte verfinſtert, daß es zu verwundern iſt, wie der Herr General-Major ſich einen ſolchen Rathgeber und Schriftſteller erwählen können.

Doch es iſt Zeit, daß ich mich zu dem von mir entworfenen Gemählde ſelbſt wende. Nach ſolchem werden

1.

„Die allerhöchſten Landesherrſchaftlichen Hoheitsſachen und der Familie Gerechtſame gegen Eingriffe ausländiſcher Nachbaren ſchlecht, oder gar nicht beobachtet, ſondern es ſind deren bereits verſchiedene erfolget.„

Zum Belege dieſer Beſchuldigung wird nur ein einziger Fall, der aber auch beträchtlich ſeyn ſoll, von einer neu angelegten Heſſiſchen Krugnahrung in Gelliehauſen angeführet. Wenn aber die übrigen in Petto behaltenen Fälle nicht tüchtiger, als dieſer, beſchaffen ſind, ſo werden meine Widerſacher kein ſonderliches Vorurtheil für ſich und ihre Einſichten erwecken, indem ſie damit hervorrücken.

Wozu es mit den Heſſiſchen Einwohnern hieſigen Gerichts, ſchon ſeit undenklichen Jahren, gediehen, iſt Jedermann bekannt. Ich möchte wohl wiſſen, was ihnen ſchon ſeit ſo langen Jahren her an wahren und vollkommenen Heſſiſchen Unterthanen gefehlet hätte? Sie leben nicht nach Hannöveriſchen, ſondern nach Heſſiſchen Landesgeſetzen, und müſſen ſo wohl Krieges- als Friedensdienſte dorthin verrichten. Sie ſtehen unter Heſſiſcher Hoheit und Jurisdiction, und ihre Appellationen gehen an Heſſiſche Obergerichte. Bloß in Conſiſtorial-Sachen erkennen ſie noch Hannover, und diesſeits wird die läſtigſte aller Gerechtſame, nähmlich die Criminal-Jurisdiction, wiewohl mit großem und beſtändigem Widerſpruche von Heſſiſcher Seite, noch prätendirt. Unter ſolchen Vorausſetzungen möchte ich wohl wiſſen, wie man aus irgend einem triftigen Grunde, oder mit irgend einer Wirkung, ohne in den Wind zu ſchlagen, es wehren wolle, wenn einem Heſſiſchen Unterthan, über welchen wir nichts zu befehlen haben, von ſeinem Landesherrn die Conceſſion zum Branntweinſchenken ertheilet wird, zumahl, wenn in dem nähmlichen Dorfe ſchon ſeit undenklichen Jahren auch ein Heſſiſcher Branntweinſchenke hergebracht iſt.

Zwar iſt der Fall mit dem Einwohner Engelhart in Wöllmershauſen, als ein Factum in contrarium, jedoch ohne die mindeſte Überlegung, angezogen. Es verhält ſich damit,

wie ich aus Hörenſagen, nicht aber aus der von meinen Vorfahren im Amte, abſonderlich von Liſte, höchſt liederlich, unordentlich und mangelhaft geführten und auch abgelieferten Regiſtratur weiß, folgender Maßen. Engelhart beſaß damahls, wie noch jetzt, zwei Güter in Wöllmershauſen, ein Heſſiſches und Hannöveriſches, welches letzte er noch bewohnte, als er ſich um die Conceſſion zum Branntweinſchenken bewarb, die er von Heſſiſcher Seite leicht erhielt, von Hannöveriſcher aber ſo leicht nicht erhalten konnte. Er wollte ſich alſo, wie natürlich, mit dem Branntweinſchenken auf ſein Heſſiſches Gut ziehen. Um ihn daran zu verhindern, rückte ihm ſein Hannöveriſcher Guts- und Gerichtsherr, weiland Major Moritz von Uslar auf Appenrode, nicht nur mit mächtigen Strafverbothen auf den Leib, ſondern fiel auch mit einer übertriebenen Execution über ſein Hannöveriſches Gut her. Engelhart erhob dagegen eine langwierige Klage bei königl. Juſtiz-Kanzellei, die auch zu ſeinem Vortheil ausgefallen ſeyn muß, indem ſie den Erben weiland Majors Moritz von Uslar über tauſend Thaler gekoſtet haben ſoll. Weil nun Engelhart durch die erſte Procedur ruinirt wurde, ſo fehlte es ihm an Vermögen, ſeine Branntweinſchenke fortzuſetzen, und ſo mag dieſelbe liegen geblieben ſeyn. Über den Punct aber, ob Engelhart befugt war, eine Heſſiſche Branntweinſchenke zu

treiben, oder nicht, ist meines Wissens nie etwas erörtert, oder entschieden worden.

Man behauptet diesseits öfters große Gerechtsame; wenn man aber in der vorhin so elend gehaltenen Registratur nach dem Grunde forschet, so sieht man sich gänzlich verlassen, und bloß auf mündliches Geschwätz und Rodomontaden reduciret, so der erwähnte Liste von seiner vormahligen Amtsverwaltung und deren Heldenthaten zu machen gewohnt ist, welchen aber nur Unwissenheit und Einfalt ein andächtiges Gehör verleihen mögen. Wenn ich einige gewaltthätige Faustrechts-Handlungen ausnehme, welche aber keinerlei Gerechtsame zu erwerben oder zu erhalten im Stande sind, so sehe ich nicht ab, was in vorigen Zeiten Reelles und Ersprießliches hierunter geschehen ist. Es soll aber auch mir kein einziger tüchtiger Fall einer überlieferten, durch mich aber vernachlässigten Landesherrlichen oder Familien-Gerechtsame aufgestellt werden, wo ich nicht im Stande seyn wollte, den Anschuldiger der Boßheit oder des größten Mangels an Beurtheilungskraft und juristischen Einsichten zu überführen, und seinen gedankenlosen Vorwurf zu Schanden zu machen.

Wenn gegen den angezogenen Branntweinschenken in Gelliehausen von mir, wie mir vorgeworfen wird, keine Vorkehrungen gemacht sind, so ist solches keinesweges aus Vernachlässigung, sondern aus Überzeugung unterblieben, daß

hiergegen nichts dergleichen Statt finde, und auch nicht abzusehen ist, was für Vorkehrungen von dieser Seite practicabel seyn sollen, wie ich deßfalls mehrmahls so wohl mündlich, als in Briefen, mich gegen den Herrn General-Major von Uslar geäußert habe. Ob meine Überzeugung hierüber wahr oder falsch ist, solches thut nichts zur Sache; indem auch meine falsche Überzeugung mir um so weniger zum anklagenswürdigen Vorwurfe gereichen kann, als keinerlei Urkunde der Registratur mir eine bessere Belehrung gewähret. Sind der Herr General-Major und die übrigen Mitglieder der Familie überzeuget, daß ich irre, so stehet es ihnen ja immer und noch jetzt frei, einen gemeinschaftlichen Schluß abzufassen, und einen ordnungsmäßigen Weg zu betreten, der nach ihrer Meinung zum Zwecke führet, besonders, da der Fall noch so neu ist, und keinerlei Verjährung dabei eintreten kann. Eine solche gemeinschaftliche Resolution aber, sammt einer rechtsbeständigen Anweisung, was ich deßfalls in ihrem Nahmen etwa zu thun oder zu lassen hätte, ist mir noch nicht zugegangen, und ich werde sie auch schwerlich erhalten.

2.

Der zweite Vorwurf, welcher mir gemacht wird, betrifft die Justiz- und Polizei-Pflege, welche beinahe ganz verschwun-

den seyn soll. Alles, was indessen darüber gesagt wird, besteht größten Theils in allgemeinen Declamationen, die wohl schwerlich mit nahmhaften Fällen zu unterstützen seyn dürften. Denn welches sind die kleinsten Sachen, so anhängig gemacht werden, und mehr, als Jahre lang, auch wohl ganz unerörtert liegen bleiben? — Welches sind diejenigen, aus denen Processus ordinarii, (nicht ordinarios, wie der Stümper, der nicht einmahl einen Casum setzen kann, schreibt,) formirt werden, so arme Bauersleute nicht aushalten können, sondern sie entweder liegen lassen, oder mehr verwenden müssen, als das Obiectum litis betrifft? — Man nenne sie mir, damit ich den unwissenden und hämischen Declamator in facto widerlegen könne. Denn ich darf getrost Alles verwetten, daß derselbe noch weit weniger, als den Unterschied und richtigen Begriff vom Processu summario et ordinario, zu geschweigen denn weiß, wo dieser oder wo jener Statt findet.

Übrigens darf ich mit Wahrheit behaupten, und das ganze Gericht muß es mir Zeugniß geben, daß ich richtig meine zwei wöchentlichen Gerichtstage gehalten, und dieselben nie, ohne die allerdringendsten Behinderungen, aussetze. Ich darf behaupten, daß der Fall des Aussetzens, wenn ich nicht anders, mit Urlaub, auf mehrere Wochen auswärts gewesen bin, durch ein ganzes Jahr sich zuverläßig keine sechs Mahl, —

ich ſetze damit eine ſehr hohe Zahl, — ereignet haben kann. Ich darf behaupten, daß ich an dieſen Gerichtstagen die vorgetragenen Sachen zu Dutzenden, Theils in Protocollen, Theils andern ſchrift- und mündlichen Verfügungen, ohne unnöthige Weitläuftigkeiten, die mir ohnehin von Natur zuwider ſind, abthue. Deſſen kann meine Regiſtratur alle Tage Zeuge ſeyn, die, nur ſeit meiner eilfjährigen Amtsführung, weit ſtärker, als vorher in hundert und mehr Jahren, angewachſen iſt, mithin den vorgeworfenen Mangel des Fleißes gewiß widerlegt.

Bei dem Allen, um nicht eben ſo unverſchämt in's Gelag hinein zu widerſprechen, als ich beſchuldiget werde, will ich keinesweges läugnen, daß eine und die andere Sache, entweder, weil ſie von den Intereſſenten nicht gehörig betrieben worden, oder ſie andere Umſtände und dazwiſchen getretene Dinge, oder auch dringenderer Geſchäfte Beendigung verhindert haben, bisweilen auf eine längere Zeit kann zurückgeſetzt worden ſeyn. Wo iſt aber wohl das allerreichlichſt mit Arbeitern beſetzte Collegium, geſchweige denn ein Untergericht, das gewiß unzählige Plackereien, und nur einen einzigen Arbeiter hat, wo dieſer Fall ſich nicht zu Zeiten ereignen ſollte? Deßwegen aber über Alles, was wirklich und notoriſch geſchiehet, hinweg zu ſehen, und bloß das Wenige, was ſich etwa verzögerte, zu einem ſo allge-

meinen Vorwurfe zu machen, als ob gar nichts geſchehe, iſt gewiß eben ſo boßhaft, als die grundloſe Anſchuldigung, daß ſich die benachbarten Grenzämter über Mangel an Subſidial-Hülfe beſchweren. So wie ich mir nicht bewußt bin, die Subſidial-Hülfe ſolcher Geſtalt jemahls vernachläßiget zu haben, daß mir darüber ein gegründeter Vorwurf gemacht werden könne, alſo wird es mir jederzeit ein Leichtes ſeyn, von allen Grenzämtern ſolche Zeugniſſe auszuwirken, welche die leere Beſchuldigung zu Schanden machen können.

Übrigens iſt es wahr, daß ich nicht von allen Excitatoriis auch Poenalibus aus den Obergerichten, wie aber auch wohl kein einziges Untergericht im ganzen Lande, ganz frei bin. Dieſes aber kann mir obenhin und im Allgemeinen um ſo weniger zu einem gehäſſigen Vorwurfe gereichen, als man öfters bei dergleichen Verfügungen aus unzähligen Gründen des Rechts und der Billigkeit ſehr unſchuldig ſeyn kann, und ſich völlig zu exculpiren im Stande iſt. Wie manche aus den Obergerichten aufgetragene Execution einer Procuratur-Forderung verzögert ſich bloß um deßwillen, weil die Herbeiſchaffung der Gelder von armen unabläſſig um Friſt und Nachſicht bittenden Leuten ſo großen Schwierigkeiten unterworfen iſt, wodurch die Excitatoria veranlaßt werden. Dieſen jedes Mahl mit den Berichten zuvor zu kommen, iſt nicht immer thunlich, und würde auch öfters

ſolche Mühe und Weitläuftigkeiten veranlaſſen, als weder Zeit, noch übrige Geſchäfte verſtatten.

Unter der Rubrik des Mangels an Juſtiz- und Polizei-Pflege wird mir auch das ſeit meiner Amtsverwaltung nicht jährlich gehaltene Wrugengericht auf eine ſolche Art vorgeworfen, als ob dasſelbe ſonſt, und bis zu meinem Antritt, in allerſchönſter, ununterbrochenſter Ordnung fortgehalten worden wäre, da doch ſchon vorher ſeit 30 und längern Jahren keine Seele mehr daran gedacht hat. Gleichwie ich nun kein etablirtes Wrugengericht vorgefunden, mich auch wegen deſſen Beſchaffenheit und Einrichtung nach dem uralten längſt in Vergeſſenheit gerathenen Fuße aus der Regiſtratur wenig Raths erhohlen können, alſo iſt die mehreſten Jahre meiner Amtsführung hindurch nur kaum die Rede davon geweſen. Sollte wenigſtens ein oder anderes Mahl die Äußerung geſchehen ſeyn, daß es gut wäre, wenn man das Wrugengericht wieder herſtellete, ſo iſt das gewiß Alles. Man hat aber immer dabei erkannt, daß dieſe Wiederherſtellung ein gutes Stück Mühe und Arbeit von mir erforderte, welche ich wohl nicht zu jeder Zeit daran verwenden könnte. Über den beſtändigen currenten und dringenden Amtsgeſchäften konnte ſich dieſes auch wohl ohne Nachtheil etwas länger verzögern, da man ſeit 30 und noch mehreren Jahren ſchon ohne Wrugengericht eben ſo gut

fertig geworden war, als viele andere adelige geſchloſſene Gerichte ohne dergleichen auch fertig werden. Denn in der That hat man bloß den gravitätiſchen Punct von Solennitäten und Formalitäten, warum es dem Herrn General-Major von Uslar vielleicht am meiſten dabei zu thun ſeyn mag, entbehret, da die Realitäten, nähmlich die Unterſuchung und Beſtrafung angeklagter oder angezeigter Vergehungen, deßwegen niemahls unterblieben ſind. Erſt ſeit einigen Jahren, da der Herr General-Major von Uslar in Penſion geſetzt worden, und es ihm vermuthlich an Beſchäftigungen und Zerſtreuungen gefehlet, hat ihn ein ſonderlicher Reformations-Geiſt in Anſehung der vermeinten Mängel hieſiger Gerichtsverfaſſung befallen. Auf ſeinen hauptſächlichen und alleinigen Betrieb, (denn den übrigen Herren iſt in der That wenig oder nichts an einem förmlichen Wrugengerichte gelegen, in ſo fern nur Realia außer dem dennoch beobachtet werden,) habe ich bereits im Jahre 1781 die nöthigen Vorbereitungen zu einem künftig abzuhaltenden Wrugengerichte nicht ohne viele Mühe gemacht. Denn man konnte doch vorher keine Wrugengerichte halten, ehe man die Unterthanen von neuen gehörig unterrichtete, was ſie zu thun und zu laſſen hätten, und ehe man hierauf eine hinlängliche Anzahl Wrugen dazu geſammelt hatte. Daher habe ich mühſam alle älteren ge-

richtlichen Polizei-Verfügungen zuſammen geſucht und zuſammen gefragt, und aus dieſen ſo wohl, als aus den Landesverordnungen ein neues vollſtändiges Princip ſolcher Geſtalt aufgeſtellt und in den Gemeinheiten bekannt gemacht, daß nunmehr, wenn es der Familie beliebt, ein Wrugengericht alljährlich abgehalten werden kann.

Hämiſche und übertriebene Declamation des Concipienten iſt es, daß wegen des nicht abgehaltenen Wrugengerichts Feld-Garten-Wieſen- und Holzdiebereien gemein geworden, daß die Kinder ihre Ältern ungeſcheuet beſtehlen und prügeln, und was Alles noch weiter unter dieſer Nummer hingeſchrieben worden. Unordnungen und Exceſſe fallen in der ganzen Welt, vermöge des natürlichen Laufs der Dinge, allenthalben Trotz den beſten Geſetzen und Trotz der beſten Ausübung derſelben vor. Wer weiß nicht, daß während deſſen Diebe gehängt werden, dennoch unzählige Mahle neue Diebereien vorfallen. Wo man nur hin höret, auch in königlichen Ämtern, wo doch ſo öftere Landgerichte gehalten werden, wird über Feld-Garten-Holzdiebereien und andere Exceſſe geklaget. Man hänget die Diebe nicht eher, als bis man ſie hat. Wenn nun Exceſſe vorfallen, wovon der Thäter nicht auszukundſchaften, oder welche mir gar nicht einmahl zur Wiſſenſchaft gelangen, ſo können ſie mir doch wohl nicht zur Laſt gelegt werden. Niemand aber wird mir wohl

mit Grunde der Wahrheit vorwerfen können, daß ich die Unterſuchung und Beſtrafung mir wirklich angezeigter Vergehungen, wovon der Thäter auszumachen ſtand, verweigert oder vernachläſſiget habe.

Sollte ſich übrigens mit Wahrheit behaupten laſſen, daß der oberwähnten Diebereien und Exceſſe in hieſigem Gerichte mehr vorfielen, als an andern Orten, ſo kann ich nicht bergen, ſondern muß es frei und öffentlich ſagen, daß die dem Herrn General-Major von Uslar von Hohen und Niedern nachgeſagte, und bald bitter getadelte, bald verſpottete Habſucht eine höchſt ergibige Quelle ſolcher Unordnungen iſt. Denn keinerlei Geſindel iſt ſo ſchlecht, ſo bettelhaft und übel berüchtiget von Innen und von Außen, welchem er nicht bei ſeinen Unterſaſſen, als Häuslinge zur Miethe zu wohnen, um der leidigen Gebühren und einer Anzahl abzuleiſtender Dienſttage willen, erlaubt. Allen übrigen Gerichtsherren muß ich es nachrühmen, daß ſie dabei weit rechtlicher und vorſichtiger zu Werke gehen. Sie ſuchen ſich vielmehr von ſchlechtem unter ihnen wohnenden Geſindel los zu machen, als daß ſie fremdem, von außen herein kommenden in Ertheilung der Einzugs-Conceſſionen, bloß ihres Privat-Intereſſes wegen, ſich allzu willfährig bezeigen ſollten. Alles das nimmt nun der Herr General-Major ohne Bedenken auf, wenn es ihm nur opfern kann,

wovon er gewiß nicht das Mindeſte nachläßt. Ja, er hat ſelbſt verſchiedene Hütten und Wohnungen, die er um ſeines Intereſſes willen mit ſolchem Geſindel erfüllet. Vor Jahres Friſt hat er ſich ſogar nicht einmahl geſcheuet, hundert Goldgulden Strafe daran zu wagen, und einen unverleiteten fremden Betteljuden mit Frau und Kindern in ſein Gärtner- und Orangerie-Haus aufzunehmen, weil ein Verwandter desſelben zu Oſterode, um ſeiner los zu werden, dieſe Aufnahme mit 9 Thalern für ein Jahr erkaufte. Weil aber nach Ablauf dieſes Jahres der Verwandte nicht noch ein Mahl 9 Thaler bezahlen wollte, ſo hat er den Betteljuden dieſer Tage wieder ausgeſtoßen, und bei Gelegenheit dieſes Verfahrens, wovon alle Welt eben nicht zu ſeiner Ehre ſpricht, bin ich dieſe Aufnahme eines unverleiteten Juden zuerſt gewahr worden, die mir Niemand angezeigt hatte, auch wohl von den Gerichts-Unterbedienten um ſo weniger einer anzeigen konnte, als ſich wohl Niemand vorſtellte, daß der Herr General-Major als Gerichtsherr und Senior, der ſo viele Unordnungen reformiren will, ohne gehörige höhern Orts ertheilte Conceſſion ſich ein Solches zu ſchulden kommen laſſen würde. Solches Geſindel nun, das nichts hat, und nicht weiß, womit es ſich durchbringen, geſchweige denn Gift und Gaben für ihn herbei ſchaffen ſoll, muß nothwendig diejenigen Exceſſe und Diebereien vermehren, die

er und ſein Schriftſteller jetzt auf die unverantwortlichſte Weiſe meiner Juſtiz- und Polizei-Pflege zur Laſt legen wollen.

Was ſollen übrigens die Worte ſagen: „Die mehrentheils erwachſene Jugend durch den Vorgang der Größern wird dadurch zu den größten Ausſchweifungen verleitet, ſie ſammeln ſich an Sonn- und Feſttagen, beſonders unter währendem Gottesdienſt, rottenweiſe zuſammen und verhindern mit Gewaltthätigkeit der Eigenthümer Beſtreben, das Ihrige zu verwahren.„ —

Von ſolchen Vorfällen iſt mir nicht das Mindeſte bekannt, nie das Mindeſte angezeigt worden. Weiß der Herr General-Major ſo etwas, warum machte er es nicht bekannt? Ich denke aber, er ſo wenig, als irgend ein anderer rechtlicher Einwohner des Gerichts, wird dergleichen wiſſen. Es iſt auch gar nicht wahrſcheinlich, daß Einer, dem dergleichen wirklich begegnet wäre, nicht geklagt haben ſollte, da wohl ſonſt weit geringere Lappalien von den Bauern ſogleich klagbar gemacht werden.

Dem trunkenen, lügenhaften Schriftſteller aber ſieht es ſehr ähnlich, dergleichen Ungeheuer aus ſeiner umnebelten Phantaſie und aus ſeinem ſchwarzen Herzen hervorgehen zu laſſen. Niemand pflegt mehr über Unrecht, Diebſtahl und Schaden, der ihm zugefügt wird, zu ſchreien, als

dieſer; und dennoch weiß ich faſt nie, daß er mit einer rechtlich gegründeten Klage hätte auftreten können. Seinen Worten aber ohne weitern bündigen Beweis wird Niemand, der ihn nur halb kennet, Glauben beimeſſen, wenn ſie auch noch ſo hoch und theuer verſichert würden. Vielmehr weiß ich, daß die ganze Dorfſchaft Gelliehauſen ſich vornähmlich über dieſen Menſchen ſelbſt beſchweret. Es waltet über ſein Vermögen ſeit verſchiedenen Jahren ein Concurs, und ſeine Grundſtücke ſind, außer der Wohnung und dem Garten, ſo er noch miethweiſe inne hat, an fremde Leute verpachtet. Dennoch hält er ſo viel Vieh, daß er es zu ernähren nicht im Stande iſt. Nun hat er zwei Bettelbuben aufgezogen, welche durch ſeine Zucht ſo gut gerathen ſind, daß nichts in Gärten, Wieſen, Feldern, ja ſogar auf Höfen und in Häuſern vor ihnen ſicher iſt, wie denn der eine davon ſchon wirklich einmahl Dieberei halber vor dem königl. Amte Niedeck in Inquiſition befangen geweſen und beſtraft worden iſt. Dieſe nun ſtreifen umher, wie die Corſaren, und fouragiren für ſein Vieh, welches ſonſt verhungern müßte. Die Einwohner insgeſammt, die dieſes wohl wiſſen, ſcheuen ſich, Anzeige zu thun und klagbar zu werden, weil ſie ſich vor Liſte, der den Bauern leicht an Ränken überlegen iſt, fürchten, und lieber Schaden ſtillſchweigend erdulden, als

mit einem ſo gefährlichen Menſchen im Wege Rechtens anbinden mögen.

Ein Solcher iſt derjenige, welchen der Herr General-Major zu ſeinem Rathgeber und Schriftſteller braucht! Ein Solcher iſt es, von dem er ſich die Ohren und das Herz voll Gift blaſen läßt! Ein Solcher iſt es, deſſen Schmähſchriften er unterſchreibt, und dadurch ſeinen Nahmen entadelt! Ein Solcher iſt es, von dem nicht ohne Wahrſcheinlichkeit verlauten will, daß er mich nur zu ſtürzen, und ſich hernach wieder der hieſigen Gerichtsverwaltung zu bemächtigen trachtet!

Wo iſt es übrigens geſchehen, daß die Unterthanen den Reſpect gegen den Gerichtsherrn und gegen den Beamten ſelbſt aus den Augen geſetzet? In Anſehung meiner iſt mir dergleichen platterdings unbekannt; vielmehr kann ich mit Wahrheit ſagen, daß mir von je her mit vieler Ehre und Liebe von den Unterthanen begegnet worden iſt. Seit meiner ganzen Amtsführung erinnere ich mich nie, daß ſich ein Unterthan ſo viel gegen mich heraus genommen hätte, als in vorigen Zeiten vielfältig geſchehen iſt, und in andern, ſelbſt königlichen Ämtern nicht ſelten geſchiehet. Ich dürfte mir vielmehr von den meiſten und beſten der hieſigen Gerichtsunterthanen, wenn ich die unwürdige Anklage in den Gemeinheiten bekannt machen wollte, das liebe- und ehrenvolleſte Zeugniß zum Gegenbeweiſe verſprechen, und ich behalte

mir, wenn ich noch weiter angetaſtet werden ſollte, dieſen Weg der Rechtfertigung noch bevor. Wie mir denn auch in ſolchem Falle wohl nicht zu wehren und zu verdenken ſeyn dürfte, daß ich Anklage und Vertheidigung öffentlich drucken laſſe; wiewohl ich dieſen Weg freilich, um den dadurch unter dem Pöbel nothwendig entſtehenden Bewegungen, Urtheilen und Geſchwätzen, die der Gerichtsverwaltung ſelbſt nachtheilig ſeyn könnten, vorzubeugen, nichts anders, als ungern, betrete.

Kein einziger Gerichtsherr wird übrigens mit Grunde der Wahrheit ſagen können, daß Unterthanen ihm reſpectwidrig begegnet wären. Vielleicht errathe ich aber, warum der Herr General-Major allein dieſe Beſchuldignng vorbringt. Weil ich nun in meiner Vertheidigung doch weitläuftig werden muß, ſo iſt es der Mühe werth, den Fall hier zu erzählen, um daraus zu entnehmen, was von den rohen und unverdauten Beſchuldigungen, womit die Anzeige gegen mich angefüllet iſt, zu halten ſeyn wolle. Der Herr General-Major von Uslar iſt wegen ſeines adeligen Gutes mit der Gemeine Gelliehauſen, des Mitbeitrags halber zu einer angeſchafften Feuerſpritze, in einem Proceſſe verwickelt. Die Dorfſchaft Gelliehauſen betrachtet ſich deßfalls als eine Societät, zu welcher der adelige Hof mitgehöret, und es iſt der Beitrag eines jeden Mitgliedes nach der Summe regu-

lirt, welche ſeine Gebäude in dem Brand-Aſſecurations-Cataſter führen. Dieſem widerſetzet ſich der Herr General-Major, und behauptet die Immunität ſeines adeligen Hofes von ſolchen Beiträgen. Hierin habe nun Recht oder Unrecht, wer da wolle, ſo tritt doch der Umſtand ein, daß ſeine Frau Gemahlinn ein pflichtiges Bauergut in Gelliehauſen beſitzt, welches mit der übrigen Gemeinde ſeinen Strang zu ziehen verbunden iſt. Nun fügt es ſich im verwichenen Frühjahre, daß die Gemeinde Gelliehauſen in dieſem Spritzen-Proceß Procuratur-Gebühren bezahlen ſollte, wozu natürlicherweiſe das pflichtige, gemeine, reiche Gut der Frau Generalinn mit beitragen mußte, welches 24 Mariengroſchen betrug. Die Gemeindevorſteher, ſo wohl Hannöveriſchen, als Heſſiſchen Theils, verfügen ſich alſo auf den adeligen Hof, um dieſen Beitrag abzufordern. Der Herr General-Major aber weigert ſich deſſen, unter dem Prätext, daß er zu einem Proceſſe, der gegen ihn ſelbſt geführt würde, etwas beizutragen nicht ſchuldig ſeyn könne, wobei er denn auf die Ungerechtigkeit des Proceſſes ſelbſt nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ziemlich losziehet, und die Vormünder etwas rauh zum Hauſe hinausweiſet.

Hierauf äußert der Vorſteher Bertling: „Daß, wenn ſolcher Geſtalt der Beitrag in Güte nicht erfolgte, ſo hätte die Gemeinde beſchloſſen, ſich an dem, dem pflichtigen Gute

nächſtens zufallenden Gemeindeholze ſchadlos zu halten, und ſolches verkaufen zu laſſen.„

Hierdurch wird der Herr General-Major ſo aufgebracht, daß er demjenigen nicht nur, wie er ſelbſt geſtehet, Arm und Bein entzwei zu ſchmeiſſen drohet, der ſich ohne ſein Wiſſen und ſeinen Willen an dem Holze vergreifen würde, ſondern auch den Bertling realiter zum Hauſe hinauswirft, hernach aber ihn gleichſam des Criminis laesae Maiestatis bei mir anklagt, und auf exemplariſche Beſtrafung desſelben dringet. Seiner Klage gibt er die Wendung, als habe Bertling den Reſpect gegen ihn, als Gerichtsherrn, nicht nur auf die ſtrafbarſte Weiſe verletzet, ſondern auch Nahmens der Gemeinde gedrohet, Richter über ihn zu ſeyn, und ſein Holzloos eigenmächtig zu verkaufen. Dieſer Vorfall nun, und wohl ſchwerlich ein anderer, gibt ihm und ſeinem Schriftſteller Gelegenheit, zu behaupten: „Die Gemeinde ſetze den Reſpect gegen den Gerichtsherrn und den Beamten ſelbſt aus den Augen, urtheile Sachen unter ſich nach Willkür ab, ſetze ſich ihr eigenes Gericht, verhänge Sequeſter und Executionen auf eine unerlaubte Weiſe, ſo wie es ihr nach Mehrheit der Stimmen einfalle, treibe willkürliche Strafen ein, verſaufe ſolche, und ſage, ſie bediene ſich ihres Rechts.„

Ich habe jenen von dem Herrn General-Major von Us-

lar ſo hoch angeklagten Vorfall, wozu er doch durch ſeine unbillige Weigerung, die ihm Jedermann faſt überall, wo er Geld ausgeben ſoll, beimeſſen wird, ſelbſt Anlaß gab, gehörig ad Protocollum unterſuchet, und in der Äußerung des Vorſtehers Bertling weder etwas Injuriöſes und Reſpectwidriges, noch Strafbares entdecken können. Man kann auch die Äußerung auf keine Weiſe ſo nehmen, als hätte ſich damit Bertling oder die Gemeinde über den Herrn General-Major zum Richter aufwerfen wollen, und deſſen Holzloos eigenmächtiger Weiſe zu verkaufen gedrohet.

Es erkläret auch Bertling ausdrücklich ad Protocollum vom 4. März d. J., daß ſeine gegen den Herrn General-Major im Nahmen und mit Auftrag der Gemeinde gethane Äußerung eben ſo wenig reſpectwidrig, als ſo ausgedeutet werden könne, als ob er oder die Gemeinde ſich über ihn zu Richtern aufwerfen wollten; denn es verſtände ſich von ſelbſt, daß es nicht die Meinung ſeyn können, ohne gerichtliche Autorität ſich an das Holzloos zu halten und dasſelbe zu verkaufen. Der übrige Vortrag, welchen die Gemeindevorſteher mit zum Protocoll gegeben haben, iſt zu merkwürdig, und gibt über mancherlei Händel und Unordnungen in der Gemeinde Gelliehauſen zu vielen Aufſchluß, als daß ich umhin kann, ihn noch wörtlich hier abzuſchreiben.

„Da Herr Kläger, (nähmlich der Herr General-Major von Uslar,) oder deſſen Gemahlinn ein gemeinpflichtiges Bauergut beſäßen, ſo ſey die Gemeinde, oder vielmehr deren Vorſteher ſehr übel daran, wenn Herr Kläger zu den gemeinſchaftlichen Pflichten aufgefordert werden ſollte, und ſolche Weigerungen, wie dieſe, vorfielen, die ſich kein gemeiner Mann beigehen laſſen dürfte, ohne ſchnell zu ſeiner Schuldigkeit angehalten zu werden. Der Herr Kläger vermeine zwar, die Gemeinde um ſolcher kleinen Vorfälle willen als ein Nobilis mit ihren Beſchwerden immer nach Hannover zu ziehen; allein wenn dieſes ſeyn ſollte, ſo müſſe die Gemeinde zu Grunde gehen. Auch verurſache es ein allgemeines Murren in der Gemeinde, beſonders unter den Heſſiſchen Mitgliedern, da dieſe meinten, das Gericht könnte, oder wollte nicht gern gegen den Herrn Kläger, als Gerichtsherrn, Hülfe leiſten. Sie müßten daher darauf antragen, daß Herr Kläger ſich entweder ſeines Bauerguts abthäte, oder einen gemeinen Mann zum Bevollmächtigten auf den Hof ſetzte, den man dreiſt zu den ſchuldigen Präſtationen auffordern könnte, und damit man nicht nöthig hätte, den Herrn Kläger immer ſelbſt darum anzugehen, welches Niemand gern thäte. Vor allen Dingen aber bäthen ſie, die Gemeinde zu beſcheiden, wo ſie Hülfe ſuchen ſollte, wenn Herr Kläger ſich ſeiner Schuldigkeit weigere.„

Übrigens ſind in der Gemeinde Gelliehauſen, ſo wie faſt in jeder andern, erlaubte kleine Conventional-Strafen hergebracht, wenn Jemand ſich zu Leiſtung dieſer oder jener Gemeinheitspflichten, z. E. bei Wegebeſſerungen u. ſ. w. ſaumſelig finden läßt. Alsdann pflegen der Schulze und die Vorſteher umherzugehen, und dieſe Strafe einzufordern. Öfters pflegt nun derjenige, der nicht gleich bei Caſſa iſt, ſo lange ein Pfand abzuliefern. Einem ſolchen in die Conventional-Strafe Genommenen wird von keinem Menſchen das Recht bezweifelt, ſich dagegen bei Gericht zu beſchweren, wenn er glaubt, daß ihm zu nahe geſchehen, und er die Conventional-Strafe nicht verwirkt habe. Allein ſeit 11 Jahren iſt kaum ein oder anderer Fall eingetreten, daß wirkliche Beſchwerde darüber bei Gericht anhängig gemacht worden wäre. Dieſer Umſtand wird nun ſo vorgeſtellt, daß die Bauern unter ſich nach Willkür aburtheln, ſich ihr eigenes Gericht ſetzen, Sequeſter und Executionen verhängen, willkürliche Strafen eintreiben und ſolche verſaufen. — Wer ſieht aber nicht, wie ſehr mir und meiner Juſtiz-Verwaltung durch ſolche Verdrehungen zu nahe geſchiehet?

Was das Saufen betrifft, ſo iſt es freilich wahr, daß ſchon ſeit langen Jahren in Gelliehauſen eine Neigung zum Trunke ſich bei verſchiedenen Einwohnern eingeſchlichen. Al-

lein ich verdiente, wenigſtens ein Staats-Miniſter, und nicht Gerichtsamtmann zu Alten-Gleichen zu ſeyn, wenn ich den Branntweinſoff abzuſtellen vermöchte. Die Entſtehung dieſes Laſters vornähmlich in Gelliehauſen kann ich mir nicht anders erklären, als daß, leider! der vormahlige Beamte Liſte mit ſo ſchlechtem Beiſpiele vorgeleuchtet hat, wie er denn auch jetzt ein Branntweinſäufer vom erſten Range iſt. Da auch verſchiedene Mitglieder in Gelliehauſen, worunter der Herr General-Major wegen des oberwähnten Bauergutes mitgehöret, mehr ſeyn wollen, als Andere, und daher gemeiniglich weit langſamer zu ihren Schuldigkeiten ſich einſtellen, als der gemeine Mann, ſo veranlaßt dieſes öftere Händel, Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen, die nothwendig zum Trinken Anlaß geben müſſen. Sonſt ſehe ich in der That das ſo Hochtadelnswürdige dabei nicht ab, wenn Gemeinheiten bei ihren Zuſammenkünften einige Nößel Branntwein vertrinken, und dazu jene kleinen Conventional-Strafen, eher, als andere Gemeinheitseinkünfte, verwenden. Keinem einzigen Gemeindemitgliede, ſelbſt dem geſtraften, iſt es ja nicht verwehrt, mit davon zu trinken.

Ehe ich dieſen Abſchnitt verlaſſe, muß ich noch einen Umſtand anführen, welcher den Herrn General-Major, wiewohl ſehr ungerechter Weiſe, veranlaſſen mag, meiner Juſtiz- und Polizei-Pflege Vorwürfe zu machen. Es iſt

wohl kein Beamter ſo rechtſchaffen und brav in der Welt, über welchen nicht einfältige oder übelgeſinnte Leute, wegen vermeintlich erlittenen Unrechts oder nicht zu erlangenden Rechts, Beſchwerde führen. Nun iſt es im hieſigen Gerichte ganz natürlich, daß die Gerichtsherren die Erſten ſind, vor welchen dergleichen Leute ihre Stimme erheben. Die übrigen Gerichtsherren zu Alten-Gleichen haben aus Beiſpielen größten Theils gelernt, wie ſelten man einem ſolchen Querulanten zu trauen habe, der bloß dasjenige vorſpiegelt, was zu ſeinem Vortheile dienet, und das Nachtheilige für ſich verſchweigt. Dieſe pflegen denn dergleichen Schreier von ſich ab, und auf gehörige Wege Rechtens zu verweiſen. Nur allein der Herr General-Major von Uslar kann und wird es nie unterlaſſen, ihnen in den Mund zu hören, und Alles, was ſie vorbringen, für Evangelien aufzunehmen. Nun meint er, es liege ihm ob, ſich ſolcher Leute anzunehmen, und ſich in ihre gerichtlichen Angelegenheiten zu miſchen, weil nach ſeiner gegen mich vorgefaßten Meinung die armen Leute kein Recht bei mir erhalten können. Hierdurch geſchiehet es denn nicht ſelten, daß er ſich ſolcher Dinge anmaßet, die ihm keinesweges zukommen, wovon ich noch einen ganz neuen Vorfall anführen kann.

Eine Frauensperſon, Nahmens N. Germershauſen, in Wöllmershauſen hatte mit ihrem Schwiegerſohne, dem

Schulzen Kaufmann daſelbſt, puncto alimentationis und einer Wohnung, die er ihr einzuräumen hatte, Händel. Dieſe waren bereits unter'm 6. Mai gerichtlich und rechtskräftig geſchlichtet, und jeder Theil ſo wohl zu ſeiner Schuldigkeit, als in ſeine Schranken verwieſen. Die Klägerinn, eine wunderliche Perſon, die ſchwer zu bedeuten war, überlief mich hernach deſſen ungeachtet verſchiedene Mahl, und begehrte Dinge, die nicht nur der rechtskräftig getroffenen Entſcheidung und Auseinanderſetzung entgegen liefen, ſondern auch, wenigſtens vor der Hand, gar keine Statt hatten. Da nun dieſe wunderliche Perſon mit ihrem verkehrten Kopfe natürlicher Weiſe bei mir nicht durchkommen konnte, ſondern abgewieſen werden mußte, ſo meinte ſie in ihrer Einfalt, daß ſie es mit dem Gerichtsherrn wohl zwingen könnte. Hier fand ſie auch gleich den Herrn General-Major ſo gutwillig, ihren vermeintlichen Beſchwerden, wie ſie, als eine arme, verlaſſene Frau, kein Recht bei mir erlangen könne, völligen Glauben beizumeſſen, und ihr einen Befehl an den Schulzen Kaufmann unter'm 3. September zu ertheilen, der meinen längſt gemachten rechtskräftigen Anordnungen ganz entgegen lautet. Nun weiß aber wohl der Bauer, daß ſolche Verfügungen keine Statt haben, und er ihnen nicht zu gehorchen braucht; wie denn auch natürlicher Weiſe der Schulze Kaufmann dieſen Befehl

unbefolgt gelaſſen, nnd mir eingeliefert hat. Wenn nun der Herr General-Major ſolcher Geſtalt verfährt, ſo kann der rechtſchaffenſte und fleißigſte Beamte von dem Vorwurfe und Verdachte vernachläſſigter Juſtiz-Pflege vor ihm nimmer frei bleiben. Und wenn dergleichen unbefugter Weiſe von ihm ausgehende Befehle unbefolgt bleiben, ſo darf er daraus wohl nicht auf Reſpectloſigkeit der Unterthanen ſchließen, und ſolche mir zur Laſt legen.

Überhaupt iſt es ein übeler Umſtand, wenn der Herr General-Major glaubt, es laſſe ſich nur Alles ſo ſchlank weg befehlen, was er gern befohlen wiſſen will, und es mir zu Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit auslegt, wenn ich Manches um deßwillen nicht verfüge und anordne, weil es nach meinen Einſichten keine Statt hat. Ein Gerichtsherr, der bei ſeinem Patrimonial-Gerichte Recht ſuchet, muß eben daſelbſt auch Recht nehmen. Er darf keinesweges erwarten, daß Alles und Jedes bloß darum geſchehe, weil er es will.

3.

Ich komme nunmehr zu dem dritten Vorwurfe, welcher die Geſtalt hat, als ob ich es ſey, der die Kirchenſachen in Unordnung gerathen laſſe, da doch gerade das, was hierin noch von Ordnung vorhanden iſt, von keinem Andern, als mir, herrühret.

Vor dem Jahre 1768 sind seit länger, als 30 Jahren überall keine Kirchenrechnungen gehalten worden, und das Vermögen so wohl, als Rechnungswesen der Kirchen ist in die allerunbeschreiblichste Verwirrung und Dunkelheit gerathen. Damahls erst fing der Herr General-Major an, sich dieser Sache anzunehmen, und eine Untersuchung durch die damahligen Beamten anstellen zu lassen, die aber bei weiten, und nicht zur Halbscheid dieses höchst verworrene und intricate Geschäfte vollendet, ja in vielen Stücken nur Übel ärger gemacht hat. Er hat darauf verschiedene Jahre hindurch und noch bei meinem Amtsantritte diese Angelegenheit unter Händen behalten, bis er bewogen worden, den ganzen unsäglich verworrenen Wust an mich abzuliefern.

Was für ungeheuere Mühe ich mir hierauf gegeben, diesen Kram in Ordnung zu bringen, und Tageslicht darin anzünden, das ist so wohl dem ganzen Gerichte, als auch dem königlichen Consistorium bekannt, welchem meine darin geleistete Arbeit schon vor einigen Jahren vorgelegt worden ist, und welches sie in kurzen von neuen wahrzunehmen Gelegenheit haben wird. Auch kann eine flüchtige Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit demjenigen, worin ich diese Sache empfangen habe, das Höchstfalsche und Ungerechte des feindlichen Vorwurfs bestätigen. Daß aber diese Sachen noch bis jetzt nicht in vollkommene Ordnung gedie-

hen ſind, daran bin ich nicht Schuld, ſondern die Menge der illiquiden Poſten iſt es, die im Wege Rechtens erörtert werden müſſen. Weil ich nun nicht Richter und Advocat der Kirche zugleich ſeyn kann, ſo habe ich längſt vorgeſchlagen, einen gemeinſchaftlichen Curator zu beſtellen, da die gewöhnlichen Altariſten, als einfältige Bauern, die Leute nicht ſind, die in ſo intricaten Angelegenheiten gehörig agnoſciren können, beſonders, da mit Matadoren, worunter der Herr General-Major als Kirchenſchuldner mitgehöret, gar mächtige Kämpfe durchzukämpfen ſind. Allein dieſer Vorſchlag iſt bis jetzt noch nicht in's Werk geſetzt worden. Nichts deſto weniger habe ich Liquida ab Illiquidis zu ſepariren, jene zu berechnen, einzucaſſiren, und zu dem unumgänglich nothwendigen Kirchenbau zu verwenden geſucht. Wenn aber Theils die Gelder nicht hinreichen, Theils Schwierigkeiten in Beitreibung liquider Rückſtände in den Weg treten, ſo kann ich nichts dafür, daß ein angefangener Bau unvollendet bleiben muß. An dem letzten Umſtande iſt der Herr General-Major bei der Kirche zu Benjehauſen zum Theil ſelbſt mit Schuld, da er eine ziemliche Summe deſſen, ſo er dieſer Kirche liquide ſchuldig geweſen, auf Auslagen, die er für die Gelliehäuſer Kirche gemacht hatte, abgezogen hat, unerachtet er doch ſelbſt der Gelliehäuſer Kirche reichlich verwandt iſt.

Unter den mir vorgeworfenen Monitoriis und Anordnungen des königlichen Consistoriums leidet übrigens keinerlei Gerechtsame der Familie, noch auch das Interesse der Kirchen selbst. Ich weiß mich deßhalb hinlänglich zu rechtfertigen. Hätte ich auch hierin wirklich etwas zu verantworten, so würde ich es vor königlichem Consistorium, nicht aber gegen den Herrn General-Major von Uslar abzulegen haben.

4.

Was den vierten Punct, wegen der Depositen, betrifft, so ist gar nicht abzusehen, wie derselbe in der Reihe der übrigen Beschwerden mit aufgeführet werden können. Denn erstlich weiß man gegenwärtig von keinen gerichtlichen Depositis, die dem Vernehmen nach ansehnlich seyn sollen. Nach der hämischen Art, womit die ganze Kette von Klagen abgefaßt und stylisirt ist, soll vielleicht damit verblümt zu verstehen gegeben werden, als ob es mit den so genannten ansehnlichen Depositen nicht gar richtig aussähe. Aber, Gottlob! noch nie ist ein Depositum bei mir vorhanden gewesen, auch wird nie eines bei mir vorhanden seyn, welches ich nicht stündlich vorzuweisen und auszuzahlen im Stande wäre. Der ehrlose Schriftsteller des Herrn General-Majors kann sich nicht eines Gleichen rühmen. Sein infames Verfahren gegen mich ist Schuld, daß er nun-

mehr meiner Caution ſelbſt einen Mangel vorwerfen kann. Als ich mein Amt antrat und, als ein unbekannter Ausländer, einen Bürgen ſo leicht nicht ſchaffen konnte, kam mein verſtorbener Großvater von Aſchersleben, brachte 600 Thaler, und wollte durch deren bare Niederlage bei der Familie Caution machen. Der Hofrath Liſte, der damahls eine Uslariſche Vormundſchaft führte, und um ſeines Intereſſes willen meine Anſtellung zu dieſem Amte ſehr mitbetrieben hatte, wußte meinen Großvater zu bereden, dieſe 600 Thaler ihm ſo lange in Verwahrung zu geben, bis man wegen der Cautions-Beſtellung das Nähere mit der Familie concertirt hätte. Wer hätte dem Manne nicht trauen ſollen, den Keiner von uns näher kannte, und der die Rolle des reichen, und für uns freundſchaftlich geſinnten Mannes zu ſpielen wußte? An dieſem Deposito der 600 Thaler aber vergriff ſich Liſte auf die ſchändlichſte Weiſe wider mein Wiſſen und meinen Willen, und verwandte es in ſeinen Nutzen, ſo daß ich wenig oder gar keine Hoffnung habe, aus ſeinem Concurſe nur etwas davon wieder zu erhalten. Ich wäre nun ſolcher Geſtalt damahls wegen meiner Caution ſehr übel daran geweſen, wenn ſie mein verſtorbener Schwiegervater, der Amtmann Leonhart zu Niedeck, nicht für mich, zur Zufriedenheit der Familie, geleiſtet hätte. Nun hat mir aber noch kein einziges Mitglied derſelben, ge-

ſchweige die Familie insgeſammt, ein Wort davon geſagt, daß ſie nach dem Abſterben meines Schwiegervaters eine andere Caution verlange. Wie unbillig iſt es alſo, dieſen Punct unter die Beſchwerden zu miſchen!

5.

Was die vierteljährlich an jedes Haus abzulegenden Lehensrechnungen betrifft, ſo haben die mehrſten Herren der Familie ſchon längſt eingeſehen, daß 2 Thaler, die mir jährlich für Schreib-Materialien gut gethan werden, allzu wenig ſind, um ſo vielen Papieraufwand von mir zu verlangen, und haben daher gut ſeyn laſſen, wenn ich von Jahren zu Jahren die Lehnsrechnungen an die Senioren beider Linien abgeleget habe. Nun iſt es wahr, daß dieſe ſeit einigen Jahren rückſtändig geblieben ſind, weil ich Theils durch genug andere Geſchäfte und immerwährende Leibeskränklichkeiten davon abgehalten worden bin, Theils mir bewußt war, daß ich ſolche zu allen Zeiten, ſammt dem etwanigen Caſſen-Vorrathe, (deſſen doch öfters gar nichts vorhanden iſt,) richtig verfertigen und abliefern könnte; daher ich denn dieſes Verzuges um ſo weniger Arg gehabt, als von Seiten der wenigſten Mitglieder dieſer Rechnungsabgabe Erwähnung geſchehen. Da mir aber auch dieſes, wiewohl nur allein von dem Herrn General-Major, ſo hoch und gefährlich angerech-

net werden will, ſo werde ich gewiß von nun an nicht ſäumen, ſothane Rechnungen rein abzulegen, und dadurch zu zeigen, daß ich keinerlei gefährliche Urſachen habe, dieſelben zu hinterhalten.

Wenn es übrigens Vaſallen gibt, die ſich wegen nicht zu erhaltender Lehenbriefe, angeblich auf das bitterſte, mit Bedrohung künftiger Renitenz, beklagen, wovon ich aber nichts weiß, und gleichwohl etwas wiſſen müßte, ſo würde auch hiervon nur die geringſte Schuld auf mich fallen. Vaſallen, die ihre Praestanda berichtiget haben, werden wohl ſchwerlich ſich über allzu lange verzögerte Lehenbriefe beſchweren können. Haben wir doch wohl ſelbſt von Ober-Lehenshöfen erſt ein ganzes halbes Jahr nach der Belehnung oder Berichtigung der Lehenspflichten die Lehenbriefe erhalten. Diejenigen Vaſallen aber, die es an ihren Gebühren ganz oder zum Theil ermangeln laſſen, haben um ſo weniger Urſache, ſich zu beſchweren, wenn ihnen die Lehenbriefe ſo lange zurück bleiben.

Gar öfters aber hat es mit dieſem Zurückhalten eine ganz andere Bewandtniß, woran die Vaſallen allerdings unſchuldig ſind, und weßwegen ſie ſich freilich zu beſchweren Urſache haben, auch wohl meiſten Theils wirklich beſchweren. Die jedesmahligen Herren Senioren begehren ſeit neuern Zeiten durch die Bank von jedem Vaſallen einen Ducaten

für den Muthschein. Viele Vasallen haben dagegen kein Aufsehens gemacht und sich diese Ausgabe gefallen lassen. Andere hingegen haben sich auf das ältere Herkommen berufen, wonach sie weit weniger dafür entrichtet haben. Wenn sie nun solcher Gestalt nach altem Princip ihre Gebühren geliefert, so haben die Herren Senioren auf den Lehentagen dessen ungeachtet ihren Ducaten vorweg eingestrichen, die Vasallen aber bei der gemeinschaftlichen Familien-Lehen-Casse in Rest schreiben, und die Lehenbriefe zurückhalten lassen, um sie dadurch zu Erlegung eines Residui zu zwingen, wozu sich die Vasallen doch nicht schuldig erkannten. Darüber sind denn nun schon seit mehreren Fällen die Lehenbriefe zurück geblieben, und vielfältige Beschwerden geführet, und es ist mit künftiger Renitenz gedrohet worden. Es liegt in der That eine Menge fertiger Lehenbriefe bei mir vorräthig, die eben um vorangeführter Ursachen willen nicht ausgegeben werden dürfen.

So sind nun sämmtliche mit so gehässigen und schwarzen Farben geschilderten Beschwerden gegen mich beschaffen. Ich habe mich mit dem Lichte der Wahrheit darüber ausgebreitet, und es unter der Würde meines Charakters gehalten, mich irgend wo durch Lügen oder Beschönigungen zu vertheidigen.

Wegen solcher zum Theil grundfalschen, zum Theil auf

eine liebloſe Weiſe in's Ungeheuere übertriebenen Beſchuldigungen kann alſo wohl eben ſo wenig ich ſelbſt mich meines Amts für verluſtig achten, wie ſich die Anklage ausdrückt, als irgend ein billiger und unparteiiſcher Richter in der Welt das thun kann und wird. Deſſen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Abſicht dieſer Vertheidigung keinesweges dahin gehet, mich etwa bei meinem Amte, oder, welches manchem Unkundigen gleich viel däuchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewähret, iſt für mich faſt mehr für Verluſt, als für Gewinn zu achten.

Ich habe daher beſchloſſen, ſo bald dieſer gegenwärtige Klaghandel abgethan ſeyn wird, und ich meine etwa rückſtändigen Geſchäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlaſſung von der Familie ſelber zu ſuchen, und folgende ſind die Gründe, die mich hierzu beſtimmen müſſen. So ſehr ich auch Urſache habe, mit dem edeln und billigen Betragen der meiſten Mitglieder der adeligen Uslariſchen Familie gegen mich zufrieden zu ſeyn, welches ich mein Leben lang mit dem herzlichſten Dank öffentlich rühmen werde, ſo wenig ich zu befürchten brauche, daß dieſe Übrigen dem Herrn General-Major beitreten werden, eben ſo wenig darf ich auch hoffen, jemahls die billige Zufriedenheit des

Herrn General-Majors von Uslar zu erlangen, und dadurch einem immerwährenden Verdruß auszuweichen, der mich an Leib und Seele zu Grunde richtet, indem es ihm bald an Einsicht und Beurtheilungskraft, bald an Gefühlen des Rechts und der Billigkeit mangelt.

Es sind mir zum fixen Salario nicht mehr, als jährlich 150 Thaler ausgesetzt, wozu noch 30 Thaler Miethgeld für die Wohnung und 2 Thaler für Schreib-Materialien zugelegt sind. Außer dem habe ich platterdings nichts, als die Gerichts-Sporteln. Diese sind nach dem alten Herkommen und der mir vorgeschriebenen Taxe äußerst geringe. Nun sind die Unterthanen dieses Gerichts größten Theils arme, dürftige Leute, und Jedermann, der mich kennet, wird mir das Zeugniß geben müssen, daß mir das Talent, zu nehmen, wo es nur irgend zu kriegen stehet, nicht gegeben ist. Ich darf mit Wahrheit behaupten, daß der Ertrag der Gerichts-Sporteln, wenn auch noch so viel vorkommt, und auch Alles, was mir von Rechts wegen gebührt, noch so gut eingehet, ein Jahr in's andere, und auf das Alleräußerste gerechnet, nicht über 150 Thaler ausmache. Wie Vieles bleibt nicht mir, der ich um ein Paar Groschen arme Leute nicht mahnen und tribuliren kann, davon im Laufe? Also hätte ich von meinem Amte überhaupt nicht mehr, als 332 Thaler, ohne irgend ein anderes Emolument, sogar ohne eine Wohnung.

Nun gebe ich Jedermann zu überlegen anheim, ob es möglich ſey, von ſolchen Einkünften in jetzigen Zeiten, und nur zur Halbſcheid, mit Ehre und Anſtand, nach dem mir beigelegten Charakter, auszukommen und fertig zu werden. Wenn ich die Gerichts-Sporteln auch noch ein Mahl ſo hoch anſchlagen wollte, welche heraus zu kratzen doch dem ärgſten Harpax unmöglich ſeyn würde, ſo kann auch alsdann noch die Einnahme für die nothdürftige Ausgabe nicht hinreichend erachtet werden. Was iſt nun die Folge hiervon, wenn ich mit Anſtand und Ehre durchkommen, und meiner Station nicht eine Schande machen will, wie ſie ihr ſchon in vorigen Zeiten gemacht iſt? Ich muß entweder aus eigenen Mitteln zuſetzen, oder durch Nebenarbeiten die fehlende Nothdurft verdienen.

Da ich nun mein eigenes ererbtes Vermögen bei dieſem Amte ſchon zugeſetzt habe, ſo bleibt mir nichts anders übrig, als durch gelehrte, oder durch andere Nebenarbeiten Zuſchuß zu verdienen. Nun iſt wahrlich dieß Amt, ſo geringe es auch mit Einkünften dotirt iſt, mit einer ſolchen Portion Geſchäfte überladen, daß der allerfleißigſte und fertigſte Arbeiter ſeine ganze Zeit ſchon damit ausfüllen könnte, und dennoch nöthig haben würde, einen guten Schreiber noch zur Beihülfe zu ſalariren. Was kann alſo zu erwarten ſeyn, wenn man gezwungen iſt, zu Nebenarbeiten

ſeine Zuflucht zu nehmen, zumahl, wenn dieſe oft in einigen Stunden mehr einbringen, als Amtsarbeiten in ganzen Tagen?

Wäre es möglich, mit jenen Einkünften auszukommen, ſo fehlet es mir, Gottlob! weder an Luſt, noch Fertigkeit im Arbeiten, und ich würde herzlich gern alle meine Zeit und Mühe nur allein auf die Geſchäfte meines Amts verwenden. So aber ſind die Einkünfte zu geringe, damit zu beſtehen, der Arbeit aber iſt zu viel. Die Gerichtsverwaltung iſt ſchon ſeit vierzig und mehreren Jahren äußerſt ſchlecht geweſen, ſo daß eine Menge alten Squerteigs ſich ſchon vor meiner Zeit herſchreibt. Und die Hoffnung, nach durchkämpften Mühſeligkeiten und aufgewendetem Gute in hieſigem Lande beſſer placirt zu werden, ſcheinet dabei mir, als einem adeligen Beamten, der in keiner Reihe ſtehet, ganz und gar zu fehlen. Was für Anreitzungen kann ich alſo haben, mich und die Meinigen aufzuopfern? O! man ſieht oft Jemanden hinken, tadelt ihn, oder ſpottet ſeiner, und bedenket nicht, wo, und wie unſchuldig ihn der Schuh drücken mag.

Mit dem Bewußtſeyn ſolcher mir von Gott verliehenen Fähigkeiten und erworbenen Kenntniſſe, die leicht zu etwas Beſſerem taugten, als Gerichtshalter im Gericht Alten-Gleichen zu ſeyn, mit dem herzlichſten Triebe zu nützlichen und brauchbaren Beſchäftigungen, bei meiner wirklichen tagtäg-

lichen Application, wobei ſogar meine Geſundheit leidet, iſt dennoch bei meiner bisherigen Lage kein Menſch übeler daran, als ich. Meinen Amtsgeſchäften kann ich meine Zeit ganz und allein nicht widmen, weil ich dabei mein Auskommen nicht finde. Darüber kann es nicht fehlen, daß ich in den kränkenden Ruf und Verdacht nachläſſiger Amtsführung gerathe. Hierbei iſt es mein unglückliches Schickſal, und, wie Rouſſeau es nennt, der Fluch der unſeligen Celebrität, daß Mängel, die an Andern meines Gleichen kaum der nächſte Nachbar bemerkt und davon den Mund aufzuthun der Mühe werth hält, ſo bald ſie mich betreffen, laut durch das ganze Land erſchallen. Ich kann neun und neunzig Sachen wohl expedirt, und die hundertſte nur verſäumet haben, ſo iſt das ſchon genug, um den Ruf meiner Nachläſſigkeit zu unterſtützen.

Auf der andern Seite bin ich in Anſehung meiner Nebenarbeiten eben ſo übel daran. Durch den Drang und Anlauf der Amtsgeſchäfte werde ich vielfältig geſtöret, unterbrochen und behindert.

Kurz, dieſe unglückliche Situation beſchränkt mich, ſo wohl ein tüchtiger Geſchäftsmann, als Gelehrter zu ſeyn. Eins muß nothwendig das Andere wechſelsweiſe unterdrücken, gleich wie ein Acker keine reichliche Frucht liefern kann, der zu viel tragen ſoll.

Möchte doch dieſe wahrheitsmäßige Vertheidigung und Schilderung meiner Lage im Stande ſeyn, bei Euer ꝛc. das Urtheil über mich günſtiger zu ſtimmen, als es jene ſo böſe gemeinte Anklage zu erwecken fähig war. Denn ob ich mir dadurch gleich eben ſo wenig dieſes Amt zu erhalten und ein neues und beſſeres zu erwerben ſtrebe, ſo kann es mir doch auch als dem unabhängigſten Privatmann nicht gleichgültig ſeyn, von ſo erhabenen und vortrefflichen Männern, als dieſes hohe und verehrungswürdige Regierungs-Collegium ausmachen, für denjenigen gehalten zu werden, zu welchem mich jenes feindſelige Bild hat herabwürdigen wollen. Und wie ſollte ich mich vergeblich hierin ſchmeicheln, da ich ſchon aus Hochdero allererſten Verfügung ganz ſichtbar erkenne, was für Gerecht- und Billigkeit ich von den erhabenen und weiſen Vätern des Vaterlandes zu erwarten habe.

Zwar ſcheint die Abſicht meiner Feinde auf nichts Geringeres ergangen zu ſeyn, als mir auf Ein Mahl und ungewarnt einen ſolchen tödtlichen Streich zu verſetzen, daß ich daran zu Boden ſtürzen müßte, ohne jemahls wieder aufzuſtehen. Dieſe ihre Abſicht iſt ihnen gewiß nicht halb gelungen, da königliche hohe Landes-Regierung nicht plötzlich mit einer weit härtern Verfügung hervorgegangen, und den Verunglimpften ungehört verdammet, ſondern erſt ei-

nen gemeinſchaftlichen Zuſammentritt und Bericht der geſammten von Uslariſchen Familie erfordert hat.

Ich aber habe dagegen Urſache, dieſe Weisheit und hohe Milde mit dem dankbarſten Herzen zu ſegnen, und mir die fortdauernde Gnade weiſer und edelmüthiger Männer auch alsdann zu wünſchen, wenn ich gleich kein bürgerliches Glück dadurch zu erſtreben trachte.

Mein Herz fühlet ſich empor gehoben, daß es um dieſe Gnade ohne intereſſirte Nebenabſichten zu bitten vermag, und mit dieſem Gefühle habe ich lebenslang die Ehre in tiefſtem Reſpect zu verharren u. ſ. w.

2.

Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will *).

1790.

Besäße die lebhafte rasche Schwärmerinn, deren Liebe schon durch ein Paar Hauche meines Geistes und Herzens angefacht werden konnte, — besäße sie auch Alles, was die

*) Diese strenge Rechenschaft über sich selbst ließ Bürger der persönlichen Bekanntschaft und näheren Verbindung mit seiner dritten Gattinn, welche ihm in einem Gedichte ihre Hand angetragen hatte, vorausgehen. Vergl. Poetische Blumenlese. Göttingen. 1791. S. 108 — 19. Den 2. Band der gegenwärtigen Sammlung. S. 193 — 9 und S. 329 — 33. Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's, nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Von Ludwig Christoph Althof. Göttingen. 1798. S. 71 und 123. Briefe von Gottfried August Bürger an Marianne Ehrmann. Ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters. Mit einer historischen Einleitung herausg. von Theophil Friedrich Ehrmann. Weimar. 1802. Gottfried August Bürger's Ehestandsgeschichte. Berlin und Leipzig. 1812.

D. H

kühnſten Anſprüche eines Mannes befriedigen möchte, Schönheit und Anmuth, wie des Geiſtes, ſo des Leibes, Güte und Adel des Charakters, Feinheit der Sitten, Stand und Vermögen; hätte ſie auch mit allen dieſen Vollkommenheiten mein ganzes Weſen längſt dergeſtalt bezaubert und gefeſſelt, daß ſie nothwendig das Ziel meiner heiſſeſten unauslöſchlichſten Wünſche ſeyn und bleiben müßte: ſo könnte, ſo dürfte ich dennoch dieß Bekenneniß der heiligen Wahrheit nicht unterdrücken, — nein, ich dürfte es nicht unterdrücken, wenn ich auch gleich im voraus wüßte, daß ſie mir dadurch, zu meinem unausſprechlichen, bis in's Grab hinab dauernden Kummer, verloren ginge. Alſo gebeuth mir der Richter, der Geſetzgeber, der Gott, den ich in meinem Buſen trage, den ich nicht verläugnen kann, den ich verehren, dem ich, Trotz allen widerſtrebenden Neigungen, gehorchen muß, wenn ich nicht unmittelbar die grauſamſte aller Seelenſtrafen, Verachtung und Verabſcheuung meiner ſelbſt auf mich laden will.

Theures Mädchen! ſo ſehr ich wünſche, daß Sie die Perſon ſeyn mögen, der es verliehen iſt, den Nachmittag und Abend meines Lebens zu beſeligen, die Perſon, welche nun noch auf Erden zu finden ich längſt verzweifelte, ſo ſehr ich wünſchte, der einzige Mann Ihres Geiſtes, Ihres Herzens, Ihrer Sinne, und in allen dieſen der Mann Ih-

rer höchſten irdiſchen Glückſeligkeit zu ſeyn: eben ſo ſehr drängt mich auch die Pflicht, Sie durch dieſes getreue Bekenntniß von mir ſelbſt zur ſtrengſten Prüfung aller Ihrer Neigungen und Anſprüche erſt aufzufordern, ehe der Enthuſiasmus uns Beide zu Schritten verleite, die uns in groſſes Unglück führen könnten. Ich will daher mein Inneres und mein Äußeres ſo ſchildern, daß, wo möglich, ich ſelbſt hinfort mich nicht genauer kennen will, als Sie mich kennen ſollen.

Was zuvörderſt meinen Geiſt und mein Herz betrifft, ſo mögen Sie zwar wohl glauben, Beides aus meinen öffentlichen Werken ſo hinlänglich zu kennen, um ſich in Anſehung dieſer Stücke volle Genüge für Ihre Wünſche verſprechen zu dürfen. Allein vielleicht könnten Sie dennoch wohl irren. Ich will zwar, eben ſo unbefangen von Demuthsziererei, als von Dünkel, gern zugeben, daß Einiges unter meinen Werken befindlich ſeyn möge, das eines edeln Geiſtes und Herzens nicht unwürdig iſt. Allein daraus dürfen Sie auf vollkommenen und unbefleckten Adel meiner Seele keinen Schluß machen. Es wäre ſonſt eben ſo viel, als ob Sie von einigen ſchönen Blüthen auf geſunde und unverdorbene Schönheit und Vollkommenheit des Baumes, welcher ſie trug, ſchlieſſen wollten. Auch ein wurmſtichiger, mehr, als halb verrotteter Stamm mag, wenn er ſonſt nur

urſprünglich guter Art iſt, noch immer deren einige hervorbringen. Nun fürchte ich ſehr, daß Sie und Jeder, der mich näher kennen lernt, Trotz dem beſten Vorurtheile, das er vorher für mich hägte, genöthiget ſeyn werde, mich für einen ſolchen verdorbenen Stamm zu halten. Ungewitter und Stürme des Lebens haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewüthet. O, ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach ſeyn könnte, und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milderer Himmel gelächelt hätte. Durch viele und langwierige Widerwärtigkeiten bin ich an Leib und Seele ſo verſtimmt worden, daß ich oft in eine trübe melancholiſche Laune, und dabei in eine Ohnmacht des Geiſtes verſinke, die mich gewiß nicht empfehlen kann. Denn ich verliere alsdann allen Muth, alles Vertrauen auf mich ſelbſt, und halte mich für kopfleer, für herzkalt, für wortarm, kurz, für einen höchſt werthloſen Stümper. Ich denke, Jeder, der mich nur anſieht, ſpricht bei ſich: „Es iſt mit dem Menſchen doch gar nichts anzufangen!„ weil ich dieß wirklich ſelbſt glaube. Darob bin ich mir dann ſelbſt gram; und wenn man ſich ſelbſt gram iſt, ſo kann man unmöglich Andern angenehm und liebenswürdig erſcheinen. Da ich indeſſen urſprünglich gewiß mehr Anlage zum Frohmuth, als zum Trübſinn habe, ſo wäre ich wohl in den letzten Jah-

ren in mein erſtes Natur-Geleiſe zurück gelanget, wenn ich meine gefeierte Molly-Adonide behalten hätte. Denn in dem Beſitze ihrer Perſon und Liebe fühlte ich mich ſehr merklich wieder gedeihen, wie an Reichthum des Kopfes, ſo an Fülle, Wärme und Kraft des Herzens. Jene Laune beläſtigte mich damahls in weit geringerem Grade, und das Weib meines Herzens erfuhr davon, wie ich glaube, gar keine Beſchwerde. Wodurch hätte ich aber nach ihrem Hinſcheiden geneſen ſollen? — Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande. Sollte ſie aber wohl möglich ſeyn, eine ſo gewaltige Liebe, die es der Mühe werth hielte, ein lange verſtimmt geweſenes Inſtrument rein umzuſtimmen und mit neuen Saiten zu beziehen? Und würde hernach das Inſtrument ihr Mühe und Koſten vergüten? — Ach, ich bin auch im Stande der Geſundheit des Leibes und der Seele nur ein gewöhnlicher Alltagsmenſch, wie ſie zu Millionen unter Gottes Himmel herumlaufen. Ich erſtaune, wie ein vernünftiges Publicum mich, um einiger guten Verſe willen, für etwas Beſonderes halten könne.

Eliſe meint, weil ich nicht übel ſchriebe, ſo müßte ich auch wohl artig ſprechen. Nichts weniger. Ich bin ein erbärmlicher Sprecher. Meine Schrift fließt mühſelig und langſam, in Proſe und in Verſen. Nur ein Bißchen geſunde

Beurtheilungskraft und Geſchmack machen, daß es bisweilen leidlich wird, was ich ſchreibe. Mein mündlicher Vortrag muß daher vollends ſchlecht von Statten gehen. Die Gabe, geiſtreich, lebhaft und witzig im Umgange zu unterhalten, mag ich vielleicht überhaupt nicht, oder doch nur in meinen glücklichſten ſeltenſten Stunden, und auch da nur für Solche beſitzen, die mich ſehr lieb haben, und gerade an meiner Weiſe Gefallen finden. Manchen mag auch bloß deßwegen etwas als ſchön vorkommen, weil ich, der für etwas Beſonderes Gehaltene, es ſage; ob es gleich etwas ſehr Armſeliges iſt. Ich könnte nun zwar wohl öfter und mehr mit manchem geſellſchaftlichen Schwätzer und Spaßmacher wenigſtens gleichen Schritt halten. Allein ich bin zu ſchüchtern und blöde, alle die leichte und blind gegriffene Münze auszuſpenden, die gleichwohl, wie ich an Andern täglich ſehe, ohne Widerrede im gemeinen Handel nnd Wandel gilt. So oft ich mir auch ſelbſt deßfalls Muth einzuſprechen ſuche, ſo tritt mir doch gemeiniglich das Gewiſſen in den Weg. Aus Beſorgniß, durch Zucken oder Stocken die Unvollkommenheit meiner Waare zu verrathen, ſchweige ich lieber ganz ſtille. Darüber mag mich wohl ſchon Mancher und Manche für einen armen Schlucker gehalten, und ſich gewundert haben, wie ein ſo langweiliger Menſch doch ſo leidliche Gedichte gemacht haben könne. Nun, an echter

vollwichtiger Goldmünze des Geiſtes bin ich auch in der That kein Cröſus, wiewohl ich an gemeinem Klappergelde nicht eben ein Bettler bin.

Mein Charakter und meine Geſinnungen möchten zwar vielleicht noch etwas mehr werth ſeyn, als meine Geiſtes-Talente. Dennoch fühle ich, daß ich mit jenen noch weit unzufriedener ſeyn muß, als mit dieſen. Denn ſo wie ich hier nicht nur erkenne, was zum beſſer und vollkommener ſeyn gehört, ſo fühle ich auch gar wohl die Möglichkeit, dieſe Vollkommenheit zu erreichen, wenn ich nur nicht von Trägheit, Weichlichkeit, Leichtſinn und Sinnenluſt mich ſo oft abhalten ließe. Dieß verurſacht, daß ich auch in Anſehung deſſen, worin ich vielleicht wirklich beſſer bin, als andere Menſchen, dennoch nicht gar viel von mir ſelbſt halten kann. Denn da ich zu wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen los zu reiſſen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegen über liegenden, von mir ſelbſt erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzuſtreben, ſo muß ich wohl mein wirkliches Gute nur für Product eines unterſtützenden Temperamentes halten. So glaube ich, zum Beiſpiel, nicht, daß ich grob, beleidigend, hämiſch, boßhaft, zänkiſch, unverſöhnlich, rachgierig, u. ſ. w. bin. Aber warum bin ich's nicht? Etwa, weil ich das Alles für unrecht, das Gegentheil aber für Pflicht halte? Ach! das thue ich frei-

lich. Aber darum meide ich wohl nicht jene Laſter und übe die entgegen geſetzten Tugenden aus; ſondern vielleicht nur darum, weil mein träges und weichliches Temperament Ruhe und Frieden liebt. Wie manche meiner Tugenden mag aus Eigenliebe, Eitelkeit und Ruhmſucht entſpringen!

An meiner Lebensweiſe und an meinen Sitten iſt noch ungleich mehr auszuſetzen. Ich bin kein guter Haushälter. Nicht, daß ich etwa zur Verſchwendung geneigt wäre; ſondern weil ich ziemlich unordentlich, nachläſſig, träge und leichtſinnig bin, und weder meines Geldes, noch meiner übrigen Habſeligkeiten ſonderlich achte. Es läßt ſich daher auch kein Menſch bequemer betriegen, als ich. Denn wenn ich den Betrug auch merke, ſo muß er ſchon arg kommen, ehe ich ihn nur zur Sprache bringe, beſonders auch darum, weil ich mich Niemanden gern unangenehm mache. In Eſſen, Trinken und vielen andern Gegenſtänden des Luxus kann ich mich, ohne daß es mir ſauer wird, ſehr ſparſam behelfen. Etwas weniger vielleicht in der Kleidung, worin ich, wenn es ſeyn kann, wohl etwas mehr, als meines Gleichen, moderniſire.

In dem, was die Kinder dieſer Welt Artigkeit und feine Lebensart nennen, habe ich auch eben nicht viel gethan. Ich glaube, ich bin ziemlich trocken, hölzern und ſteif in meinen körperlichen ſo wohl, als geiſtigen Bewegungen.

Durch ſo genannte Galanterie und Politeſſe bin ich ſchwerlich im Stande, mein Glück zu machen. Was ich vielleicht auch leiſten könnte, den Menſchen angenehm und gefällig zu ſeyn, das unterlaſſe ich doch entweder aus Stolz, oder aus Nachläſſigkeit und Trägheit. Des Stolzes, wie auch des Trotzes gegen fremden Stolz und Trotz iſt mir überhaupt eine ziemliche Portion zu Theil geworden. Dieß wäre indeſſen wohl noch ſo übel nicht. Aber das iſt übel, daß ich's aus Nachläſſigkeit und Leichtſinn zum Beiſpiel oft an Antworten auf Briefe, an Beſuchen, an Ehrenbeſchickungen und Befolgung mancher Vorſchriften der Etiquette ermangeln laſſe.

Was indeſſen Lebensweiſe und Sitten betrifft, ſo glaube ich, ein Weib, das ich liebte, könnte mich ohne ſonderliche Schwierigkeit zu demjenigen machen, wozu ſie mich nur immer gern hätte. Liebe würde meiner mächtig ſeyn, ſo viel ich nur meiner ſelbſt mächtig bin, und wohl noch mehr. Ich weiß nicht, ob es mir zum Lobe, oder zum Tadel gereichen mag, daß ich mich bei einem geliebten Weibe kaum gegen Sclaverei aufrecht erhalten würde; beſonders, wenn ſie die Kunſt, zu herrſchen, verſtände.

Übrigens kann ich nicht bergen, daß man mich für einen ziemlichen Libertin hält, und, leider! nicht ganz Unrecht hat. Doch iſt es darum, weil ich bisweilen eine unartige

Zunge habe, bei weiten nicht ſo arg, als Mancher glauben mag. Ich bin in dieſem Puncte nicht immer, und ſonderlich in früheren Jahren nicht, ganz regelmäßig, aber doch nicht auf eine niedrige und ſchmutzige Art ausſchweifend geweſen. Denn mit allen meinen Gebrechen Leibes und der Seele war ich doch jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten *), ohne erſt mühſeliger Anwerbungen zu bedürfen. Ich fühle indeſſen, daß ich dem Weibe meiner Liebe ohne ſehr harte und dringende Verſuchung nicht ungetreu ſeyn könnte. Ich weiß das aus der Erfahrung bei dem einzigen weiblichen Geſchöpfe, das ich vor Eliſe'n nur allein im höchſten und volleſten Verſtande des Wortes geliebt habe, wovon ich hernach reden werde.

Was ich bisher, und, leider! auch zu meinem Nachtheile, von mir habe bekennen müſſen, könnte vielleicht noch nicht hindern, daß ein Weib, welches mich und welches ich liebte,

*) „Er war geboren, ſchrieb einer ſeiner Freunde, der Lieblingsſänger der Weiber zu werden, und traf ihr Herz, wie kein anderer Dichter. Davon könnte ich manche angenehme Anekdote erzählen, und ich wundere mich gar nicht, daß er ſich ſo manches Herz gewonnen hat. Ein ſehr wackeres Weib geſtand mir einmahl, daß ſie dem lieblichen Sänger nothwendig hätte in die Arme fallen müſſen, wenn er's darauf angelegt hätte.„

D. H.

mit mir glücklich wäre. Allein nunmehr folgt das Bedenklichſte.

Wenn ich auch noch ſo liebenswürdig von Geiſt, Herz und Sitten wäre, ſo bin ich doch weder jung, noch ſchön, noch in guten häuslichen Umſtänden. Meine Jahre reichen völlig an das wohl bewußte — Schwaben-Alter hinan. Von hundert jungen, hübſchen, zwanzigjährigen Mädchen dürften leicht neun und neunzig die Schultern davor zucken. Ob ich gleich an Geſicht und Figur nicht eben eine Fratze zu ſeyn glaube, ſo bin ich doch wahrlich auch nie ein Adonis geweſen. Das Profil, das Eliſe kennt *), ſoll, wie Viele behaupten, mir ziemlich gleichen; wiewohl Andere dieß wieder läugnen. Ich kann's nicht beurtheilen, weil ich nicht die Ehre habe, mich im Profil zu kennen. Indeſſen möchte ich doch beinahe fürchten, daß man ſich darnach leicht etwas Hübſcheres unter mir vorſtellen könnte, als ich wirklich bin; etwas mehr Leben und Freundlichkeit allenfalls ausgenommen.. Meine kleinen Kränkeleien geben mir oft ein weit hinfälligeres und abgeblaßtes Anſehen; wiewohl in den Zeiten, da ich mich geſunder und munterer an Leib und Seele fühle, die Leute mich auch wohl für zehn Jahr

*) Vor der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte.

D. H.

jünger zu halten geneigt ſind. Denn in der That bin ich urſprünglich von ſehr guter Conſtitution, und ſtände vielleicht jetzt noch in eben der Blüthe, in welcher Andere zwiſchen zwanzig und dreißig ſtehen, wenn ich nicht Geiſt und Körper mit ſo vielen und langwierigen Widerwärtigkeiten hätte müde ringen müſſen. Ich bin am ganzen Körper weit ſchmächtiger und magerer, als mein Geſicht vermuthen läßt. Ich habe dunkelblondes Haar und blaue Augen. Von den letzten pflegten bisher Weiblein und Mägdlein, bei denen ich, Gott weiß, warum? bis auf den heutigen Tag niemahls übel gelitten geweſen bin, eben nicht nachtheilig zu urtheilen. Überhaupt ſoll ich bis unter die Naſe herab, ſelbſt nach Mahlerurtheil, nicht uneben gebildet, der Mund aber ſoll ganz verzweifelt häßlich ſeyn. Das liebenswürdigſte der Weiber pflegte zu ſagen: „Bürger, es iſt kein anderes Mittel, als man muß dich unaufhörlich küſſen, damit man nur den häßlichen Mund nicht ſehe, den du bisweilen wie ein wahrer Tropf hängen laſſen kannſt.„ — Sonderbar! Mir ſelbſt kommt nun weder der Mund ſo exceſſiv häßlich, noch Naſe, Stirn und Augen beſonders ſchön vor.

Meine ökonomiſchen Umſtände ſind noch zur Zeit ſehr ſchlecht. Ich habe nichts, — nichts! Ja, ich würde ſagen müſſen, noch weniger, als nichts, wenn ich nicht noch ſo viel an Grundſtücken beſäße, daß meine Schulden damit ge-

tilgt werden können. Wenn aber auch dieß geſchehen iſt, ſo wird wenig, oder nichts übrig bleiben. Ich hatte ein ganz artiges Vermögen. Allein bei einer ſehr wenig einbringenden Beamtenſtelle auf dem Lande, wobei ich gleichwohl ziemlich viel Aufwand machen mußte, und bei einer unglücklichen Pachtung iſt mein Vermögen drauf gegangen. Auch war meine erſte Frau eine eben ſo nachläſſige Haushälterinn, als ich ſelbſt. Schon vor fünf Jahren habe ich, durch unſäglichen Verdruß genöthigt, jene Beamtenſtelle niedergelegt, und ſeitdem, freilich eben nicht im Überfluſſe, aber doch auch nicht in allzu drückendem Mangel, von meinem Kopfe gelebt. Ich bin nun zwar in dieſen Jahren nicht weiter zurück, aber doch auch nicht vorwärts gekommen. Der Tod eines mir abgeneigten angeſehenen Mannes, der in verwichenem Frühjahre ſich ereignete, hat verurſachet, daß ich endlich hier als Profeſſor angeſtellet worden bin. Wäre dieß, wie billig, eher geſchehen, ſo befände ich mich wohl ſchon wieder in gedeihlichen Umſtänden. So aber eröffnet ſich mir erſt jetzt eine beſſere Ausſicht. Ich bekomme zwar noch kein Gehalt, und muß vielleicht noch ein Paar Jahre darauf warten; jedoch läßt ſich hier durch Collegien-Leſen ein Ziemliches erwerben, und ich ſchmeichele mir, auf dem Wege zum Beifalle zu ſeyn. Ich kann alsdann, wenn ich auch gleich noch keinen Heller fixes Gehalt bekäme, auf eine jährliche

Einnahme rechnen, die auf's ſchlechteſte nicht unter fünf hundert Thaler herab ſinken, ſehr wohl und leicht aber bis über tauſend hinauf ſteigen kann. Wenn ſich nun ein gutes liebenswürdiges Weib, begabt mit etwas Vermögen und häuslichen Wirthſchaftstugenden, entſchließen könnte, mich armen Stümper zu heirathen, ſo ließen ſich zwar wohl, wenn ich leben und geſund bliebe, ganz leidliche Umſtände für mich, und zwar ohne des Weibes Nachtheil, erwarten. Aber wie, wenn Kränklichkeit mich unthätig machte, oder gar ein früher Tod mich hinnähme? Ach, dann könnte das gute Weib vielleicht nicht einmahl ihr Zugebrachtes unverkürzt zurück, geſchweige denn vollends eine andere hinlängliche Verſorgung erhalten. Einigen Troſt hiergegen gibt jedoch unſere ſehr ſolide Profeſſoren-Witwen-Caſſe, woraus ſie ſich ſogleich eine jährliche Penſion von hundert und zehn Thalern, und ſo bald ſie in die Claſſe der ſechs älteſten Witwen gehörte, von hundert und dreißig Thalern zu verſprechen hätte, mit der Freiheit, dieſe Penſion zu verzehren, wo ſie will. Gleiche Penſion genießen auch die älternloſen Waiſen ſo lange, bis das jüngſte Kind das zwölfte Jahr erreicht hat.

Zu allen dieſen bedenklichen Umſtänden kommt noch der, daß ich nicht weniger, als drei Kinder, eine Tochter von elf, einen Sohn von ſieben, und eine Tochter von vier

Jahren habe. Nun ließe ſich zwar wohl eine Einrichtung treffen, daß eine Frau wenig oder gar nicht davon beläſtiget würde. Denn meine älteſte Tochter wird hier in einer Penſion, wo ſie mir aber wohl gegen hundert und zwanzig Thaler jährlich koſtet, erzogen; der Sohn iſt auswärts bei einer leiblichen ſehr edeln Schweſter von mir, und die jüngſte Tochter bei einer braven Frauenſchweſter. Jedes Kind hat es da, wo es ſich befindet, ſehr gut, und wird dergeſtalt geliebt, daß ich Mühe haben würde, es loszureiſſen. Denn alle ſind, Gottlob! ſehr gut geartete und liebenswürdige Kinder von Kopf und Herzen. Allein wenn ich wieder heirathete, ſo würde es mit darum geſchehen, daß ich dadurch von dem Herzweh genäſe, welches ich ſo oft über die Abweſenheit und Zerſtreuung meiner lieben Küchlein empfinde. Ich würde ſie dann wieder um mich verſammelt wiſſen wollen, Theils, um Koſten zu erſparen, Theils, um ihre Erziehung unter meinen Augen zu beſorgen. Da ich aber dieſe Kinder alle außerordentlich lieb habe, und es bei mir ſo wohl Temperament, als Grundſatz iſt, daß man nie gütig und liebreich genug gegen ſeine Kinder ſeyn könne, ſo würde es mich an meiner empfindlichſten Seite ſchmerzen, wenn ſie es bei einer Stiefmutter hart und übel hätten. Nun könnte eine Stiefmutter, wäre ſie gleich ſonſt ein gutes Weib, die Kinder vielleicht dennoch nicht lieben, bloß, weil ſie nicht

Kinder ihres eigenen Leibes wären. Ganz unſchuldiger Weiſe könnten ſie ihr zuwider ſeyn. Denn ich fühle, es könnte mir eben ſo gehen, wenn ich Stiefvater von manchen Kindern ſeyn ſollte, die ich unglücklicher Weiſe nicht leiden kann; und gleichwohl brauchte ich mich deßwegen nicht für ſchlechter zu halten, als ich wirklich bin. Dieſes iſt alſo ein höchſt wichtiger Punct, der aufmerkſame Prüfung erfordert.

Nunmehr noch etwas von meiner vorigen Lebensgeſchichte. Ich habe zwei Schweſtern zu Weibern gehabt. Auf eine ſonderbare Art, zu weitläuftig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erſte zu heirathen, ohne ſie zu lieben. Ja, ſchon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für die zweite, die damahls noch ein Kind und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntſchaft mit mir ſelbſt hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz abläugnen konnte, höchſtens für einen kleinen Fieberanfall, der ſich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grauſame Zukunft thun können, ſo wäre es Pflicht geweſen, ſelbſt vor dem Altare vor dem Segensſpruche noch zurück zu treten. Mein Fieber legte ſich nicht, ſondern wurde durch eine Reihe von faſt zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöſchlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchſt-

geliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch ſchreiben müſſen, wenn ich die Martergeſchichte dieſer Jahre und ſo viele der grauſamſten Kämpfe zwiſchen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre ſie minder billig und großmüthig geweſen, (worin ſie freilich von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterſtützt wurde,) ſo wäre ich zuverläſſig längſt zu Grunde gegangen, und würde jetzt dieſe Zeilen nicht mehr ſchreiben können. Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetrauete entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heiſſen, und die Andere, in geheim es wirklich zu ſeyn. Dieß brachte nun zwar mehr Ruhe in Aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchſt angſt- und kummervolle Verlegenheit zu Wege. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .*).

Im Jahre 1784 ſtarb meine erſte Frau an der Auszehrung,

*) über dieſes Verhältniß erklärt ſich Bürger auch in dem bereits oben S. 279 in der Anmerkung angeführten Briefe an ſeinen Schwager: „Sage mir nur, um des Himmels willen, was für abenteuerliche Vorſtellungen von unſerer beiderſeitigen Abſchen-

die in ihrer Familie erblich war. Im Jahre 1785 heirathete ich öffentlich und förmlich die Einzige Höchſtgefeierte meines Herzens; allein nach kurzem glückſeligen Beſitze verlor ich auch ſie am 9. Januar, 1786, nach der Geburt der jüngſten Tochter an einem hektiſchen Fieber. Was ihr Beſitz, was ihr Verluſt mir war, das ſagen meine Freuden- und Trauerlieder *). Seit dieſer Zeit lebte ich einſam und traurig mit ſehnendem Herzen.

---

lichkeit Du dir haſt beibringen laſſen? .... Nein, wir waren weiter nichts, als arme unglückliche Leute, deren Abſcheulichkeit in weiter nichts beſtand, als daß wir uns liebten, ohne uns dieß weder gegeben zu haben, noch wieder nehmen zu können. Es hat darunter Keiner mehr gelitten, als wir ſelbſt; und hätten nicht Leute, die es nichts anging, ganz unberufener Weiſe ihre Naſen dazwiſchen geſteckt, ſo würde Alles ſeinen ſtillen und ruhigen Gang gegangen ſeyn. Doch, es hat ja nun alle Fehde ein Ende! Wir ſind durch alles das, was vorbei iſt, um nichts ſchlechter geworden, und dürfen uns rühmen, daß wir nichts deſto weniger von guten und edeln Menſchen geſchätzt und geliebt werden. Mein Gewiſſen hat ſich nicht vorzuwerfen, daß ich deßwegen ein minder guter Ehemann gegen meine verewigte Dorette geweſen ſey, als ich wohl ſonſt geweſen ſeyn würde. Ich konnte ſie jederzeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindeſten unwürdig und lieblos begegnet ſey, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten.„

D. H.

*) Das ſagt auch ſo wahr und ſchön der folgende Brief an Boie.

Kann Eliſe'n der Mann noch reitzen, der ſo vor ihr da ſteht? Noch habe ich, wie mir vorkommt, mir ſelbſt eben

„Göttingen, den 16. März, 1786.

Herzlichen Dank, liebſter, beſter Boie, für Deinen gütigen theilnehmenden Brief! Echtes Mitleid iſt immer ein Becher, wo nicht der Heilung, dennoch wenigſtens ſüßer Labung für den Zerſchlagenen, beſonders, wenn ihn eine ſo liebe Hand, wie die Deinige, darbiethet. — Ich bin ein armer unheilbarer Menſch bisher geweſen; ich bin es noch immer fort, und werde es bleiben bis in mein Grab neben der Unvergeßlichen, ein armer, an Kraft und Muth und Thätigkeit gelähmter Menſch, der zu jedem Dinge langſam und verdroſſen iſt. „O, das gibt ſich mit der Zeit!„ wirſt Du mit hundert andern herzensguten Tröſtern ſagen. Freilich iſt wohl die Zeit noch unter allen Tröſterinnen die beſte; allein was ſich geben wollte, geben konnte, das hat ſich längſt und ſchon in den erſten zwei Tagen gegeben. Was aber nun nach zwei Monathen noch übrig iſt, das gibt ſich auch ſchwerlich mein Leben lang. Wann wird der Schwarm von tauſend und abermahl tauſend Erinnerungen aufhören, meine Seele zu umflattern? Und wann wird jede derſelben bis dahin ermatten, um nicht mehr, wie bisher, mein Herz auf das ſchmerzlichſte zuſammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufſchreie? Eben ſo tief war einſt meine unendliche Liebe, eben ſo tief mußte ſich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben. O! wie könnte ich Ihrer vergeſſen? Ach, Ihrer, Ihrer! der ich ſeit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang mit immer gleich heißer, durſtender, verzehrender Sehnſucht nachſeufzte? Ihrer, durch welche ich bin Alles, was ich bin und nicht bin! Ihrer, um welche die einſt ſo geſunde Jugendblüthe meines Leibes

nicht zum Vortheile geredet. Etwas iſt indeſſen doch wohl demjenigen erlaubt, zu ſeinem Beſten zu ſagen, der keinen

---

ſo wohl, als Geiſtes, vor der Zeit dahin welkte! Ihrer, die dieſe verwelkte Blüthe endlich ganz wieder zu beleben verſprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die Meinige endlich ward, mich gleichſam aus der Nacht der Todten zurück rief, und in einen lichten Freudenhimmel empor zu heben anfing! — Ach, und wozu? Um ſo ſchnell, ſo auf Ein Mahl mir wieder zu entſchwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufgangs zum neuen beſſeren Leben fahren und noch tiefer in die vorige Nacht zurück ſinken zu laſſen! O Boie, ich liebte ſie ſo unermeßlich, ſo unausſprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, ſondern gleichſam mein Herz ſelbſt zu ſeyn ſchien. Wie ſo ganz verwitwet ich nun bin und wahrſcheinlich immer bleiben werde, das kann ich Dir mit Worten nicht begreiflich machen. Freilich kann man oft von ſich und ſeinem Herzen, dieſem Proteus, keine Stunde vorher etwas Gewiſſes prophezeien; Gefühle kommen und verſchwinden, wie der Dieb in der Nacht: aber das Gefühl dieſer Liebe hat ſich ſo lange und ſo tief mit meinem innerſten Ich verwebt, daß, wenn es auch nicht unmöglich wäre, dieſes mein Ich umzuſtimmen, dennoch dasjenige Weib, welches das Bild der einzig und höchſt geliebten Unvergeßlichen gänzlich in Schatten zurück zu drängen vermöchte, ein wahres Meiſter- und Schöpferwerk an mir verrichten würde.

Ach, liebſter Boie, ich ſage es ja nicht allein, daß ſie eine der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts war. Könnteſt du die Stimmen auch der Gleichgültigſten, die ſie näher kannten, ſammeln, ſo dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheil aus-

ſeiner wichtigſten Fehler vorſätzlich verſchwieg. Dem Weibe, das mich, ſo wie ich da bin, zu lieben vermag, und wel-

---

fallen. Hat jemahls die ſchönſte Weiberſeele ſich in entſprechender Leibesgeſtalt ſichtbarlich offenbaret, ſo war es bei ihr geſchehen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Geſichts, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, ſelbſt des Flötentones ihrer Stimme, kurz, Alles, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrloſet war, verrathen, weß himmliſchen Geiſtes Kind ſie war. Wie nur irgend ein ſterblicher Menſch ohne Sünde ſeyn kann, ſo war ſie es; und was ſie ja in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das ſteht allein mir und meiner heißen, flammenden, allverzehrenrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich geweſen, dieſer, bei eben ſo hinreiſſenden Gefühlen auf ihrer Seite, zu widerſtehen? Und dennoch, dennoch hat ſie ihr Jahre lang unter den ſtärkſten Prüfungen widerſtanden. Dennoch iſt ſie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchſt reinſte weibliche Unſchuld und Keuſchheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wüthender Löwe, der ich oft weder meines Menſchenverſtandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die ſie mir hätten ſtreitig machen wollen, mit den Zähnen zerriſſen; in meinem Wahnſinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückſeligkeit, als dem Himmel ihres Genuſſes entſagt, ſo herzlich ich es auch vor Gott betheuern kann, daß Sinnenluſt der kleinſte Beſtandtheil meiner unausſprechlichen Liebe war. Der Allbarmherzige wird mir's um ſeines Lieblingswerkes willen verzeihen, was ich im höchſten Taumel der Liebe zu dieſem verbrochen habe. An dieſer herrlichen, himmelsſeelenvollen Geſtalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als daß es nicht zu den feinſten Organen

ches ich mit voller Liebe wieder liebe, darf ich ein nicht unglückliches Leben verſprechen. Iſt es ihr ſüß, von mir ge-

---

der geiſtigſten Liebe hätte hinauf dringen ſollen. — Doch, wo gerathe ich hin? Ich ſage Dinge, die ich nicht ſagen ſollte. Du biſt ja aber einer meiner älteſten und vertrauteſten Freunde. Und am Ende, wenn ich's auch der ganzen Welt ſagte? — Pah! Was kümmert mich denn nun noch die ganze Welt? Hin iſt ja nun hin! Verloren iſt verloren! — Niemand nehme ſich's heraus, mir zu ſagen: „Bürger, ſey ein Mann!„ Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich ſo etwas und noch ſo zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünſche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzen ſo ſchön, ſo frühlingsmäßig blüheten, liegen ſie nicht alle zerſchmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geiſt und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. Aber wer anders, als nur der todte Grenzpfahl im Felde, kann eine ſolche Scene der Verwüſtung gleichgültig anſehen lernen, wenn gleich der erſte Schmerz der Verzweifelung ſich bald genug austobt? Welcher Menſch, der ein Herz von Fleiſch und nicht von Stein hat, kann wieder eben ſo fröhlich und in ſeinem Gott vergnügt dabei eſſen, trinken, ſchlafen und hantieren, als da noch Alles rings umher unverſehrt blühte und duftete? Man wälzt ſich ja freilich, nach wie vor, aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tauſendſte merkt es kaum, was und wie viel Einem fehlt. Aber . . Doch, wozu noch viele Worte? — Hin iſt hin! Verloren iſt verloren! Das iſt die Hauptſumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünſche, wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufſtehen nach etwas noch ſtrebe, ſo geſchieht es um meiner Kinder willen. Wären

liebt, an meinem Buſen gehägt und gepflegt zu werden, ſo wird es ihr nie an voller Genüge ermangeln. Denn wenn

---

dieſe nicht, ſo würde der ſehnende Wunſch, mich je eher, je lieber, neben meine Entſchlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlaſſen. Wozu ſollte auch ſonſt der nackte, kahle, traurige Stab noch lange da ſtehen, nachdem die ſchöne, holde Rebe, die ſich um ihn hinan ſchlang, herab geriſſen iſt? —

Ah! te meae si partem animae rapit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec carus aeque, nec superstes
Integer? Ille dies utramque
Ducet ruinam: non ego perfidum
Dixi sacramentum. Ibimus, ibimus,
Utcumque praecedes, supremum
Carpere iter comites parati *).

Dieſe Verſe, an die ich ſeit zwanzig Jahren nicht dachte, fielen mir nach meinem Verluſte plötzlich wie Weißagung ein, und dröhnen mir ſeitdem mit ihrem Todesinhalt durch Mark und Bein.

Meine Gedichte würde ich ſchwerlich in meinem ganzen Leben wieder zur Hand nehmen, wenn ich mich nicht noch für etwas mehr, als meine eigene armſelige Perſon, zu intereſſiren hätte. Die Beilage wird Dich von der nun nahe bevorſtehenden neuen Auflage weiter unterrichten. Kannſt Du etwas für mich thun, ſo weiß ich, Du thuſt es ungebethen. Du kannſt dieſe Ausgabe ziemlich als mein Letztes, als mein Teſtament anſehen. Meine Kraft iſt dahin; was mir noch übrig iſt, das will ich zur Ver-

---

*) Horat. Carm. II. 17.

ich einmahl echt und von Herzen liebe, ſo liebe ich gewiß unveränderlich, und keine Fülle des Genuſſes kann mich des

herrlichung meiner Unvergeßlichen zuſammen raffen. Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe ſo viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verurſachte, nicht mehr vergelten.

Meine häuslichen Umſtände ſind erträglich, ob ich gleich harte Ausgaben dieſen Winter über gehabt habe. Sie würden in kurzen merklich beſſer geworden, ja, ich würde wieder auf einen grünen blühenden Zweig gekommen ſeyn, wenn ich meine mit allen häuslichen und wirthſchaftlichen Tugenden gezierte Auguſte, und mit ihr meinen Muth und meine Thätigkeit behalten hätte. Nun muß ich mich wieder fremden Leuten Preis geben, ſo enge ich mich auch zuſammen gezogen habe. Meine älteſte und einzige Tochter erſter Ehe, ein ſehr viel verſprechendes Mädchen, habe ich der Frau Profeſſorinn Erxleben in Koſt und Erziehung gegeben. Den Nachlaß meiner Entflohenen, nebſt ſeiner Amme, hat meine Schwiegerinn mit nach Biſſendorf genommen. Höchſt traurig iſt es, daß ich meine lieben Küchlein nun ſo von mir entfernen muß. Wann werde ich ſie wieder zu mir verſammeln können?

Eben laufen Briefe aus England ein, daß ich einen jungen Engländer in's Haus und unter meine Aufſicht nehmen, auch ihn von Brüſſel, wohin ihn ſein Vater, Lord Lisburne, ſelbſt begleiten will, in ungefähr drei Wochen abhohlen ſoll. Ich hoffe, dieſe Zerſtreuung ſoll mir etwas wohl thun.

Lebe wohl, mein beſter Boie! Gott ſegne Dich nebſt Deinem trauten Weibe mit all dem Segen, den ich einſt ſo heiß, allein umſonſt, für mich erflehte! Unveränderlich Dein getreuer

Bürger.„

D. H.

geliebten Weibes ſatt und überdrüſſig machen; ſo gemein auch die Bemerkung iſt, der Genuß ſey das Grab der Liebe. Nur Afterliebe, die den heiligen Nahmen nicht verdient, erkaltet im Bette der Ehe. Der wahren Liebe, meiner wahren Liebe bleibt dieß immer ein Brautbett. Auch das Weib, welches ich unglücklich genug wäre, nach der unzertrennlichſten Verbindung nicht mehr zu lieben, darf wenigſtens keine unedle und rauhe Begegnung von mir fürchten. Das bezeuge mir noch in jener Welt die, mit welcher ich zehn Jahre ohne ein rohes unfreundliches Wort verlebte, ob ich ſie gleich nicht liebte. Eher möchte ich vielleicht fähig ſeyn, mit der Höchſtgeliebten meines Herzens, doch nur über geargwohnten Mangel an ihrer Gegenliebe, zu hadern. Gott bewahre mich vor einem Weibe, das mich für meine Liebe nicht vollauf wieder liebt! Noch bin ich in dieſem Falle zwar nicht geweſen; aber mir däucht, es würde von allen möglichen der ſchlimmſte ſeyn. Leicht könnte ich dann der unerträglichſte Menſch werden. Denn es kommt mir vor, als ſey ich großer Eiferſucht fähig. Freilich nicht, nach gemeiner Männer Weiſe, zum Hüthen und Auskundſchaften der Schritte und Tritte meines Weibes; nicht zur Einſchränkung ihrer Freiheit in irgend einer Art des Umganges. Aber heimliche Verzweifelung würde mein Herz zerfleiſchen, und in

der grauſenden Geſtalt eines Höllenverdammten würde ich vor ihrem Angeſichte umher ſchleichen.

Nun, Eliſe, prüfen Sie ſich und mich! Erkundigen Sie ſich, wo möglich, nach mir und meinen Umſtänden auch bei Andern. Doch glauben Sie eher nichts, als bis ich's Ihnen ſelbſt beſtätigt habe. Denn ob gleich kaum irgend Jemand mich ſchlimmer ſchildern wird, als ich ſelbſt gethan habe, ſo könnte mich doch wohl ein Anderer minder wahr ſchildern, als ich, der ich mich ſelbſt am beſten kenne, zu thun im Stande bin.

Sie haben eine Mutter, und, wie mir verſichert worden iſt, eine rechtſchaffene und kluge Mutter. Wenn Ihnen je in Ihrem Leben der Rath einer ſolchen Mutter theuer und werth war, ſo laſſen Sie ſich's in dieſem Falle doppelt angelegen ſeyn, auf ihre Stimme zu horchen. Sie wird vermuthlich dieſe Darlegung mit einem offneren und unbefangeneren Sinne, als Sie, liebe ſüße Schwärmerinn, aufnehmen, und der Rath des Mutterkopfes wird vermuthlich zuverläſſiger ſeyn, als der Rath des Tochterherzens. Findet die Mutter, daß der Mann, der ſich mit dem Pinſel der Wahrheit hier ſelbſt geſchildert hat, ohne mit Wiſſen und Willen irgend einen Flecken, worauf etwas ankommen kann, auszulaſſen, dennoch wohl ein guter Mann für ihre

Tochter ſeyn könne, nun, — ſo überlaſſen Sie ſich dem vollen Zuge Ihres Herzens!

Doch nein! Auch alsdann noch nicht eher, als bis Sie mich ſelbſt geſehen haben. Meinen Sie, nach wiederhohlter und abermahls wiederhohlter Prüfung dieſer Beichte, daß ich, Trotz Allem, was an mir auszuſetzen iſt, dennoch der Mann Ihres Herzens ſeyn könne, wenn anders mein Körperliches Ihnen nicht ganz und gar zuwider ſeyn ſollte, und Sie ſagen mir dieſes redlich, offenherzig und unbefangen, ſo will ich ganz in der Stille, unerkannt und unter fremdem Nahmen, um weder Sie, noch mich ſelbſt vor der Welt bloß zu ſtellen, zu Ihnen nach Stuttgart kommen. Auch ich ſelbſt muß Sie erſt ſehen, wie Sie leiben und leben, und ob Sie diejenige wirklich ſind, die ich im Geiſte freilich ſchon längſt mit hoher Liebe umfaſſe. Geiſt, Herz, Charakter, Lebensart, Sitten, Stand, Ehre, Vermögen ſind zwar wichtige Ingredienzen zu einer glücklichen Ehe; allein ſie machen es doch nicht immer und ganz allein aus. Wir ſind insgeſammt ſinnliche Menſchen, und auch die Sinnlichkeit will ihr Recht haben. Unſere Sinne müſſen ein wechſelſeitiges Behagen an einander finden, welches ſich nicht gerade nach Jugend und Schönheit, ſondern oft nach einem unerklärbaren Etwas richtet, das ſich weder mahlen, noch be-

ſchreiben, ſondern allein im Innerſten fühlen läßt. Dieſes Etwas läßt ſich weder geben, noch nehmen.

Nach dieſen Vorbereitungen wird es ſich in der erſten Stunde unſerer perſönlichen Zuſammenkunft ausweiſen, ob wir das Publicum mit der allerſonderbarſten Heirathsgeſchichte zu amüſiren, — zu unſerm eigenen noch größeren Amüſement zu amüſiren im Stande ſind, oder nicht.

Eliſe, Eliſe! ich ſchließe mit einer theuern, feierlichen Beſchwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei Ihrem eigenen Wohl und Weh, und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige beſorgt ſeyn kann, als er iſt, beſchwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei ſich fühlen, daß Sie ſich mit voller Liebe in meine Arme werfen können. Ich ſchwöre Ihnen, in Anſehung Ihrer eben dasſelbe zu beobachten.

Und ſo hoffe ich freudig, der Allbarmherzige werde unſern Bund, wenn er zu Stande kommt, mit ſeinem Segen krönen.

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn in Berlin.

70712539